II. Jahrgang.
No. 40

10. Kriegsnummer

1. Oktober 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Der Kriegsjunge.

Phot. Ed. Fraenkl, Berlin-Friedenau.

Der erste Besuch beim Vater im Krankenhaus.

Umfang: 16 Seiten.

Aus Feld- und Lagerleben.

Spezialaufnahmen für das „Illustrierte Blatt".

Ulanen im Anmarsch.

Ein frischer Morgentrunk für den Großherzog von Hessen. (Der Großherzog rechts am Zaun.)

Paris amüsiert sich weiter . . . .

Luigi Barzini, der Kriegsberichterstatter des Mailänder „Corriere" hat nach längerer Pause seinem Blatt wieder einen Kriegsbericht schicken können. Seine neueste Schilderung ist „Paris in Erwartung der Preußen" überschrieben; er entwirft darin wohlgelungene Federzeichnungen von dem uns unbegreiflichen Verhalten der Pariser, und einige seiner Bilder, die deutschen Flieger über Paris betreffend, mögen hier wiedergegeben werden.

Seit einigen Tagen hat man keine Taube über Paris gesehen, und die Menge, die das regelmäßige Schauspiel vergeblich erwartet hat, ist enttäuscht. Diese deutschen Tauben sind zwar eine Gefahr, aber auch ein Schauspiel. Der Pariser ist immer bereit, etwas aufs Spiel zu setzen, wenn er einem fesselnden Schauspiel beiwohnen kann. Unerwartete Abenteuer erschüttern oder erschrecken ihn nicht, das Unvorhergesehene dagegen macht tiefen Eindruck. Es gehört bei ihm nicht viel dazu, die Wogen der Erregung oder der Gefühle maßlos aufzuwühlen. Wenn er nicht weiß, was los ist, fabelt er von ungeheuren Katastrophen, aber alles erscheint ihm als nichts, wenn er es vorher weiß. So hat auch das erste deutsche Flugzeug über Paris die Einwohner der Lichtstadt erschreckt, das zweite hat sie gefesselt, und das Dritte war bereits eine Zerstreuung. Alles ist Gewohnheit!

Mit deutscher Pünktlichkeit zeichnet sich um ½6 am Pariser Himmel der Umriß einer deutschen Taube ab; diese Zeit ist für die Pariser daher ihre Taubenzeit, und der Pariser redet von der 5 Uhr-Taube wie sonst vom 5 Uhr-Tee, übrigens in englischer Sprache.

Um 5 Uhr werden die freien Plätze der Stadt belebt, und alle Köpfe recken sich in die Höhe. Unternehmungslustige Leute sind darauf verfallen, aus der täglichen Taube ihren Nutzen zu schlagen, und es sind ein paar neue Berufe entstanden. Auf den ruhigen Nordhängen des Montmartre vermietet man Sitzplätze, von denen aus man den Flug der deutschen Tauben bequem verfolgen kann. Auf den Straßen verkaufen die Händler Abbildungen der deutschen Tauben, und ganz ausgewitzte Leute laufen zwischen den Neugierigen herum und fragen: Opernglas gefällig? Sie müssen damit ganz gute Geschäfte machen, denn alles reißt sich um die Operngläser, um die Flugzeuge genau betrachten zu können.

Nicht nur auf dem Montmartre, nein auf allen freien Plätzen von Paris drängen sich um 5½ Uhr die Menschenmassen zusammen, um die „Tauben" (der Pariser sagt verächtlich boches, ohne übrigens zu wissen, was dieses funkelnagelneue Wort eigentlich bedeutet, oder verstümmelt Taube zu taupe (Maulwurf) zu betrachten. Niemand denkt daran, daß er durch die Bombenwürfe getroffen werden könnte, niemand hat Furcht, alle sind neugierig. Da steht vielleicht einer im glücklichen Besitze seines Opernglases. Nach kurzer Betrachtung des Flugzeuges erklärt er: „Es ist gepanzert", und die Leute mit unbewaffnetem Auge strengen nun ihre Sehwerkzeuge an, um diese Angabe selbst bestätigen zu können. Plötzlich knallt es irgendwo: erst ein Schuß, dann zehn Schüsse, dann hundert. Es ist, als ob ein förmlicher Kugelregen losginge.

Freilich sieht man die Schützen meistens nicht, denn sie stehen auf Dächern, aber die Hauptsache ist, daß es überhaupt knallt, denn das bedeutet den Höhepunkt der „Vorführung" . . .

Phot. E. Benninghoven, Berlin-Friedenau.

Auf der Flucht.

Was uns der Feind genommen,
war mehr als Gold und Gut:
Wir sind vom Grab gekommen,
drin unf're Heimat ruht.

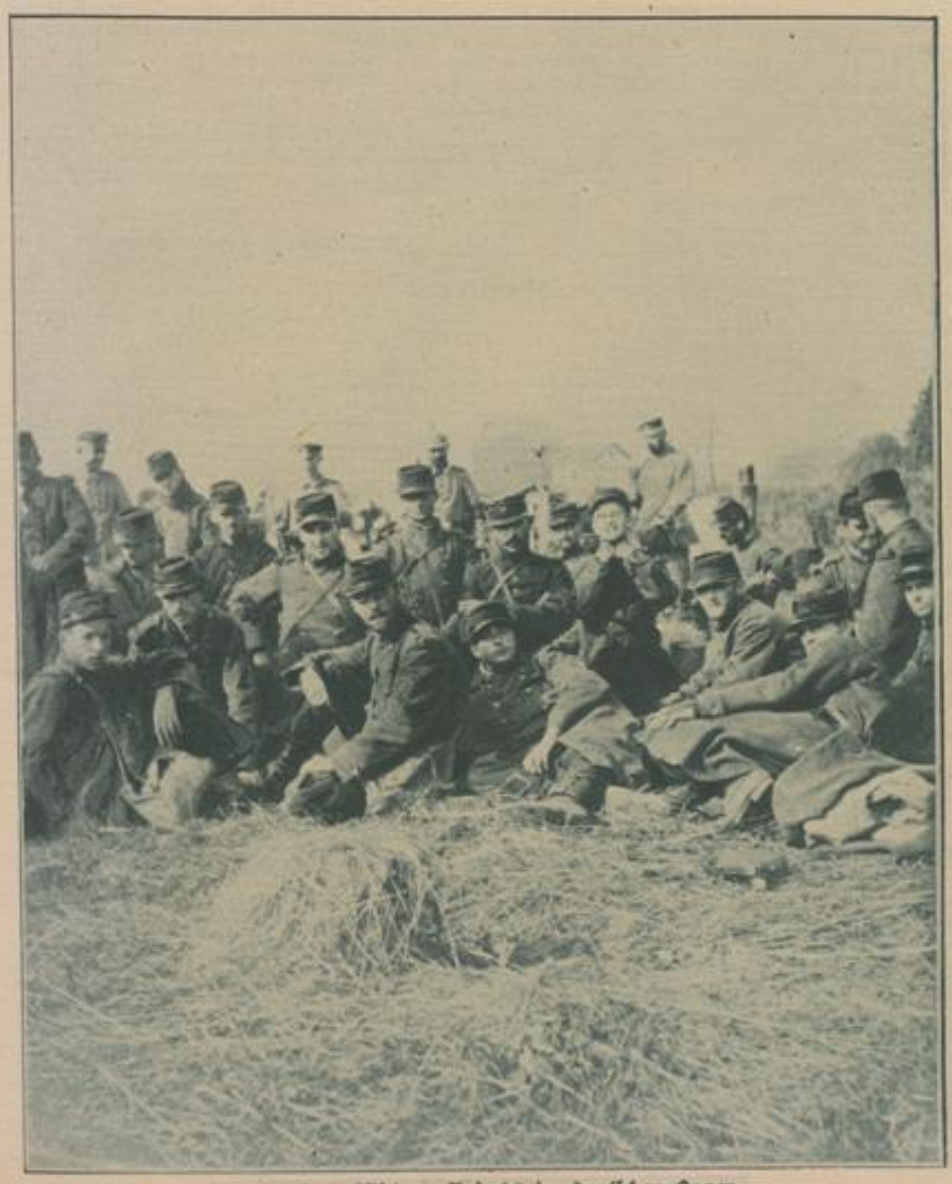
Das Haus, das uns geboren,
zerbarst in Feuersglut,
Das Vieh liegt an den Toren
erstarrt in seinem Blut.

Nun laufen unsre Tränen,
dieweil der Wagen knarrt —
Fluch russischen Hyänen,
Fluch dieser Mörderart!

Doch sind wir nicht Zerdrückte,
weil wir Getret'ne sind —
Das Wort, das uns entrückte,
sprang auf wie Sturmeswind.

Sieg! sprach die Donnerweise
Tod! klang's dem russ'schen Schurk' —
Wir beten abends leise:
Gott, Gott! und — Hindenburg. . .

M. G.



Frischer französischer „Besuch" im deutschen Lager.

Offiziere in Erwartung des Aufbruches.

In Feindesland.

Vom französisch-belgischen Kriegsschauplatz.

Beim Studium der Karte.

Feldküchen-Sofa.

Befehlsausgabe.

Die Kriegsbilder unserer Nummer, die sämtlich auf den belgisch-französischen Kampfplätzen aufgenommen sind, geben eine treffliche Anschauung von dem Leben und Treiben da draußen, von den schweren Kämpfen und den Schrecknissen des Krieges. Rittmeister von P., der die Aufnahmen gemacht hat, stellt uns auch die folgende kleine Skizze zur Verfügung, die in ihrer knappen Art eine Fülle von Einzeldingen und Bildern zeichnet und gerade wegen ihrer gedrängten Kürze sehr eindrucksvoll ist. Sie enthält auch einen kurzen Bericht über den Tod des Generals Scherbening, dessen Bild wir in der vorigen Nummer brachten.

Vitry le françois, 10. September.

Wir hatten westlichen Kurs eingenommen. Das rechte Flügelkorps der kronprinzlichen Armee verlangte Unterstützung; wir gehen nun wieder südwärts.

Ich hatte Staffelbefehle die Nacht zu überbringen und kam um 5.30 nachmittags nach Hause, wo bereits die Pferde des Generalkommandos zum Abmarsch bereit standen. Die helle Vollmondscheibe begann sich zu verfärben. Eine herrliche Morgensonne zeigt uns den Weg. In der Nacht noch waren die Nachhuttruppen des zurückgehenden Feindes bereits wieder festgehalten worden durch vereinzeltes Feuer und so mußte es an der M . . . . . zu ernsten Auseinandersetzungen kommen. Mir war gesagt: Fahren Sie mit der Autostaffel bis V . . . ., das Generalkommando verbleibt auf der Angriffsstraße nördlich des Ortes. Auf den Anfahrstraßen Artillerie und Infanteriekolonnen. Die Kavallerie-Division U. ist sehr überanstrengt, hält sich heute hinter den Hügeln. Man braucht sie; aber schont lieber die Pferde. Eine sengende Hitze, Pappelalleen, langgestreckte Wiesen mit dicken Erlengebüschen, ein undurchdringlicher Staub von Autos und Kolonnen, auffahrenden Batterien. Unaufhörlicher Kanonendonner. Der Feind hat sich an den Kanälen der M . . . eingegraben. Man sieht nichts von ihm, einzelne Kavallerieposten werden abgeschossen. Da plötzlich über uns die unheimliche Schrapnellwolken, die ihren Kugelregen nach unten streuen, sie gingen in die Wiesen. Links von der Chaussee pfiffen zwei Granaten und graben sich tief, ohne zu explodieren, ins Ackergelände ein. „An die Autos!“ rief ich, auch die Kolonne der Kochküche machte kehrt und in eiligem Tempo zogen wir uns hinter eine Walddeckung auf 2 Kilometer zurück. Ich ritt nach Villers, um dem Stab Meldung zu machen; er lag in einem Graben und die feindlichen Geschosse gingen über ihn hinweg. Ein Huhn von gestern, eine Brotkruste, eine Flasche Burgunder helfen uns wieder auf die Strümpfe. An Wein fehlt es nie. Alle Keller sind gefüllt und wenn der Ort nicht gerade abbrennt, so ist an Getränken kein Darben. — Maschinengewehre und Haubitzen donnern seit 6 Stunden und die Stellung scheint nicht gebrochen.

Eine Straße in der eroberten französischen Festung Longwy.

Das Innere der Kirche in Longwy, von wo aus auf unsere Truppen gefeuert wurde.

5 Uhr. Wir rücken mit der Autostaffel wieder vor. In Heiltz herrscht ein furchtbarer Brand, auch einige große mit Mehl beladene Frachtdampfer auf dem Marnekanal stehen in Flammen. Die Schleusen sind in unserem Besitz, und man versucht zum Ueberschreiten des Flusses das Ablassen des Wassers. Unter schwerem Feuer und harten Verlusten gelingt es. Ich halte 7 Uhr beim Divisionsstab, eine Granate war gerade in die Scheune eingeschlagen. Drei prachtvolle Pferde des Divisions-Generals erschlagen mit dem Burschen, der sie wartete. Ein Artillerieoffizier sprengt heran, gerötet, verschwitzt, bringt die Worte nicht über die Lippen: General Scherbening ist seit drei Stunden verschwunden; man vermutet, daß ihm ein Unglück zugestoßen ist. Drei Herren werden auf die Suche geschickt, um den prächtigen Artilleriebrigadeführer zu finden. Der Unglückliche. Er war zu weit nach vorne geeilt. Eine Granate hatte ihn zerrissen. Um 9 Uhr bereits wird er begraben an der Stelle, wo er fürs Vaterland gefallen ist. Er hinterläßt eine Frau mit acht Kindern. Ich fahre zurück nach Villers. An langen Tischen sitzen die Herren im Garten des Advokaten und stürzen sich über einen frischgeschlachteten Hammel, der „mit Granaten nicht zu verkleinern" ist.

Melde ..... die Stellung der Division und den Tod des Generals. Er setzt seine Mütze ab, wieder auf, wischt den Schweiß von der Stirne, zerbeißt seine Zigarre. Es geht ihm entsetzlich nahe. Er schiebt die Suppe beiseite und zieht sich auf sein Zimmer zurück. Das Geschrei der jungen Offiziere verstummt. — In Frieden ruht ein wackerer Kämpfer zu Vaterlands Ehre. Auf einem kleinen frischgeschnitzten Holzkreuz steht sein Helm. Die Geschütze seiner Artillerie-Brigade rollen krachend am frischen Grabhügel vorüber. Ein letzter Gruß dem General Scherbening, 4 Uhr morgens. Der Kanalübergang der . . . Division ist erzwungen. Scherbenings letzter Befehl.

:: ::

Die Kämpfe um Longwy.

Auf dem Wege nach Longwy durchfährt man die friedlichen Lande und Dörfer Deutschlands und Luxemburgs, um dann nach kurzer Fahrt durch französisches Gebiet Longwy zu erreichen. Während die untere Stadt (Longwy bas) mit ihren großen Eisenwerken, die nur an vereinzelten Stellen die Spuren des Krieges aufweisen, ziemlich verschont geblieben ist und nur hier und dort niedergebrannte Häuser von der Tätigkeit der Francticureurs zeugen, zeigt die obere Stadt (Longwy haut) ein Bild der Verwüstung. Kein Haus der oberen Stadt ist verschont geblieben. Vom Rathaus und der Kirche steht noch die Fassade, aber sonst liegt die Stadt in einem großen Trümmerhaufen da. Longwy ist eine alte Festung ohne Außenforts. Die Beschießung, die ununterbrochen während 136 Stunden andauerte, war auf die Wälle und Verteidigungswerke, die die Stadt eng umschlossen, gerichtet. Die Beschießung der Stadt war daher nicht zu vermeiden. Die Einwohner waren vorher entfernt worden. Die französischen Festungsgeschütze waren alle alte Modelle aus den 70er Jahren und teilweise auch Mörser aus der Zeit Louis Philippes, nur drei moderne Rohrrücklaufgeschütze

Wirkung einer Granate im Eingangstor der Festung Longwy.

fanden die Deutschen unbenutzt und unversehrt mit Verschlußstücken und Munition in der Festung vor. Außer unserer deutschen schweren Belagerungsartillerie waren auf unserer Seite noch die österreichischen 30.5 Zentimeter-Mörser in Tätigkeit. Am deutlichsten läßt sich die Wirkung einer unserer Granaten am Eingang der Festung (Siehe Bild) ersehen. Jetzt sind in Longwy unsere Feuerwerker eifrig mit den Aufräumungsarbeiten beschäftigt.

Ein Gedanke bemächtigt sich aller, die das Zerstörungswerk gesehen: möge Gott es verhüten, daß die Kriegsfackel in unser Land getragen werde.

Vorm Abrücken.

Pferdeschwemme in der Maas.

Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eider

Nachdrucksrecht geschützt durch Karl Köhler u. Co., Berlin W. 15

(5. Fortsetzung).

Als der Tanz zu Ende war, löste sie sich aus seinen Armen und blickte ihn mit ihren kühlen Kinderaugen an.

„Herr Vogt — Sie tanze soviel mit Festigkeit . . . Das ist shocking."

Er sah sie nicht an. Er sah nur ihr Haar. Niemals hatte es so geflimmert wie heute. Dann lachte er laut auf über die Zurechtweisung. Sie war wirklich originell, die kleine Miß.

Wulff konnte nicht schlafen. Sie waren zu laut unten, und unter seinen Fenstern in den Blättern der Linde hörte er es noch immer flüstern:

Ich liebe Dich. Ich liebe Dich.

*

Eine lustige Zeit folgte. Fred pfiff, wo er ging und stand. Er veranstaltete immer etwas Neues. Das Talent zum Arrangieren hatte er vom Vater geerbt.

Geert Nissen kam fast täglich. Sie gingen auch oft nach dem Eschenhof. Wulff blieb zurück. Er vergrub sich in seiner Arbeit. Aber wenn er sich so recht darin verbissen hatte, daß ihm fast der Kopf brannte, dann kamen sie und holten ihn heraus. Er mußte mitmachen, ob er Lust hatte oder nicht. Ein steifer Gesellschafter aber blieb er.

Der Vogt war oft dabei. Es war, als verjüngte er sich. Frau Ische sah fast ältlich neben ihm aus.

„Die Jugend, die Jugend!" Madame lächelte still vor sich hin. Sie filierte an einer großen Arbeit. Die sollte einmal zu einem ganz besonderen Zwecke dienen. Aber es war noch ein Geheimnis der Zukunft.

Der Herbst kam näher. Das weiße Haus schaute ernster drein. Die bunten Rosen waren verblüht.

Wulff ging über Feld, ganz allein. Er fühlte sich unglücklich, zurückgesetzt und verbiß sich immer mehr in dies Gefühl.

Da kamen sie hinter ihm hergelaufen! Lall, Fred, Meg. Die rief „Cooy", daß es über den ganzen Koog schallte.

Er wollte sie vorbeilassen. Aber sie nahmen ihn in ihre Mitte. Lall ging dicht neben ihm.

Die Sonne war untergegangen. Am Himmel glühten die Wolken wie rote Kohlenmassen, die von einer Riesenflamme verzehrt wurden. Auf dem Grase lagen die feinen Spinnwebschleier des Altweibersommers. Sie waren vom Abendtau beperlt, und das Gras unter ihnen grünte und duftete in herbstlicher Fruchtbarkeit.

Ihre Blicke schweiften über den weiten Koog von der schmalen, kaum sichtbaren Kante des westlichen Deiches bis zu dem bläulichen Hügelland der Geest. In weiter Ferne verklang das Rollen eines Wagens.

Da wurden sie allmählich still und wußten kaum ein Wort mehr zu sprechen.

Ein Hund kam in raschen Sprüngen übers Feld, hielt an und horchte. Es war eine Art Wolfshund, ein hübsches Tier. Sie wußten alle, daß nun sein Herr nicht mehr weit war, und wirklich wurde im nächsten Augenblick Geert Nissen sichtbar.

Sie gingen ihm entgegen. Lall wollte es. Wulff wäre am liebsten umgekehrt, aber Lall erriet seine Gedanken und verlangte, daß er bei ihnen bliebe.

Man ging dann miteinander weiter bis zum Eschenhof. Hier berieten sie, ob sie einkehren oder nach Hause gehen wollten. Wulff hielt sich zurück und zeigte eine abweisende Haltung.

„Wir kehren doch ein," entschied Lall endlich. Er mußte folgen. Der junge Eschenhofbauer forderte ihn extra mit besonderer Höflichkeit dazu auf.

Drinnen wurden sie mit ruhiger Freundlichkeit empfangen, als ob man gerade auf sie gewartet hätte. Es war alles so blitzblank und sauber auf dem Hofe, als ob es extra für die Gäste geputzt worden wäre, aber Lall wußte, daß es hier immer so aussah.

Sie liebte es sehr, dies saubere Haus mit seinen kühlen Stuben und dämmerigen Dielen, den hohen, geschnitzten Schränken und den messingbeschlagenen Koffern. Sie liebte die Werft, die breite Grafft, die hohen Eschen und Pappeln an ihrem Rande und das weite Land, das zu dem Hofe gehörte.

Dina, die Haustochter, ging ruhevoll hin und her und brachte Tee mit Rahm und eigengebackenen Kuchen auf den Tisch.

Der alte Eschenhofbauer saß schief in seiner Sofaecke und rauchte die lange Pfeife. Er ließ sich nicht stören und veränderte seine Stellung nicht, nur als er Wulff begrüßte, hob er den Kopf ein wenig. Seine Frau saß bei ihm im Lehnstuhl und strickte.

Die Unterhaltung verlief ruhig. Man ereiferte sich nicht und lachte auch nicht viel. Wulff sprach gar nicht. Er nahm notgedrungen Tee und Kuchen; aber er ließ die Kuchen stehen und trank die Tasse nur halb leer.

Sein Stolz litt in dieser Stunde mehr als je.

Da saß er, das Armenkind der Gemeinde, an dem Tisch des reichsten Bauern im Dorfe. Ha — wie man ihn ehrte! Wie höflich man zu ihm war! Er war überzeugt, daß man ihn nie an sich herankommen lassen, daß ihm das Herz hier nie warm werden würde, und wenn er der Schwiegersohn des Hauses wäre.

Als die anderen dann aufbrachen, atmete er auf. Vollmacht Nissens forderten die jungen Leute auf, öfter wiederzukommen. Sie nickten dabei von einem zum andern, nur ihn sahen sie nicht an. O, er fühlte es wohl.

Lall ging auf dem Heimwege wieder neben ihm.

„Es ist ein feiner Hof," sagte sie.

Die Abendschatten zogen herauf. Es wurde dunkel, ehe sie zu Hause ankamen.

„Ja, es ist ein feiner Hof," wiederholte er, „aber mir ist, als fehlte etwas darin, es ist so kühl, so still."

„Ein bißchen Sonne, ein bißchen Wind, dann wäre es schön dort."

Sie blickte sich um, und er wurde fast zornig auf sie. Weshalb sah sie sich um? Er konnte ihr Antlitz nicht sehen, obgleich sie an seiner Seite schritt, aber ihm war es, als wäre sie verändert.

In der Diele des weißen Hauses brannte die große Flurlampe. Wulff wandte sich um und sah Lall ins Gesicht. Das zeigte einen so wunderbaren Glanz, daß es fast schön war. Meg schmiegte sich an sie und streichelte ihre Hände, als wollte sie sagen: Sei glücklich! Ich freue mich über dein Glück.

Lall achtete nicht darauf; ihre strahlenden Augen blickten über alles hinweg.

Fred pfiff: „Quirewirewitt!"

Er mußte morgen reisen.

Zehntes Kapitel.

Schlichtingen beging seinen ersten Markttag. Dies Ziel zu erreichen, hatte viel Mühe und Schreibereien gekostet; aber am Ende drückte der Kirchspielvogt doch durch. Schlichtingen bekam seinen eigenen Jahrmarkt.

Pferde, Rinder, Schafe und Schweine wurden aufgetrieben. Ein Kranz von Krambuden entstand. Sogar Schaubuden, Schießzelte und ein Karussell waren da.

Am Abend wurde im Kirchspielkrug getanzt. Der Kirchspielkrüger weihte, um die Feier zu vervollständigen, seinen neuerbauten Tanzsaal ein.

Die Gäste drängten sich. Sie kamen von der Marsch und von der Geest. Hoch und niedrig, arm und reich, alt und jung kamen zusammen. Die Standesunterschiede verwischten sich an diesem Tage.

Auf der Bühne, die für die Zukunft dem Theater dienen sollte, war ein Ehrentisch aufgestellt. Dort saßen der Kirchspielvogt und seine Damen, sowie die angesehensten Bauern mit ihren Frauen.

Als es zum Tanzen ging, führte der Vogt die alte Frau Vollmacht Nissen. Deert Jakobs folgte mit der Frau Vogt, die in ihrem neuen terrakottafarbigen Seidenkleid eine ziemlich verunglückte Figur machte. Geert Nissen hatte Lall am Arme.

Die alte Madame sah ihnen nach mit gütigem Lächeln und feuchten Augen, als gedächte sie längst vergangener schöner Zeit.

Wulff sah dem Tanze zu. Er hatte sich zwar in der letzten Zeit viel Mühe gegeben, das Tanzen zu lernen, aber ein Meister war er noch nicht geworden.

Neben ihm stand die fünfzehnjährige Tochter des Kirchspielkrügers und blickte mit verträumten Augen in den Saal. Sie kannte ihn von der Schule her.

Der Tanz war zu Ende. Ein neuer wurde aufgespielt. Das Mädchen stieß ihn an.

„Du, woll'n wir nicht auch mal?"

„Meinetwegen."

Sanna war ein wildes Mädchen. Sie riß ihn mitten in den Trubel hinein, dort, wo man am meisten gedrängt wurde.

Da war auch der Vogt wieder. Seine hohe Gestalt überragte alle. Er beugte sich nieder. Was hatte er für eine Tänzerin?

Küßte er sie? Es sah fast so aus.

Ja, er küßte sie mitten im wilden Tanz, küßte sie auf das rotflimmernde Haar und riß sie mit sich fort wie in wilder Leidenschaft.

„Es will nicht gehen," sagte Wulff. Er führte seine Tänzerin zu ihrem Platze und sah sich nach seinem Herrn um.

Der hatte gerade Miß Meg nach oben geführt und machte ihr eine tadellose Abschiedsverbeugung. Die kleine Miß verneigte sich zierlich. Sie sah ruhig und verständig aus wie immer.

Wulff wurde von heftigem Zorn erfaßt, nicht auf den Vogt, nein, auf dies gleichmütige Geschöpf, das so zierlich mit Männerherzen spielte.

Er stand jetzt neben Frau Hellmann. Die sah aus, als ginge sie am liebsten in einer Versenkung unter.

Als sie Wulff gewahr wurde, zwang sie sich zu einem Lächeln.

„Man wird garnicht klug daraus, was Meg eigentlich für Haar hat," meinte sie.

„Es ist Hexenhaar," sagte Wulff.

„Hexenhaar? Ach nein."

Als sich Meg jetzt umwandte, wie um ihn zu begrüßen, drehte er sich kurz um und ging nebenan in die Schenkstube, wo sich bereits mehrere Bauern zum Kartenspielen zurückgezogen hatten.

Wulff setzte sich abseits in eine Ecke und bestellte sich ein Glas Bier. Er wollte nichts mit den Bauern zu schaffen haben; aber sie sprachen so laut, daß jedes Wort zu ihm herüberschallte.

„Ein fixer Kerl, unser Kirchspielvogt," sagte Gorg Nickels vom Eckhof. „Ohne ihn hätten wir mein Lebtag keinen Markt gekriegt."

„Ja, tüchtig ist er, das muß man ihm lassen," sprach ein anderer. „Was hat er nicht alles zuwege gebracht in den Jahren: die Chausseen, die Feuerwehr, die Schulen. Wenn man bedenkt, wie es früher war! Ja, er hat seinen Kram im Schuß."

„Ja, Jan Bruhn, wenn er nicht gewesen wäre, dann wär' vergangen Jahr das ganze Osterende abgebrannt. Was? Junge ja, da hat er gezeigt, was ein Kerl ist."

„Er könnte getrost Bürgermeister werden."

„Und Schlichtingen eine Stadt, nicht wahr? Nein nein — Hand davon. Was brauchen wir städtisch zu werden! Wir haben alles: Kirchen, Schulen, Doktor, Apotheker. Jetzt kriegen wir auch noch unsre Märkte. Nein — Dorf bleibt Dorf. Dadurch gewinnen nur die Straßenleute. Für uns Bauern ist es zu weitläufig. Dann kann man ebensogut in die Stadt ziehen."

„In den Reichstag müßte er," rief einer. „Junge, der würde den Herren in Berlin das Aufsitzen lehren."

„Aber dann wären wir ihn los."

„Es heißt ja, daß er Landrat werden soll."

„Jaja."

Sie waren still geworden.

„Er hat wohl Vermögen, der Kirchspielvogt?" fragte Jörn Schoof vom Feldbergshof so hinten herum.

„Einen Bauernhof hat er nicht."

„Aber von seinem Gehalt kann er doch so 'nen feinen Hausstand nicht bestreiten. Der Sohn studiert und die Tochter war in Pangschon."

Die Bauern zuckten die Achseln. „Was kümmert's uns?"

„Er hat von Haus aus kein Geld, und seine Frau war 'ne Steuereinnehmerstochter aus der Stadt, die hat auch nicht viel mitgekriegt," philosophierte Jörn Schoof. Aber niemand antwortete ihm.

Wulff Jessen saß still an seinem Tischchen, hatte ein Bein über das andere geschlagen und rauchte seine Zigarre. Er sah hochmütiger aus als alle Bauern.

„Ach, ihr Dummköpfe," dachte er in seinem Sinn, „ihr habt ja keine Ahnung, daß ihr einen Fürsten unter euch habt."

Er kannte sie alle der Reihe nach. Der alte Spottvers fiel ihm ein.

„Detlef Nissen, de Morgensteern,
Georg Nickels schläppt so geern.
Pe Grotjohann ist en holten Kirl,
Jak Piper, de sitt nicht lang still,
Jahn Bruhn füht man wat suer ut,
Knills Kasten hett en grote Snut,
Deert Jakobs is en hellschen Mann,
Jörn Schoof kommt ümmer achter an."

Wahrhaftig, der saß kaum sichtbar in der Ecke und trank seinen Kümmel, den er neben sich auf dem Fensterbrett stehen hatte. Er kam hintenan. Ja, die Jungen hatten sie ganz richtig charakterisiert.

Wie sie dasaßen, die Bauern, etwas breit und unbequem in ihren Sonntagsröcken, behäbig, die dicken goldenen Uhrketten über den Westen! Wie sie ihre Witze machten, dazu lachten und sich auf die Knie klatschten! Es war, als lachten sie die ganze übrige Welt aus.

Der Kirchspielvogt trat ein, strahlend, lebhaft, das prächtigste Bild einer Mannesgestalt.

„Tanzen, meine Herren, tanzen!" rief er. „Es fehlt an Tänzern."

Die Bauern kratzten sich hinter den Ohren. „Wir können nicht mehr so. Wir sind heraus aus die Grashüpperjahre."

Der Kirchspielvogt ward seinen Schreiber gewahr.

„Heda, junger Mann, kommen Sie. Heute gilt's!"

Er schleppte Wulff gewaltsam mit sich fort und schob ihn vorwärts.

„Ich kann nicht tanzen, Herr Vogt."

„Dann sollen Sie ein Tänzerin bekommen, die es Sie lehrt."

Wulff pochte das Herz zum Zerspringen. Wie, wenn er mit Lall tanzen müßte! Er wünschte es im innersten Herzen und fürchtete es wiederum.

Der Vogt führte ihn zu Meg. Die begrüßte ihn so unbefangen freundlich wie immer. Da übermannten ihn wieder Zorn und Hochmut. Er riß sie fort und tanzte rücksichtslos herum, immer den Blick dahin, wo er Lall und Geert sah. Die Musik spielte viel zu rasch und viel zu laut. Er kam außer Atem. Als sie endlich standen, hörte er im Getümmel eine klare Stimme:

„Herr Jessen, Sie tanzen serr bös."

„Ja, so gut wie der Herr Kirchspielvogt tanze ich nicht," gab er zurück.

Er führte sie an ihren Platz und verneigte sich. Dabei streifte ihr Haar seine Wange.

„Hexenhaar," murmelte er.

Da sah er wieder den Vogt. Der überragte alle. Er tanzte mit den jüngsten und hübschesten Mädchen. Wenn sein Blick auf Meg fiel, zuckten in seinen Augen Blitze auf. Aber sie schien es nicht zu merken, oder wollte es nicht sehen.

Es wurde spät. Sie drehten sich alle im Tanze. Selbst die Frau Vogt tanzte und sah lustig aus. Lall kam zu ihr und steckte ihr das Haar auf. „Aber Muttchen, wie siehst Du aus!" Sie zupfte ihr noch das Kleid zurecht. Dann tanzte Muttchen weiter.

Lall tanzte wieder mit Geert. Die alten Rissens reckten die Hälse nach ihnen, lächelten und nickten sich verständnisinnig zu.

Alles wogte hin und her. Madame saß still auf ihrem Platze und hatte noch immer das verbindliche Lächeln um ihre Lippen. Wulff und Meg saßen neben ihr und sahen sich an wie zwei Feinde.

Es war ein Uhr geworden. Madame kämpfte vergebens gegen die Müdigkeit. Muttchen hatte sich halbtot getanzt. Sie hoffte, ihr Mann würde mit nach Hause gehen und streichelte an ihm herum, aber er blieb noch und überließ es Wulff und Geert, die Damen heimzubegleiten.

„Es ziemt sich nicht, daß der Gastgeber vor den Gästen das Fest verläßt," sprach er lachend, und in dem Lachen lag die ganze Lebenslust und Lebensfrische, die sein Wesen durchströmte.

Mit einem leisen Seufzer setzte Muttchen ihren Hut auf und nickte dem Vogt zu.

„Amüsiere Dich gut."

Sie sah es wohl ein, daß er ihr nicht allein gehörte.

Wulff führte Madame. Hinter sich hörte er Lalls weiche Altstimme. Er wußte, daß sie an Geerts Arm ging. Aber er verstand kein Wort, und das quälte ihn. Es war ihm, als küßten sich die beiden. Das war aber nicht der Fall.

Zu Hause sah Wulff noch überall im Hause nach, ob alles verschlossen sei. Drinnen weinte Muttchen über ihr neues Seidenkleid. Sie meinte, es sei total ruiniert. Lall mußte sie trösten und dann Madame helfen, die Schuhe auszuziehen.

Wulff ging nach oben. Die Tür des Mädchenzimmers stand auf. Er warf nur einen Blick hinein. Da sah er Meg im langen Nachthemd, das ihr bis auf die Füße hing, vor dem Spiegel stehen. Sie hatte sich das Haar zu beiden Seiten des Gesichts zu Hörnern aufgewickelt. Das übrige war glatt zurückgestrichen und in einen dicken Zopf geflochten. Das gab ihrem Kindergesicht ein drollig pausbäckiges Aussehen.

„Wie ist sie eitel," dachte Wulff. „Sie wickelt sich nachts das Haar, damit es am Tage hübsch kraus ist. Daher kommt auch das Flimmern. Sie will damit die Männer umstricken, die herzlose Kokette! Ein deutsches Mädchen würde das nicht tun."

Er dachte an Lall. Die hatte etwas so ungemein Schlichtes und Großzügiges. Im Grunde war sie die Allerschönste. Aber Lall würde Geert Nissen heiraten, das schien ihm gewiß.

Der Kirchspielvogt blieb bis zum hellen Morgen auf dem Fest. Da hatte schon mancher einen zuviel getrunken.

John Polizei stieß mit dem Vogt an und sagte: „Prost, Herr Kollege", und im Nebenzimmer gröhlten ein paar Arbeiter:

„Hein Lehmann, Hein Lehmann, de hett dat dahn,
De hett dat Finster mit den Foot inslahn."

Da sah der Kirchspielvogt nach seiner Uhr.

Den letzten Tanz tanzte er mit der jungen Tochter des Kirchspielkrügers, und er versicherte dem errötenden Mädchen, es werde noch einmal den hübschesten Mann im ganzen Kirchspiel bekommen. Zum Schluß küßte er sie und sie küßte ihn wieder. Da dachte er an ein kleines Mädchen in weißem Kleide mit rötlichem Flimmerhaar.

„Wie schön Dein Haar ist, Kleine," murmelte er.

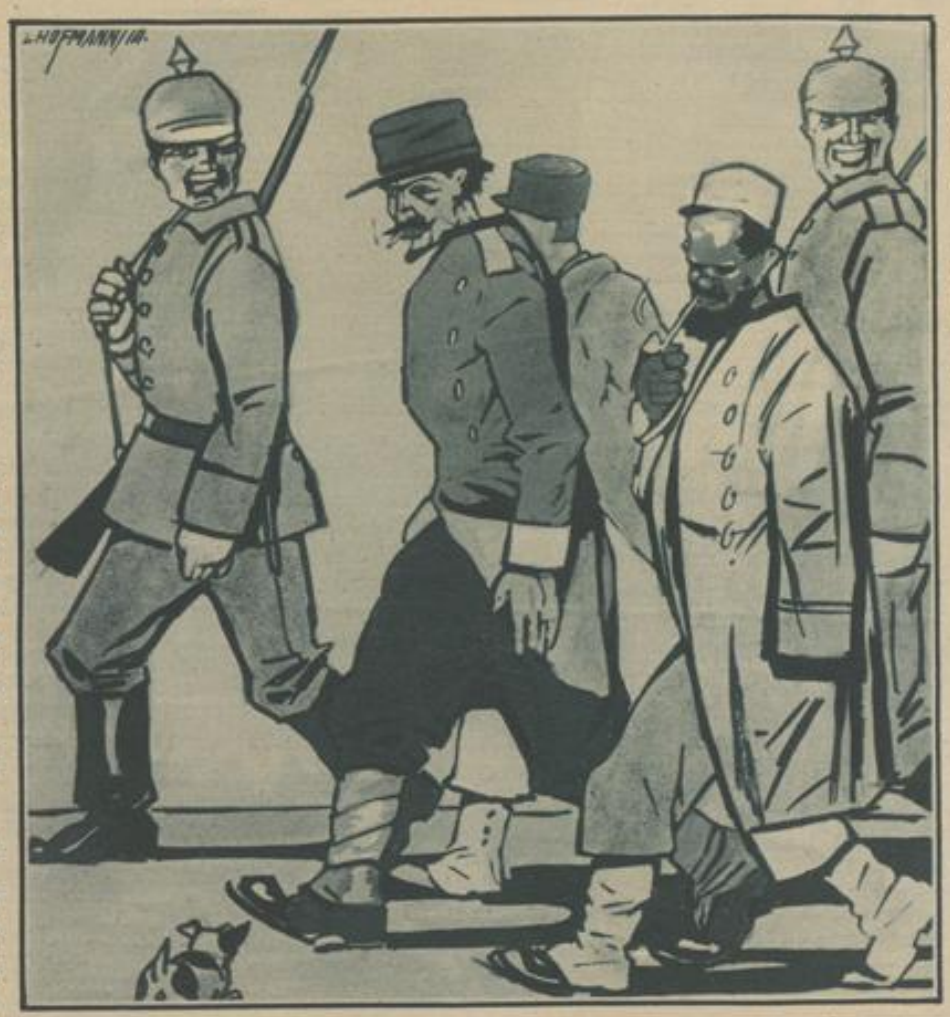
„Schön?" Sie sah auf ihre Zöpfe und lachte. Strohgelb war es und dick, aber schön hatte es noch keiner gefunden.

Am andern Morgen trat John Polizei in die Vogtei wie eine wandelnde Leiche. Auch Wulff sah müde und abgespannt aus. Die Damen schliefen noch und im Hause herrschte wenig Ordnung. Der Kirchspielvogt aber saß frisch und munter wie immer an seinem Pult. In seinen Augen blitzte die alte Energie. Ihn focht nichts an.

Elftes Kapitel.

Der Vogt war mit seiner Frau zu Kaufmann Kählers in die Stadt gefahren. Das geschah selten; denn Frau Ische fühlte sich in feineren Gesellschaften unbehaglich.

Bei Kaufmann Kählers war es etwas anderes. Die Frau war ein ehemaliges Dienstmädchen. Ihr Mann hatte sie als seine Haushälterin geheiratet. Tine Kähler war eine einfache, gutherzige Frau und machte ihren Mann glücklich. Danach fragte die Gesellschaft aber nicht. Sie war nicht vornehm und gebildet, deshalb zog man sich von ihr zurück. Nur Frau Hellmann öffnete ihr ihr Haus und lud sie ein. Das war sehr unklug von



Gezeichn. f. d. „Ill. Bl." v. L. Hofmann, Mannheim.

à Berlin — à Berlin . . . .!

ihr, und es wurde ihr arg verdacht. Aber Frau Ische ließ sich ihre Freundin nicht nehmen. Lieber verzichtete sie auf den Verkehr mit Direktors und Fabrikant Rehders mit ihrem Anhang.

Sie war und blieb eine dumme kleine Frau.

Es war gemütlich im Wohnzimmer. Draußen hatte sich ein kleines Unwetter aufgemacht. Der Wind rüttelte an den Fensterläden und warf die Regentropfen klirrend an die Scheiben.

Meg saß unter der Lampe und stickte an einem feinen Hardanger Deckchen. Madame filierte oder sie tat doch so. Sie saß in ihrem großen Lehnstuhl etwas abseits, mochte ab und zu einige Filetmaschen und meinte, sie sähe dort sehr gut. Von Zeit zu Zeit hob sie den Kopf ein wenig und fragte:

„Wie meintest Du, meine Liebe? . . . Ja ja, ganz recht."

Lall hatte ein Buch in der Hand, aber sie las nicht. Sie stritt sich mit Wulff. Früher waren ihre Ansichten sich immer gleich gewesen. Jetzt war es anders geworden.

Natürlich redeten sie von ihrer Heimat, von den Menschen hier. Das interessierte Lall doch noch immer am meisten. Wulff war Richter — Lall Verteidiger, Meg war — ach Meg zählte überhaupt nicht.

Die Kleine saß und stichelte und achtete dabei auf jedes Wort. Das Wörterbuch lag in ihrem Schoß.

„Kennen Sie die Luft, Lall, die in den Bauernhäusern herrscht? Könnten Sie dort atmen, leben?"

Wulff hatte manches Mal in der Diele eines Bauernhauses gestanden, ein Paar Stiefel in der Hand, und jedes Mal war es ihm wie Grabesluft entgegengeweht. Neulich bei Vollmacht Rissens hatte er wieder diese Empfindung gehabt.

Lall sann vor sich hin.

„Ich weiß, sie ist kühl. Die Sonne kommt zu wenig hinein und die frische Luft. Man muß die Fenster öffnen." —

„Daran liegt es nicht. Es liegt an den Menschen, die sind auch so ohne Sonne, so kalt, so — —"

„Aber gerade die, welche äußerlich am kältesten erscheinen, haben ein warmes Herz."

Meg drehte sich auf ihrem Stuhle um und hielt ihnen in plötzlichem Impuls die Hände entgegen.

„Ich auch haben kalte Händ und eine warme Herz." Fast jubelnd kam es heraus.

Lall lachte, daß ihr die Tränen in die Augen traten. Als sie aber in Megs verwirrtes Kindergesichtchen blickte, schlang sie ihren Arm um sie und küßte sie.

„Ich sprechen haben schlechtes Deutsch?" fragte die Kleine.

„Nein, kleine Meg, Du hast sehr gut gesprochen. . . . Fahren Sie fort, Wulff Jessen!"

„Wovon sprachen wir?"

„Von dem Leben und Lieben der Menschen hier."

„Ja. Ich behaupte daß ihr Lieben wie ihr Leben vom Golde abhängig ist."

„Glauben Sie das auch von mir?"

In Wulff glühte es auf. Er antwortete mit einer Frage.

„Lall, würden Sie einem Mann angehören wollen, der nicht reich ist, der Ihnen außer seiner Liebe nur ein bescheidenes Heim bieten könnte?"

Sie hob den Kopf in der stolz energischen Art, die sie vom Vater hatte.

„Nein, der Mann, der mich liebt, wird auch die Kraft finden, Geld zu erwerben. Er wird mich nicht als Magd sehen wollen. Wir Menschen sind zum Herrschen oder Dienen geboren. Eines weiß ich — zum Dienen bin ich nicht erzogen. Ich will Königin werden oder — —"

Sie vollendete den Satz nicht.

In Wulff wallte es mächtig auf. Er fühlte, daß auch er zum Herrn geboren war. Eine ungeheure Kraft erwachte in ihm. Es war ihm, als müßte er aufspringen und die Wände sprengen. Wenn Lall ihn liebte, würde er einst reich und mächtig werden. Dann hatte er die Kraft.

Meg blickte schüchtern von ihrer Arbeit auf. Lall lächelte.

„Sag mal, kleine Meg, weißt Du auch, was Liebe ist?"

„O yes, ich weißen von Liebe."

„Was würdest Du tun, wenn Du einen Mann liebst?"

„Ich liebe Dich, sagen ich zu die Mann."

„Und wenn Dir nun jemand seine Liebe erklärt — ich meine, wenn Dich jemand liebt und Du magst ihn nicht, was sagst Du dann?"

„Dann ich sagen: Donnerwetter nochmal, mich lassen sollen in der Ruh . . . ist das gutes Deutsch?"

„Ja, das ist gut deutsch, kleine Meg. Das wird jeder verstehen."

Megs Augen senkten sich wieder auf die Arbeit. Ueber ihrem Köpfchen hinweg lachten sich beide an.

Madame hob den Kopf.

„Wovon spracht Ihr, meine Liebe?"

„Wir prüften Meg im Deutschen, Großmama."

„Jaja — ganz recht, meine Gute."

Die Haustür wurde mit lautem Klange aufgemacht. So öffnete nur ein Herr die Tür. Lall fuhr von ihrem Stuhl auf. Sie dachte an Geert. Es waren aber die Eltern.

Der Vogt trat ein, durchnäßt, vom Winde gerötet, aber schöner und stolzer als je. Hinter ihm erschien Frau Ische verfroren und eingemummelt wie ein altes Mütterchen.

Der Vogt war in Herrscherlaune. Er sprach zu allen mit großer Lebhaftigkeit, aber er sah keinen an. Er konnte seine Blicke nicht losreißen von dem Haar der kleinen Schottin. Es stach ihm förmlich in die Augen.

An diesem Abend ging Wulff lange Zeit mit großen Schritten in seiner Stube auf und ab. Er schmiedete Pläne für die Zukunft, die gingen über Länder und Meer und endeten in der stillen Marsch. Dabei wuchs seine Gestalt, seine Augen flammten. Wenn Lall ihn so gesehen hätte, wäre sie sehr erstaunt gewesen.

* * *

Geert Nissen kam immer häufiger. Halbe Tage verbrachte er in der Vogtei. Er paßte mit seiner prächtigen Gestalt hinein in diese großen Räume, in das Licht und den vornehmen Luxus. Er paßte auch zu Lall. Sie waren beide stattlich und gesund und voller Tatkraft.

Wulff fühlte sich neben dem jungen Hofbauern unbedeutend und unsicher. Er ging ihm deshalb möglichst aus dem Wege, obgleich der andere ihn stets sehr zuvorkommend behandelte. Ohne daß er es wollte, fühlte Wulff jedesmal, wie sein Nacken sich steifte, wenn Geert Nissen ihm gegenübertrat.

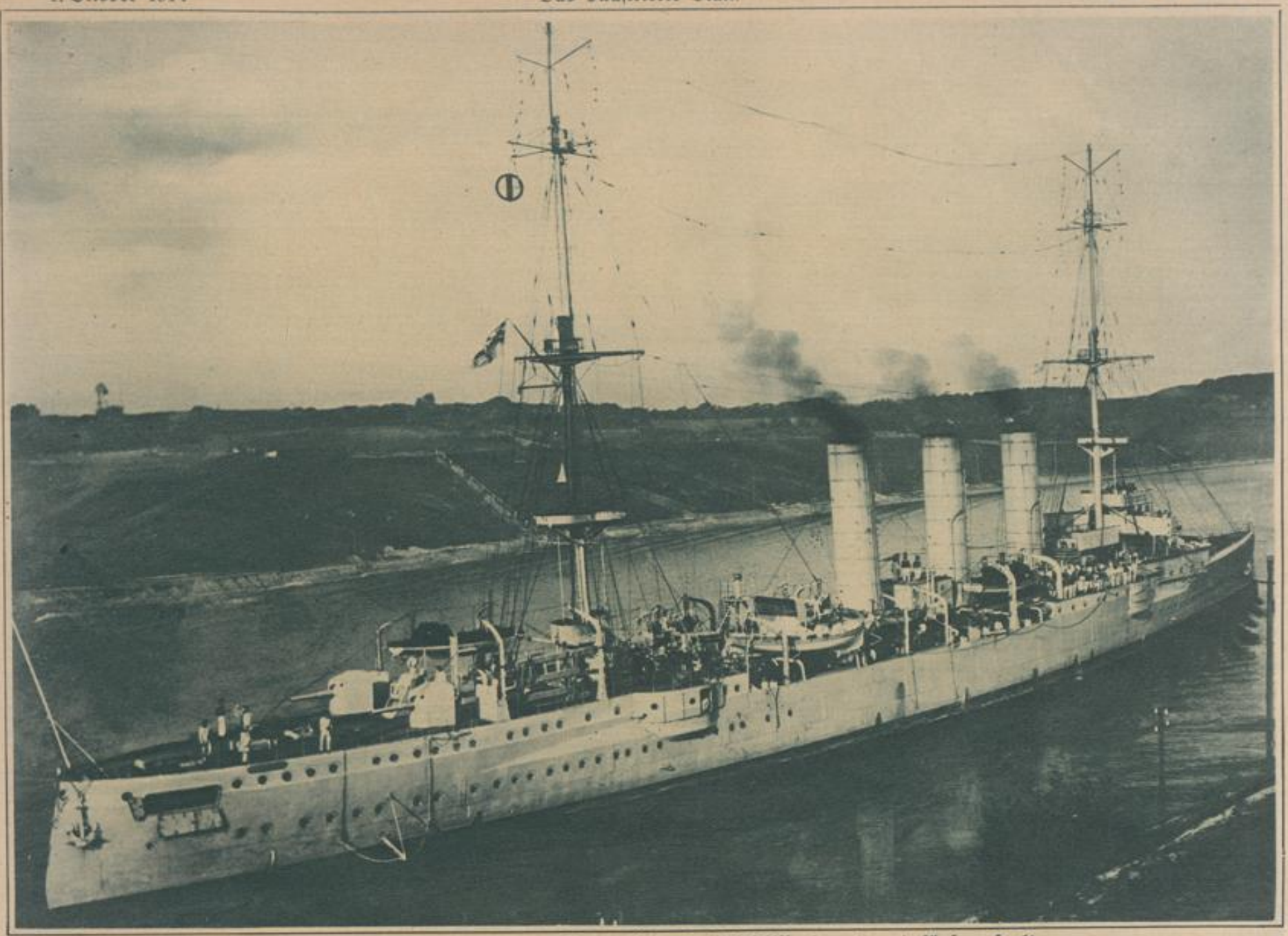
(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Heldentaten zur See.

Der große englische Kreuzer „Abukir", der mit den beiden anderen Kreuzern „Hogue" und „Cressy" vom „U 9" versenkt wurde. 1800 englische Seeleute ertranken.

Kapitänleutnant Otto Weddigen, der Kommandant des Unterseebootes „U 9", das drei englische Kreuzer zum Sinken brachte.

Der kleine deutsche Kreuzer „Königsberg", der bei Sansibar den englischen Kreuzer „Pegasus" durch wohlgezielte Schüsse kampfunfähig machte, ohne daß der „Pegasus" viel zum Feuern kommen konnte.



Der Kreuzer Emden, der sechs große englische Handelsschiffe kaperte und fünf versenkte.
Er fügte den Engländern einen Schaden von 18 Millionen Mark zu.

Phot. G. Benninghoven, Berlin-Friedenau.

Das schwer heimgesuchte Ostpreußen: Eine Straße in Neidenburg.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weißl

(5. Fortsetzung.)

„Sie haben doch meinen Brief erhalten, lieber Doktor, nicht wahr? Verschiedene Umstände haben meinen Entschluß beschleunigt. Ich brauche Ihren Rat."

„Den sollen Sie von ganzem Herzen haben."

Mary lehnte sich in den Fauteuil zurück, wie um sich zu sammeln, dann begann sie:

„Sie wissen, daß ich dadurch, daß ich Witwe geworden, wieder in ein Abhängigkeitsverhältnis zu meinem Vater getreten bin?"

„Ich weiß, das heißt, nur in pekuniärer Beziehung," bemerkte der Advokat.

„Auch sonst, da ich in seinem Hause lebe. Seine starke Persönlichkeit beherrscht die ganze Umgebung."

„Ich kenne Ihren Vater!"

„Mein Vater ist ja gewiß ein herzensguter Mensch," fuhr Mary fort, „und ich habe nicht den geringsten Anlaß, mich zu beklagen, aber — ich bin doch schließlich erwachsen, bin seit Jahren gewöhnt, selbständig zu entscheiden und muß mich jetzt naturgemäß oft seinen Ansichten und Wünschen fügen. So lange es sich um Kleinigkeiten handelt oder um Dinge, die, wenn sie mich auch ein Opfer kosten, für ihn zuträglich sind, gebe ich widerspruchslos auf seine Intentionen ein. Dort aber, wo eine wichtige Angelegenheit in Frage steht, eine Angelegenheit, die vielleicht über meine ganze Zukunft entscheidet, wenn es sich um mein Lebensglück handelt — ja, ich betone: um mein Lebensglück — kann ich nicht mehr die gehorsame Tochter allein sein."

„Also, um so eine Angelegenheit handelt es sich jetzt?" fragte der Advokat.

„Ja," entgegnete Mary zögernd. Sie schwankte einen Augenblick, dann sagte sie entschlossen: „Ich beabsichtige, mich wieder zu vermählen."

„Ah, jetzt versteh' ich! Nachdem Sie den Interessenkonflikt andeuteten, so haben Sie jedenfalls Ihre Wahl schon getroffen. Ich wünsche aufrichtig, daß Ihnen Ihre zweite Ehe all das Glück bringt, das Sie verdienen, liebes Kind."

Mary drückte die Hand des Freundes.

„Ich habe mein Herz sprechen lassen und bin glücklich," sagte Mary leise. „Lassen Sie mich den Namen dieses Mannes noch verschweigen. Es handelt sich ja übrigens auch zunächst um etwas anderes."

„Um was, bitte? Informieren Sie mich genau, wenn ich Ihnen mit meinem Rat beistehen soll," ermahnte Doktor Hoffmann.

„Natürlich. Mit Ihnen will ich ganz aufrichtig sprechen," antwortete die junge Frau. „Ich weiß nur nicht, wo ich anfangen soll. Vor allem: Kennen Sie meinen Vetter Franz Rodenstein?"

„Er war erst kürzlich bei mir in der Kanzlei."

„Hier bei Ihnen war er? Erkundigte er sich vielleicht nach meinen Vermögensverhältnissen?"

„Pardon" — entschuldigte sich der Advokat — „aber das darf ich Ihnen nicht sagen. Sie werden begreifen, Baronin, daß ich als Anwalt diskret sein muß."

„Ja, ja. Also, da Sie den Franz Rodenstein persönlich kennen, ist die Sache etwas erleichtert: Baron Rodenstein, der sich nie um mich kümmerte, weder als ich Mädchen war, noch später, als ich mich verheiratete, hat sich heuer im Frühjahr plötzlich in auffälliger Weise an uns herangedrängt, hat es verstanden, meinen sonst sehr reservierten Vater so sehr für sich zu gewinnen, daß er ihn sogar hinaus ins Schloß einlud, und belästigt mich seit Wochen mit Heiratsanträgen."

„Wie verhalten Sie sich dazu, Baronin?"

Gezeichnet f. d. „Ill. Bl." v. J. E. Renk, Frankfurt a. M.

„Ablehnend! Selbstverständlich, sonst hätte ich ja nicht von „Belästigung" gesprochen. Nichts auf der Welt könnte mich bewegen, ihm meine Hand zu reichen, auch wenn ich keinen anderen Mann liebte. Dessenungeachtet habe ich seinen Antrag zwar abgelehnt, aber in einer Form, die für einen Mann weder verletzend ist, noch ihn zur vollständigen Einstellung seiner Bemühungen zwingt."

„War das klug von Ihnen, Baronin?"

„Ja, sehen Sie, lieber Doktor, es ist wirklich nicht Koketterie. Mein Verhalten war von dem Wunsche bestimmt, mit meinem Vater nicht in einen Zwiespalt zu geraten und meinen Cousin nicht zu erbittern."

„Gut, die Sachlage ist also die: Baron Franz will Sie heiraten, Ihr Vater befürwortet dies, und Sie sind auf dem Standpunkt, nein zu sagen, weil Sie einen anderen lieben. Nicht wahr, so ist es?"

„Ja, lieber Doktor, so ist es. Jetzt begreifen Sie also meine Lage."

Der Advokat ergriff die Hand Marys und sagte in väterlichem Tone:

Mein liebes Kind, mißverstehen Sie mich nicht, ich will absolut keine indiskrete Frage an Sie richten. Sie kamen doch aus einem bestimmten Grunde hierher. Alles, was Sie mir gesagt haben, kann ich doch nur als eine Einleitung auffassen. Es handelt sich also um den Mann, auf den Ihre Wahl gefallen ist?"

„Nicht so ganz, Herr Doktor," antwortete Mary und stockte.

Der alte Herr schüttelte sein weißes Haupt: „Wahrhaftig, liebe Baronin, ich erkenne Sie nicht wieder! Sie haben eine merkwürdige Art heute . . . Sonst greifen Sie zu und sagen klar heraus, was Sie wollen, und heute reden Sie so herum. Was haben Sie denn eigentlich?"

„Kummer, lieber Doktor, viel Kummer! Gott, ich wäre ja glücklich, wenn ich mich jemand anvertrauen könnte, aber — die Sache — ist so — kompliziert — und so verworren — und so also, hören Sie mich an! Ich will es versuchen —" —

Mary lehnte sich in ihren Fauteuil zurück, griff nach der Stirn, als wollte sie ihre Gedanken sammeln, und sagte: Der Mann, den ich liebe, ist arm. Das wäre kein Hindernis, denn ich wäre bereit, die bescheidenste Existenz mit ihm zu teilen. Aber er ist nicht nur arm, sondern — verschuldet."

Doktor Hoffmann nickte mit einem leisen Lächeln um die Lippen, wie in Bestätigung einer Nachricht, die er zu hören erwartet hatte.

„Ich habe vor einigen Tagen versucht, mit meinem Vater ohne Nennung des Namens jenes Mannes ins Reine zu kommen. Mein Vater erklärte mir, daß er die Hand von mir zurückziehe, falls ich einen Mann heiraten würde, der verschuldet und mittellos ist —"

„Begreiflich," bemerkte der Doktor, „nach den Erfahrungen, die er mit Landsegg gemacht —"

„Nun wissen Sie ja, Doktor, daß ich vollständig von meinem Vater abhänge. Heirate ich gegen seinen Willen," fuhr Mary fort, „so gibt er mir keinen Heller Mitgift. Um also meinen Willen durchzusetzen, was in diesem Falle gleichbedeutend mit Erreichung meines Lebenszieles, mit Sicherung meines Lebensglückes ist —"

„Ist es notwendig," ergänzte der Advokat, „daß ich zum alten Herrn hinausfahre, ihm löffelweise die Wahrheit beibringe und meinen ganzen Einfluß aufbiete, um ihn für Ihre Idee zu gewinnen, nicht wahr?"

Die junge Frau biß die Zähne aufeinander.

„Nein!" sagte sie kurz. „Diese Bemühungen wären vergeblich."

„So wissen Sie einen anderen Weg, der zum Ziele führt?"

„Ja. Ich werde Ihnen den Namen meines Bräutigams nennen. Sie werden die Liebenswürdigkeit haben, ganz unauffällig in Erfahrung zu bringen, wie hoch seine Schulden sind, und werden ein Arrangement mit den Gläubigern einleiten."

Der Advokat sah ernst zu der jungen Frau auf.

„Ja, Baronin," fragte er ruhig, „haben Sie eine Ahnung, wie hoch diese Schulden beiläufig sein könnten?"

Mary zögerte einen Augenblick. Dann antwortete sie: „Ich glaube 160 000 Kronen."

Der Advokat fuhr überrascht auf.

„160 000 Kronen?“ wiederholte er. „Verzeihen Sie, wie soll denn die Summe aufgebracht werden, wenn es zur Rangierung käme?“

„Es handelt sich vorläufig nur um Vorarbeiten. Es besteht die Möglichkeit, daß Sonntag Abend das Geld zu Ihrer Verfügung steht. Sollte es Sonntag Abend nicht in Ihren Händen sein, so erhalten Sie es im Verlauf der nächsten Woche.“

„Vom wem, bitte?“ fragte der Anwalt.

„Von mir.“

Die Augen des Advokaten wurden groß.

„Von Ihnen?“ wiederholte er verwundert. „Baronin, Sie haben doch soeben erklärt, daß Sie materiell vollständig von Ihrem Vater abhängen. Woher wollen Sie plötzlich 160 000 Kronen nehmen?“

„Die ganze Summe wird wohl nicht notwendig sein,“ antwortete Mary ausweichend. „Vielleicht sind die Schulden nicht so hoch. Ich weiß, daß man im Ausgleichswege immer niedrigere Abfindungssummen erzielt —“

„Wenn auch, Baronin, wenn auch! Wenn wir die Hälfte streichen, bleiben doch noch 80 000 Kronen. Das ist viel Geld!“

„Ich werde es mir zu verschaffen wissen,“ erklärte Mary.

„Baronin, ich bitte Sie, Sie sind eine Frau und befinden sich in einer Gefühlsaufwallung — in solchen Momenten ermißt man nicht die Tragweite dessen, was man unternimmt! Ich bitte, lassen Sie sich nicht in Geschäfte ein, aus denen es dann kein Heraus mehr gibt! Sie stellen sich das vielleicht anders vor, als es ist! Woher wollen Sie sich denn plötzlich 80 000 Kronen verschaffen, wenn nicht von Wucherern! Und diesen Weg müssen Sie um jeden Preis vermeiden! Jeder hat's bereut, der diesen Weg gegangen. Man kommt nur immer tiefer hinein. Vor Sonntag, sagen Sie, ist unser Eingreifen nicht notwendig?“

„So ist es,“ gab sie zur Antwort.

„Ich werde am Sonntag — Sie waren ja ohnedies so gütig und haben mich zum Ball eingeladen — Gelegenheit finden, mit Ihnen über die Sache noch einmal zu sprechen und Ihnen dann unumwunden meine Ansicht mitzuteilen. Einstweilen will ich die Angelegenheiten Ihres Bräutigams sondieren. Bitte, wie heißt er?“

„Leo Walden.“

„Der Sohn des Obersten Baron Walden?“

„Ja.“

„Der jetzt in Kottingbrunn reiten wird?“

Die Baronin nickte.

„Nun, das vereinfacht die Sache. Ich kenne den Baron noch aus frühester Kindheit, kenne die Familienverhältnisse genau. Er hat schon einmal meine Hilfe in Anspruch genommen. Es handelte sich um eine Geldaffäre. Da wird es mir nicht schwer sein, eine Klärung herbeizuführen.

„Aber, lieber Doktor,“ bat die Baronin, „alles ist verloren, wenn Leo erfährt, daß ich hinter der Sache stehe. Ich glaube, er würde es mir nie verzeihen. Bitte, versprechen Sie mir strengstes Stillschweigen.“

„Seien Sie unbesorgt. Ich weiß, Leo ist sehr empfindlich, ein stolzer Junge, Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle! Er wird gewiß nicht erfahren, daß Sie sich für ihn verwenden.“

„Ich danke Ihnen, lieber Doktor,“ sagte die Baronin und erhob sich. „Ich danke Ihnen tausendmal!“ Nun blicke ich doch etwas mutiger in die Zukunft.“

„Seien Sie überzeugt, liebes Kind,“ sagte der alte Advokat, indem er ihre Hand drückte, „daß ich für Leo und Sie alles tun werde, was ich tun kann.

Die Baronin griff nach ihrer Tasche und entnahm ihr ein ziemlich umfangreiches Paket.

„Ich bitte Sie, lieber Doktor, möchten Sie dieses Paket einige Tage in Ihrer Kasse hier aufbewahren?“

„Sehr gern. Ich werde sofort eine Empfangsbescheinigung ausfertigen.“

„Das ist doch nicht nötig, unter so alten Freunden,“ bemerkte Mary.

„In geschäftlichen Dingen gibt's keine Freundschaft. Aber wie Sie wünschen,“ war die Antwort des Advokaten.

„Sie wundern sich vielleicht über meine Bitte,“ meinte Mary, „aber — es ist gestern bei uns eingebrochen worden —“

„Was?!“

„Ja. Ich werde Ihnen schon Sonntag, wenn Sie zu uns hinauskommen, alles erzählen. Wissen Sie, das schwarze Perlenhalsband wurde gestohlen!“

Der Doktor fuhr kerzengerade auf.

„Das Perlenhalsband?!“ wiederholte er. „Das ist doch zu merkwürdig! . . . Sollte da ein Zusammenh . . . Aber nein! Wo denk' ich denn hin! Das ist ja Unsinn! Das ist ja nur Zufall! Wissen Sie — es ist“ — Doktor Hoffmann zwang sich zu einem Lachen; „es ist so merkwürdig: Sie erzählen von dem Diebstahl des Schmuckes und gerade nach diesem Schmuck hat man sich vor ein paar Tagen bei mir erkundigt!“

„Wer war das?“

„Baronin, das können Sie von mir nicht verlangen. Ich bin Advokat. Wenn ich auch Ihr Freund bin — und dann — es wird ja zweifellos nur ein Zufall sein!“

„Wenn es aber keiner wäre?“

„Seien Sie überzeugt, liebes Kind, wenn ich Berechtigung zu dieser Annahme finde, werde ich Sie ohne Zögern warnen.“

VIII.

„Also, Brandtner, wie denken Sie über den Fall?“

Der Agent, ein noch junger Mann, blickte mit scharfen, klugen Augen den Vorgesetzten an und antwortete zögernd: „Was wir bis jetzt herausbekommen haben, läßt noch gar keine Annahme zu. Der Bursch und das Mädel scheinen tadellos zu sein. Als wir sie unten im Park auf der Bank trafen, waren sie wohl verwirrt, aber keineswegs von jener Angst und Aufregung ergriffen, die man bei Schuldigen sieht. Sie folgten uns ohne Ausflüchte, ohne Widerstand und baten nur, ja dem alten Herrn nicht zu verraten, daß sie im Park angetroffen wurden.“

„So, so . . . Nun, wir werden ja sehen. Bringen Sie mir den Burschen her.“

Nach wenigen Minuten erschien Thomas Roßwieger im Zimmer des Kommissärs. Doktor Wurmser fragte ihn zunächst über Milli aus.

„Das is a so, Herr Doktor: Die Milli und i san G'schwisterkinder und aus 'm selben Ort. Mir kennen uns, wie m'r no beide ganz klan war'n. Mir san miteinand in d' Schul' gangen.“

„Sie wußten also, als Sie hierher kamen, daß Sie die Milli treffen werden?“

Na. Seit i beim Heirn Oberleutnant bin, hab' i von ihr nix g'hört. G'schrieb'n hab'n m'r uns nia nöt.“

„Also eine zufällige Begegnung?“

Gestern Mittag, beim Essen, hab' i s' wiederg'seh'n. Milli — ruf' i, — bist Du's, die Roßwieger Milli? — Freilich, Thomas! sagt sie.

Na und beim Essen hab'n m'r halt a bißl g'red't miteinander und dann hab' i der Milli g'sagt, sie soll am Nachmittag in 'n Stall abikommen. Na, hat sie g'antwort', am Tag hab' i ka Zeit!“

„Und sie bestellte Sie am Abend in den Garten, nicht wahr?“

„Ja,“ antwortete Thomas. „Sie hat g'sagt: Du mußt warten, bis die Herrschaften schlafen geh'n. Früher hab' ich ka Zeit. Dann komm' nach rückwärts in 'n Park, da können wir uns ausplauschen.“

„Sagen Sie, Roßwieger, hat die Milli nicht von einem Schmuck gesprochen?“ fragte der Kommissär und blickte dabei Thomas scharf an.

„Von an Schmuck? Von was für an Schmuck?“ fragte der Bursch verwundert.

„Hat sie Ihnen nicht erzählt, daß sich die Frau Baronin aus der Stadt eine Kassette holen ließ?“

„Na Wort! Wir habn von z' Haus g'red't.“

„Um wie viel Uhr war das?“

„Es war um a halber elfe. I schau ins Zimmer zum Herrn Oberleutnant, weil er im Park spazieren gangen is, und hab' mir denkt, jetzt is die beste Zeit . . . Jetzt braucht Dich der Herr Oberleutnant nöt, denn jetzt dauert 's a Weil', bis er zurückkommt. Man hört Dich nöt, finster is 's a schon, vielleicht triffst die Milli jetzt.“

„Welchen Weg nahmen Sie?“

„Neben dem Haus bin i halt hergangen.“

„Standen damals alle Fenster noch offen?“

„Ja freilich, d' Fenster waren alle der Reih' nach offen.“

„Und überall war es finster?“

„Na. Im Zimmer von der Frau Baronin hat no a Licht brennt. Da hab' i mir denkt, jetzt wart'st halt, lang wird's nimmer dauern, und i bin halt auf und ab gangen. Na dann is 's finster word'n bei der Frau Baronin und d' Milli is außerkummen zu mir.“

„Was geschah dann?“ fragte Doktor Wurmser.

„No, a Weil san m'r auf und ab gangen miteinand, dann is jemand kummen und die Milli hat mi in 'n Park hineinzog'n.“

„Warum?“

„Weißt,“ hat s' g'sagt, „g'seh'n dürfen m'r nöt werd'n. Sonst glaubt der gnä Herr, mir hab'n was miteinander und jagt mi glei davon. Später haben uns dann die Herren unten g'funden.“

Doktor Wurmser überlegte einen Augenblick und fragte den Burschen:

„Warum sind Sie denn nicht einfach zurückgegangen in Ihr Zimmer?“

„Die Türen waren ja g'sperrt. Und bei die Fenster war Licht. I hab' mi vorg'schlichen und hab' fremde Herren und den alten Herrn Baron g'seh'n. Da is der Milli der Schreck in alle Glieder g'fahr'n. Sie hat g'meint: Jetzt mußt D' warten, bis wieder alle ins Bett gehen! Da hab'n m'r uns halt unten versteckt im Park.“

Die Erzählung Roßwiegers machte den Eindruck der Wahrheit.

Bevor der Kommissär Roßwieger entließ, überflog er noch einmal die Aufzeichnungen, die er sich gemacht.

Und da fand er zwei Notizen verzeichnet: Die Baronin hatte erklärt, daß sie gegen elf Uhr Schritte vor dem Fenster vernommen und einen Mann plötzlich um die Ecke verschwinden sah. War das Roßwieger gewesen? Oder jemand anderer?

Auch die Antwort auf eine zweite Frage mußte der Kommissär finden: Roßwieger hatte angegeben, daß er, als er mit Milli vor dem Hause, also vor dem Fenster jenes Zimmers spazieren ging, in welches der Dieb eingedrungen war, von einem Manne gestört worden sei, worauf ihn Milli in den Park hinabgezogen habe. Wer war dieser Mann?

„Also, Sie, Roßwieger, Sie erwähnten, daß im Zimmer der Frau Baronin Licht war, als Sie hinunterkamen?“

„Ja, Herr Kommissär.“

„Haben Sie die Frau Baronin selbst gesehen?“

„Ja, amal is s' zum Fenster kommen, aber nöt wegen mir.“

„Weshalb denn?“

„Ja, das is so,“ berichtete Thomas: „Alsdann, 's war Licht, wie i g'sagt hab', und i hab' warten wollen. Na und da hab' i mi unter die Bäum' g'stellt, weil i mir denkt hab', im Dunkeln kann Dich niemand seh'n. No und wie i da steh', da kummt auf amal aus dem Park a Herr herauf und geht neben die Fenster her, kummt zu dem Fenster neben der Frau Baronin ihrem Zimmer, bleibt dort steh'n und schaut eini.“

„Ah!“ entfuhr es unwillkürlich dem Polizeibeamten. „Erinnern Sie sich an diesen Vorfall genau?“

(Fortsetzung folgt.)

Der große Krieg.

Eine Chronik von Tag zu Tag.

Urkunden, Depeschen und Berichte der Frankfurter Zeitung. Alle 14 Tage ein Heft.

Preis 40 Pfennig das Heft

durch die Buchhandlungen, die Expedition und die Agenturen der Frankfurter Zeitung.

Heft I und II sind bereits erschienen.

Mit dem Heft III beginnt die Veröffentlichung unseres reichen Materials an Karten und Planskizzen der Kriegsschauplätze und wichtigsten Einzelaktionen.

Im Abonnement portofrei zu beziehen unter Nachlieferung von Heft I und II zum Preise von

in Frankfurt a. M. . Mk. 2.70
in Deutschland . . Mk. 3.–
für die ersten 6 Hefte.

Heft III erscheint Anfang Oktober mit farbigem Umschlag (Kriegsbild) von Josef Correggio.

Expedition der Frankfurter Zeitung, Frankfurt am Main.

Die Schrecken des Krieges.

Durch Schrapnells vernichtete feindliche Artillerie, die gegen uns in Feuerstellung gehen wollte.

Eiserner Ring.

Dunkel breitet sich über das Kampfgefild,
Schrapnell hat ausgesummt, Haubitze ausgebrüllt.
Lebende schlafen wie tot zwischen Toten,
Feldgrau bettet sich auf die roten
blutfarbenen Uniformen der Feinde . . . Stumm
stehn die Geschütze mit schwarzen Mäulern herum,
und in Pyramiden viel Gewehre;
daneben Haufen von Bajonetten, Patronentaschen, Proviant,
mitten drin ein blutiges Fahnenband —
Band der Ehre, —
Reiterlanzen, Karabiner, zu Boden gefallen . . .
Schwer lasten Todesdunkel und Schlaf auf allen.
Gäule schnauben irgendwo noch von ferne.
In der aufgerissenen, nassen Wagenspur
spiegeln sich Sterne.

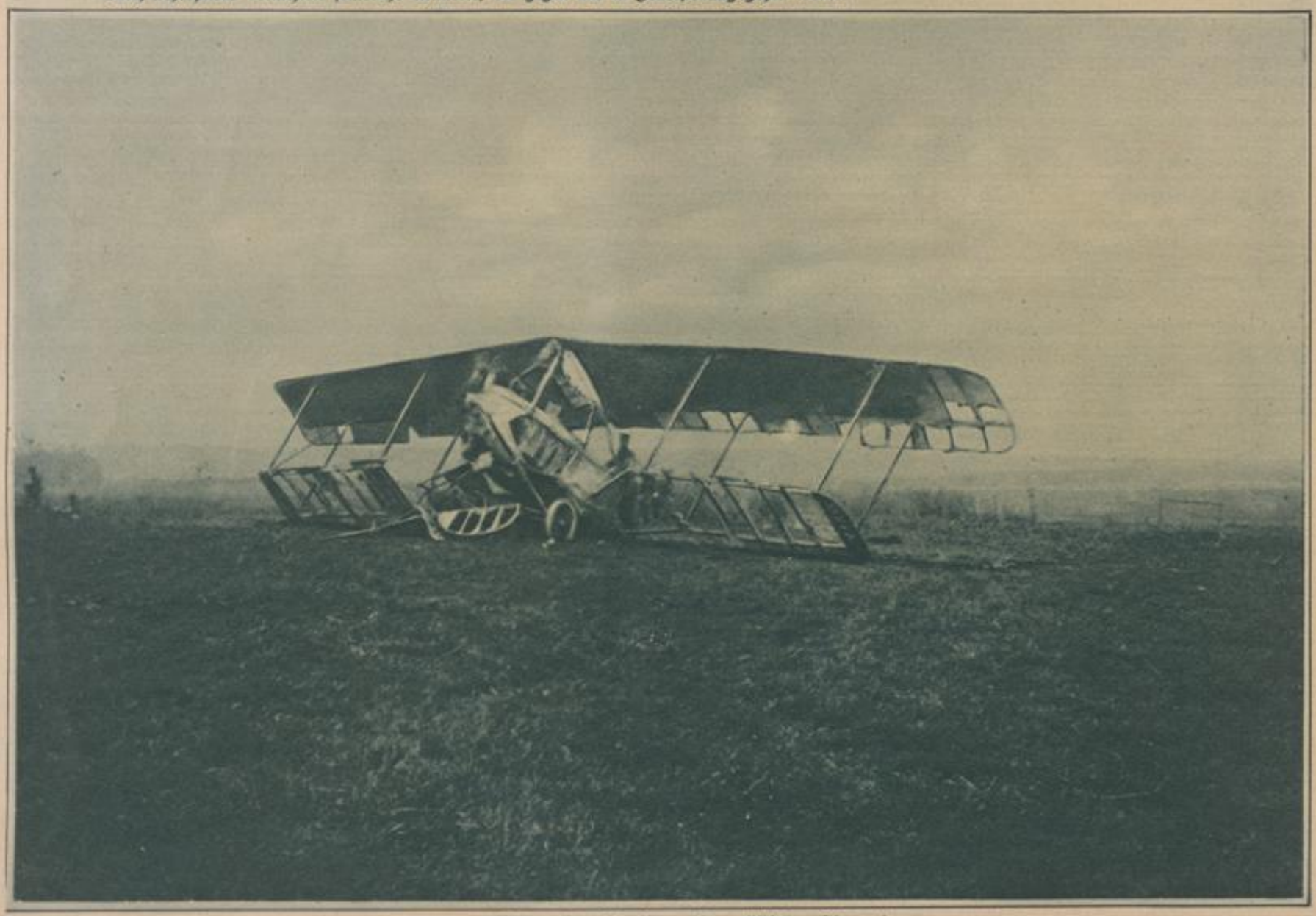
*

Langsam hebt sich ein Wind,
stetig wächst sein Gebraus;
über den schwarzen Wald, über die Felder es rinnt,
löscht das Funkeln der Himmelslichter aus.
Schattenhaft schwebt es heran,
Geister der Toten, sie gleiten herbei,
aus Wiese, Wasser und Tann.
Raunend heben sie an,
langsam schwillt es zum Schrei:
Zieht den Ring, den eisernen Ring
ohne Säumen!
Unser Blut,
unser Opfer, all unser Träumen
ohne Wert sonst in den Tiefen ruht.
Brüder flink,
schmiedet den Ring, den eisernen Ring!

*

Die Morgennebel steigen schon.
Am Fluß die Pioniere
schlagen den Brückenponton.
Nun schwand die Ruh' der Erde.
Kanonen brüllen ihren Donnergesang,
Maschinengewehrknattern, Wiehern der Pferde . . .
Eiserne Rosse ziehen auf eisernem Strang
Truppen, Truppen . . . stehn auf den Wink. —
Es wächst der Tag.
Durchdröhnt vom Hammerschlag
am eisernen Ring.

Turbo.



Heruntergeschossener französischer Aeroplan.

Feldgeschütz an der Maas in Feuerstellung.

Vieh flüchtet aus einem brennenden Dorf.

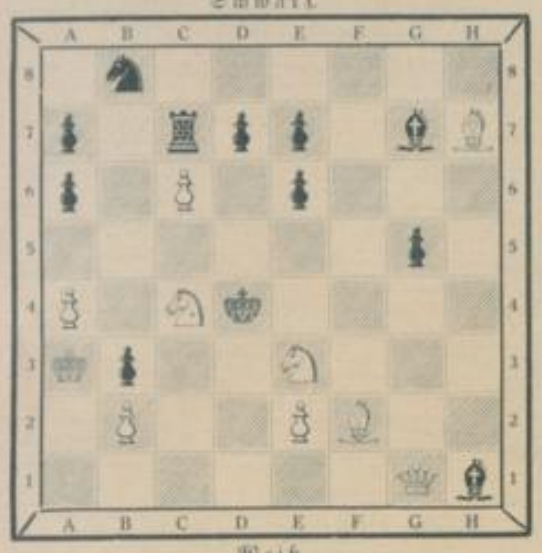
Schach.

Bearbeitet von J. Mieses.

Aufgabe Nr. 8.

Von M. Feigl in Wien.

Schwarz.



Weiß.

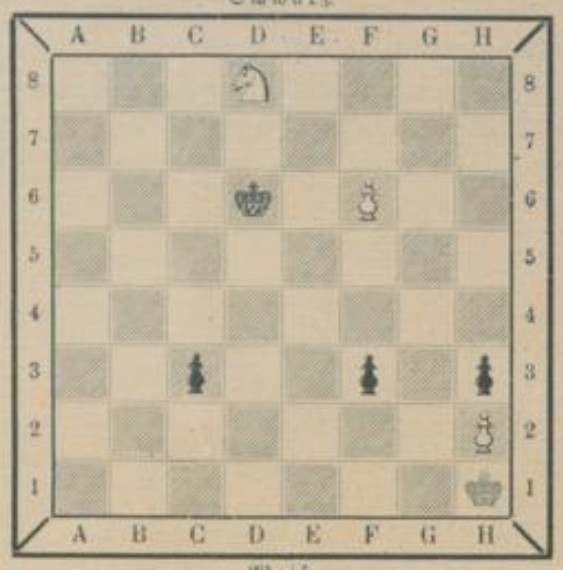
Matt in drei Zügen.

Das vorstehende wertvolle Problem wurde seiner Zeit in einem ungarischen Problemturnier mit einem Preise ausgezeichnet.

Endspielstudie.

Von H. Rinck in Barcelona.

Schwarz.



Weiß.

Weiß am Zuge macht remis.

Die obige Studie des berühmten spanischen Endspielmeisters enthält eine scharfe Pointe - Die Lösung ist:

1.	f6—f7	Kd6-e7	4.	Sg5×f3	c3—c2
2.	Sd8—e6	Ke7×f7	5.	Sf3—g1!	c2—c1D
3.	Se6—g5+	K beliebig.			oder T Matt.

Haus und Küche.

Königsberger Klops (4 bis 5 Personen). ¾ Pfund gekochtes Rindfleisch, ½ Pfund gekochtes Schweinefleisch, 4 in Wasser eingeweichte Brötchen, 4 gehackte Sardellen, 2 Eier, Muskatnuß, Pfeffer und Salz werden miteinander gehackt, tüchtig durchgearbeitet und zu kleinen Klößen geformt, in Salzwasser mit einer Zwiebel und einem Lorbeerblatt gargekocht und folgende Sauce dazu gegeben: In ¾ Butter oder Pflanzenbutter wird etwa ¼ Pfund Mehl eingeschwitzt, mit der Brühe der Klopse glattgerührt, ½ Stunde gekocht und dann mit drei Eigelb in Weißwein verquirlt, legiert. Die Sauce wird pikant, wenn man etwa 3 Teelöffel Maggis Suppenwürze zusetzt. Die Klöße gewinnen an Wohlgeschmack, wenn man etwa vorhandene Reste von Hühnerfleisch zugibt.

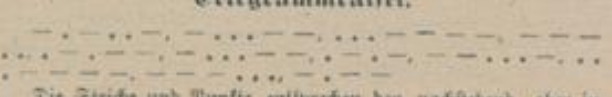
Tomatensauce. Etwa 4 bis 5 große reife Tomaten schneidet man mit einer kleinen geschälten Zwiebel in Scheiben, zerläßt 20 Gramm Butter oder Pflanzenbutter, legt die Scheiben hinein, fügt Salz und eine Prise Pfeffer bei und kocht die Tomaten langsam weich, um sie dann durch ein Sieb zu reiben. Nun schwitzt man 60 Gramm Mehl in 40 Gramm erhitzter Butter oder Pflanzenfett gar, gibt unter ständigem Rühren ½ Liter leichte Fleischbrühe daran, sodaß man eine gebundene Sauce erhält, unter die man zuletzt die durchgesiebten Tomaten mischt. Je nach Belieben kann man noch etwas Zucker und einige Löffel Weißwein an die Sauce gießen.

Tomatensalat. Man wascht einige Tomaten sauber ab, schneidet sie in Scheiben, gibt etwas Pfeffer und Salz und das nötige Quantum Essig und Oel zu; etwas Rahm erhöht noch den Wohlgeschmack. M. Sp.

Kartoffeln mit Fleischfüllung. In Scheiben geschnittene gesottene Kartoffeln werden in eine mit Butter bestrichene Form gelegt, darauf gibt man eine vorher zubereitete Füllung von gehackten Fleischresten, gedämpften Zwiebeln und Petersilie sowie Eiern, Salz, Pfeffer und Muskatnuß, alles gut vermischt, darüber; über diese Lage streut man geriebenen Parmesankäse und deckt das Ganze wieder mit einer Lage Kartoffeln, die mit Paniermehl und kleinen Butterstücken gut bestreut werden. Zum Schlusse begießt man das Ganze mit gut verquirltem Rahm und läßt es im Bratofen schön hell backen.

Linsenwürstchen. ½ Pfund am Tage zuvor eingeweichte Linsen werden gar gekocht, abgegossen, fein gewiegt und mit in Butter gedünsteter Zwiebel, Salz, Pfeffer, wenig Thymian, 2 Eiern und geriebener Semmel, gekochter Kartoffel vermischt, zu Würstchen geformt, in Semmel gewendet und in Fett braun gebraten und zu Gemüse gereicht, statt Fleisch.

Telegrammrätsel.



Die Striche und Punkte entsprechen den nachstehend, aber in anderer Reihenfolge angegebenen Wörtern: Block, Ghnese, Gewinn, Fürsten, Mächte, Messer, Michel, Nerz, Neid, Schall, Taste.

Man ordne diese Wörter derartig, daß die auf die Punkte des Telegramms treffenden Buchstaben nacheinander gelesen ein Sprichwort nennen.

Monogramm-Rebus.

Kapselrätsel.

Brosamen, Riesenaster, Raufdegen, Tannenwald, Weggeld, Vogelnester, Freudenfest, Stundenplan, Kladde, Petersdagen, Darmstadt, Unverstand, Hagestolz, Linsengericht.

Aus jedem der vorstehenden Wörter sollen drei nebeneinander stehende Buchstaben genommen werden, welche nacheinander gelesen ein Zitat von Höltz nennen.

Auflösungen.

Rösselsprung.

Aus des Busens Tiefe strömt Gedeihen
Der festen Tuldung und entschlossner Tat.
Nicht Schmerz ist Unglück, Glück nicht immer Freude,
Wer sein Geschick erfüllt, dem lächeln beide.

W. v. Humboldt.

Vexierbild.

Bild auf den Kopf stellen, dann findet man links den Pagen mit dem Rücken an dem Baum stehen.

Auszählrätsel.

Man beginnt mit dem dritten Buchstaben, überschlägt je zwei derselben und findet dann:

Am Ende sieht's ein Tor, ein Klüger in der Mitte,
Und nur der Weise sieht das Ziel beim ersten Schritte.

Rückert.

Nachdruck verboten.

Bild links:

Sir Edward Grey als „Friedensengel".

Gezeichnet für das „Ill. Blatt" v. L. Hofmann, Mannheim.

Bild rechts:

Eine Karikatur aus einer türkischen Zeitschrift.

Deutsche Mode.

Modebrief.

Während draußen an den Grenzen der Krieg von allen Seiten tobt, bereitet sich eine große Zahl unserer heranwachsenden Mädchen vor, in den Ernst des Lebens einzutreten. Soll jedes junge Mädchen, ganz gleich aus welchen Verhältnissen, zu einem brauchbaren Menschen herangebildet werden, um für alle Eventualitäten gerüstet zu sein, so hat sich die Zahl derjenigen, die einen Beruf ergreifen müssen, durch die bitterernsten Zeiten, in denen wir leben, bedeutend vergrößert.

Der Schule und damit der Kindheit entwachsen, benötigt das junge Mädchen neuer Garderobe, die naturgemäß der herrschenden Zeit angepaßt sein muß. Aller unnötige Tand, mit dem sich unsere Jugend leider nur gar zu gern schmückt, muß fallen.

Sollte schon zu Friedenszeiten die Kleidung des jungen Mädchens schlicht und einfach sein, da ja seine Jugend der schönste Schmuck ist, so sollte dies ganz besonders in der jetzigen Zeit der Fall sein, wo es zudem im Begriffe steht, in die Reihen der Erwachsenen einzutreten.

Bereits in den letzten Monaten, besonders aber seit Ausbruch des Krieges, ist der Wunsch nach einer deutschen Mode laut geworden. So sehr auch wir dies begrüßen, möchten wir doch vor Uebereilungen warnen, damit wir nicht in dem Bestreben, etwas anderes zu bieten, in Extreme fallen. Eine neue Moderichtung muß sich stets auf dem Vorhergehenden aufbauen, und sie tat es auch, obgleich dem Laien so manche „Neuheit" überraschend kam. Was wir vor allem meiden müssen, sind Auswüchse in der Mode, und was wir beachten müssen, ist, daß wir unsere Kleidung unserer Persönlichkeit anpassen und nicht etwas tragen, nur weil es die andere auch trägt. Dies gilt auch für unsere Jugend, von der wir allerdings noch nicht soviel eigenes Urteil erwarten können, die sich aber dafür belehren lassen sollte. Wenn ein junges Mädchen mit kurzer, voller Figur eine der weiten Kimonoblusen tragen will, nur weil es die große, schlanke Freundin auch trägt, so ist dies falsch. Sie muß eine schlanke Form mit eingesetztem Aermel vorziehen, die allerdings ihre Freundin nicht kleiden würde. Das neue, satte Rot, das uns an rote Rüben erinnert, ist eine Farbe, die auch den Blondinen sehr kleidsam ist. Um das düstere Schwarz des Konfirmationskleides nach der Feier zu beleben, gesellen wir ihm als Garnitur, etwa den Gürtel, ein kräftiges Blau, das von der Mode bevorzugt wird und außerdem die Gesichtsfarbe vorteilhaft heben kann. Unter den Wollstoffen steht Tuch, dem sich Samt gesellt, obenan; letzteres eignet sich besonders für junge Mädchen. P. Gr.

Nr. 2746.

Nr. 2747.

Nr. 2748.

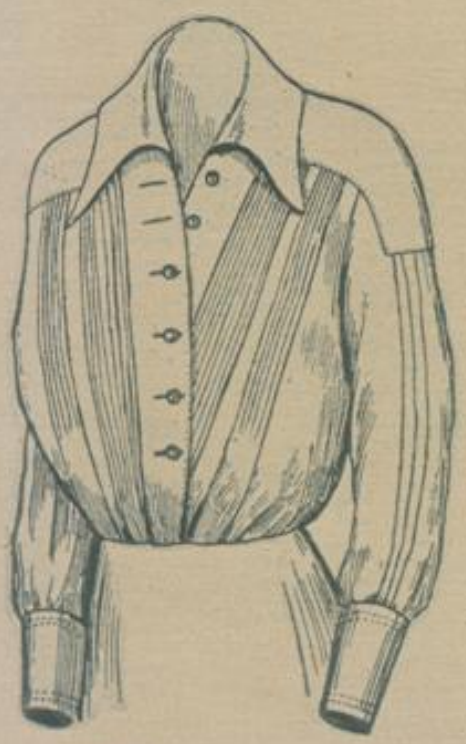
Nr. 2746. **Kleid mit Trägerrock für junge Mädchen.** Eine kleidsame und praktische Mode für junge Mädchen bilden die Trägerröcke, die durch eine schlichte Bluse ergänzt werden. An unserer Vorlage ergaben schwarzer Cheviot und weiße Pongeeseide das Material. Der Rock setzt sich aus drei Bahnen zusammen, die vorn linksseitlich Knopfschluß erhalten. Uebereinstimmend schließt ebenfalls hier der miederartige Taillenteil, dessen oberer Rand geschweift ist. Die über die Schulter greifenden Träger sind pattenartig zugespitzt. Träger und Taillenteile erhalten Futter. Man steppt den Rock der Taille auf und deckt den Ansatz durch den ebenfalls aufgesteppten Gürtel. Die Bluse zeigt vorn eine doppelte Quetschfalte in Breite des Ausschnittes; hieran fügt sich ein schmaler Hohlkragen. Angeschnittene Blusenärmel mit Volant. Erforderliches Material: etwa 2,50 Meter Cheviot, 1,20 Meter breit, und 2,50 Meter Seide, 70 Zentimeter breit.

Nr. 2747. **Jackenkleid mit halblangem Schoß.** Das kleidsame Kostüm besteht aus einem Vierbahnenrock und der halblangen Schoßjacke. Die Taillenteile sind vorn von der Schulter aus in eine Falte geordnet, die sich auf dem nach hinten sich verlängernden Schoß fortsetzen. Ein aufgesetzter Gürtel deckt den Ansatz des Schoßes an die Taillenteile. Breit übergreifender Schluß. Nach hinten hoch aufsteigender Umlegekragen. Lange, enge Aermel mit Manschettenaufschlag. Erforderlich. Material: etwa 9 Meter Samt, 45 Ztm. breit.

Nr. 2748. **Kleid mit Schoßtaille für junge Mädchen.** Zu dunkelfarbigem Wollbatist ergaben gleichfarbige Seide und einige Zierknöpfe das Material. Ueber einen Zweibahnenrock fällt der halblange, etwas rund geschnittene Schoß, der gleich dem Rock vorn schließt. Den Schluß begleitet je ein schmales Seidenrüschen. Den gleichen Schluß ziert die Taille, die blusenartig arrangiert ist. Manschettenaufschlag und Faltengürtel aus Seide. Latz nebst Stehkragen aus Tüll. Erforderliches Material: etwa 4,50 Meter Stoff, 1,10 Meter breit.

Neue Blusen für junge Mädchen.

Die kleidsamste Mode für die heranwachsende Jugend sind und bleiben die Blusen, die den jugendlichen Körper einhüllen, ohne ihn allzusehr zu belasten. Allerdings muß die Unterkleidung entsprechend gewählt sein; auch sie darf nicht zu anliegend sein, sobald es sich um einen noch unentwickelten Körper handelt. Es sei auch hier wieder darauf aufmerksam gemacht, daß farbige Bänder an den Untertaillen auf alle Fälle zu vermeiden sind, sobald eine durchsichtige Bluse darüber getragen wird. Abgesehen von der augenblicklichen ernsten Zeit entspricht es nicht dem Taktgefühl der korrekt denkenden Frau. Man will doch mit den farbigen Bändern die Aufmerksamkeit der anderen darauf lenken, und das tut man nicht.



Nr. 2749.

Nr. 2749. **Bluse mit Achselstück und Säumchen.** Für die Bluse aus weißem Voile wurden die Vorderteile in je zwei Gruppen schmalster Säumchen abgenäht; der Rückenteil erhält eine Säumchengruppe in seiner Mitte. Für den Schluß werden die vorderen Längsränder gedoppelt und mit Knöpfen und Knopflöchern versehen. Das glatte Achselstück greift etwas auf den Aermel über, der ebenfalls in einige Säumchen gesteppt ist, und dessen unterer Rand in eine Manschette aus doppeltem Stoff tritt. Ebensolcher Umlegekragen. Erforderliches Material: etwa 1,75 Meter Stoff, 1,10 Meter breit.

Nr. 2750. **Bluse mit Raglanärmel und Säumchengarnitur.** Hellfarbige Pongeeseide bildet das Material unserer Vorlage. Die Vorderteile sind in ganzer Breite in ausspringende Säumchen gesteppt, der Rückenteil ist leicht eingereiht. Sie treten unter den Raglanärmel, der bis zum Halsausschnitt reicht und schmal aufgesteppt wird. Vorn ergänzt den Aermel ein doppeltes Bündchen. Für den Schluß ist der vordere Längsrand in einen doppelten Streifen gefaßt, der aufgesteppt ist. Zierknöpfe. Umlegekragen und kleine Revers aus doppeltem Stoff. Erforderliches Material: etwa 3 Meter Seide, 60 Zentimeter breit.

Nr. 2750.

Schnittmuster zu vorstehenden Abbildungen in den Normalgrößen 42, 44 und 46 liefert unsere Expedition an Abonnenten zum Preise von 35 Pfg. pro Stück gegen Voreinsendung

Phot. Gebr. Goßlar, Bonn a. Rh.

Oberst Wilhelmi,
Kommandeur des 2. Nass. Feldart.-Regts. Nr. 63 starb den Heldentod fürs Vaterland.

Phot. Poehlmann, München.

Das Fünfmarkstück als Lebensretter.
Durch das im Brustbeutel angeschossene Fünf- und Dreimarkstück wurde dem Gefreiten Gottbehüt in dem Gefecht bei Arnifontaine am 15. September das Leben gerettet.

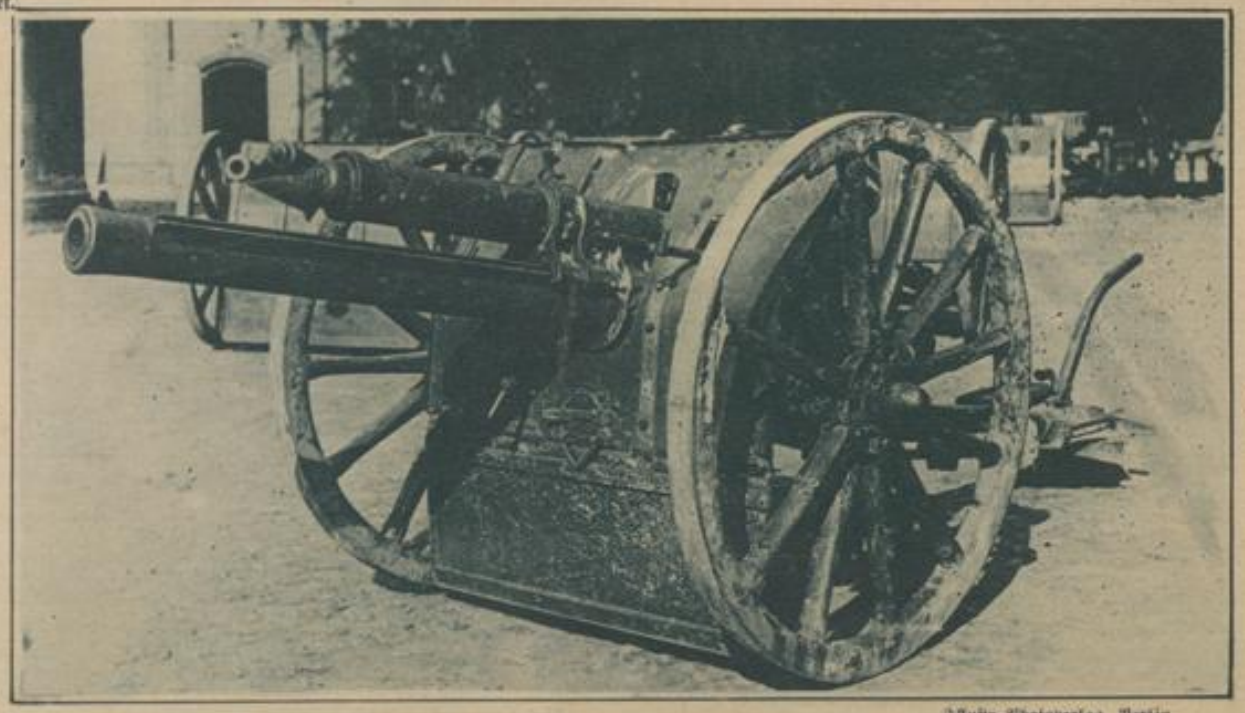
Phot. E. Benninghoven, Berlin-Friedenau.

Infanterie beschießt im Osten einen russischen Aeroplan.

Illustr.-Photoverlag, Berlin.

Ostpreußische Bäuerin am Bahnhof Friedrichstraße in Berlin.

Fran- zösische



Illustr.-Photoverlag, Berlin.

Ein in den letzten Kämpfen erbeutetes, stark beschädigtes englisches Geschütz.

Flieger- pfeile

Phot. W. Biaemer, Berlin SW.

Abendstimmung auf einem Schlachtfeld im Westen.
Eine von Soldaten bewachte Straße führt durch den Kampfplatz.

Der Bürgermeister von Brüssel,
Max, der die Geduld der deutschen Behörden bisweilen auf eine harte Probe stellte.

Druck der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Frankfurt a. M., Große Eschenheimerstraße 33/37. Bezugspreis: Vierteljährlich 90 Pfg. zuzüglich Postgebühr.
Für den Inhalt verantwortlich: Max Geisenheyner, Frankfurt a. M.

II. Jahrgang.
No. 41

11. Kriegsnummer

8. Oktober 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

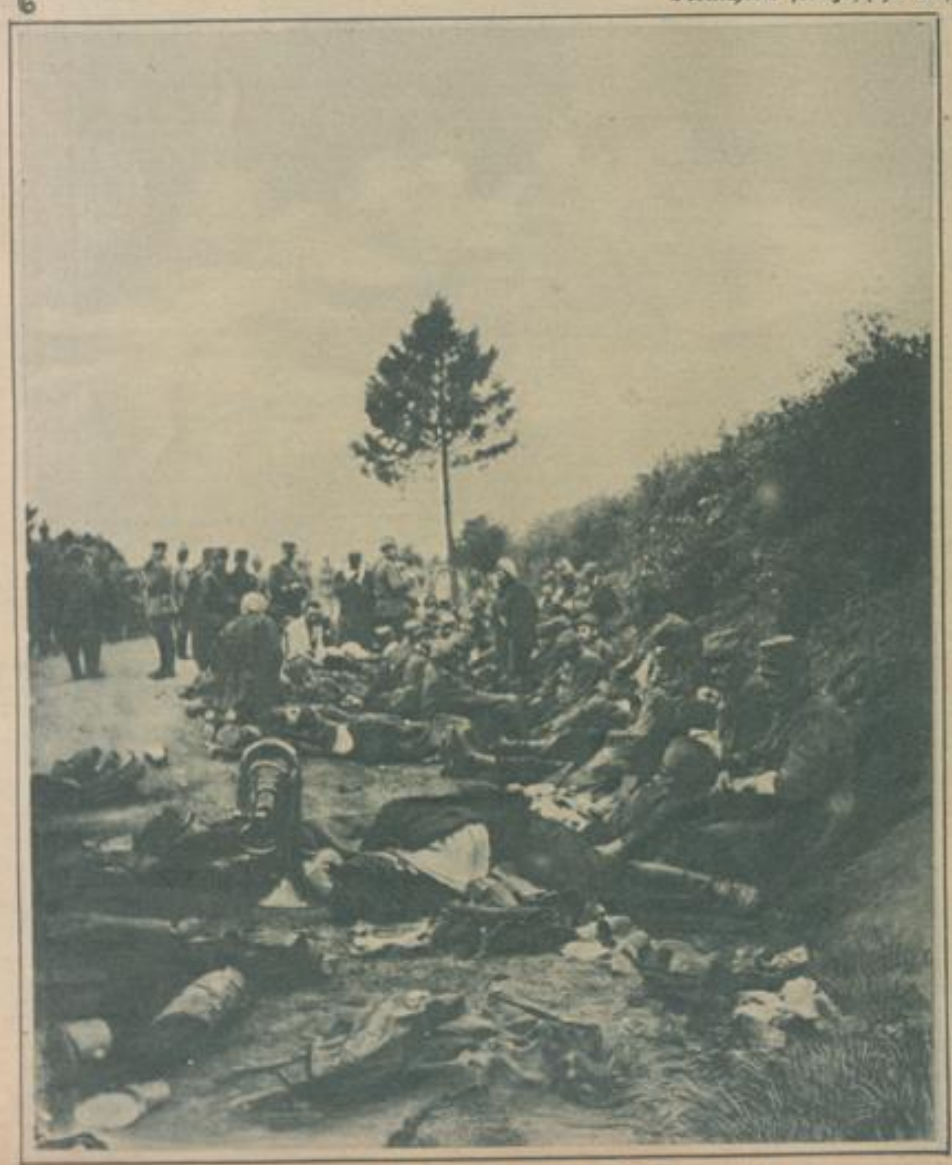
Zum 67. Geburtstage.

Nach der Schlacht.

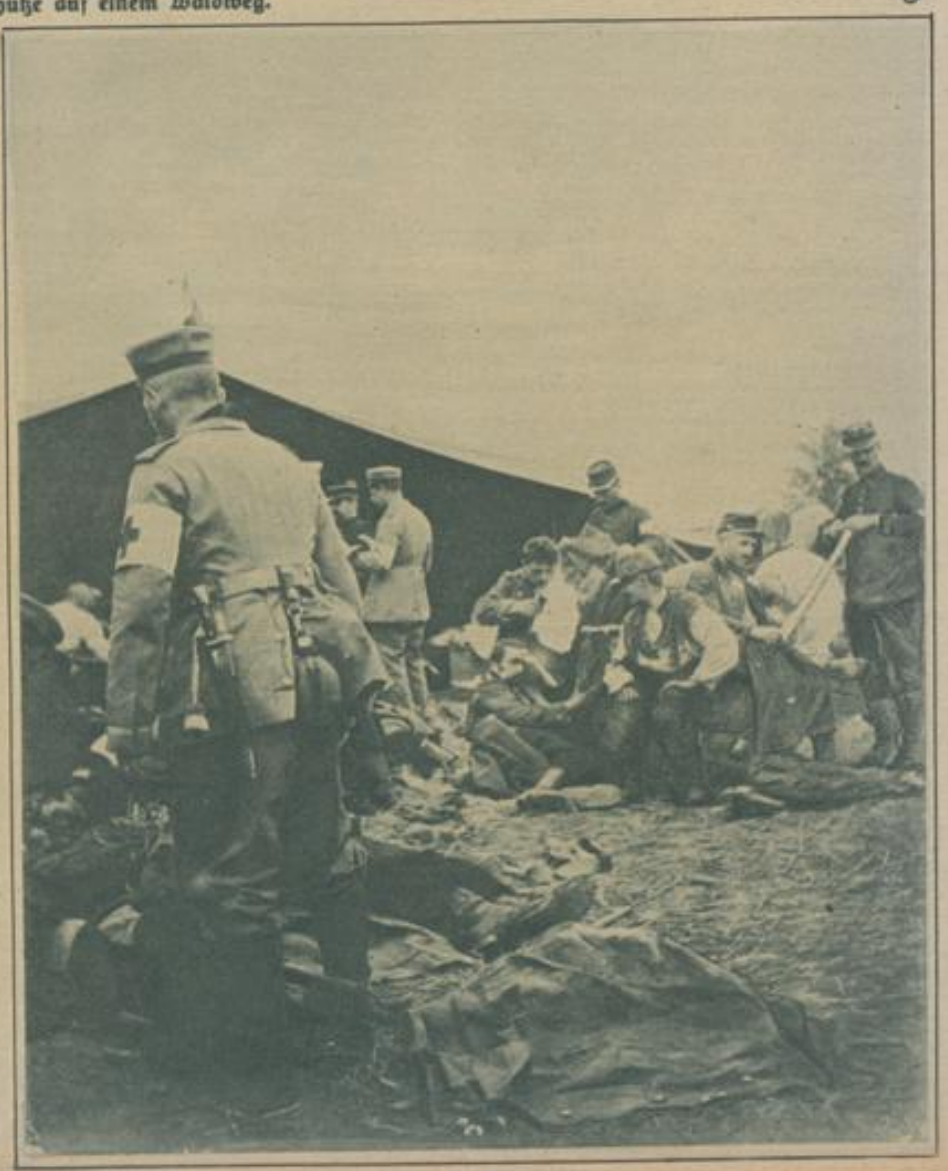
Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Die Granaten haben gesprochen. Die anrückende französische Artillerie liegt in der Straße, die durch die Tannenschonung geht, in ihrem Blute. Mehrere Volltreffer sind in die Kolonnen hineingesaust, und wo sie trafen, blieb nichts zurück, als ein Haufen Trümmer — Trümmer von Menschen, Pferden und Material. Die ganze lange Waldstraße entlang der gleiche Anblick. Die Pferde liegen wie hingemäht bei den Geschützen. Manchmal sieht es nur so aus, als wären sie gestolpert und in halb aufrechter Haltung liegen geblieben. Aber die leeren Augen, die Starrheit der Glieder reden eine andere Sprache. Wohl uns, daß die Batterien nicht zur Auffahrt kamen, daß unsere Kugeln in ihre Reihen fielen, statt umgekehrt. Viele der Unsrigen lägen jetzt regungslos und starr am Boden. An der Waldlichtung hat man, nach Erstürmung der französischen Stellung, ein Notlazarett errichtet, um den verwundeten französischen Soldaten schnell Hilfe zu bringen. Sie sind totmüde und achten ihrer Wunden kaum. Manche sind tagelang nicht aus dem Sattel gekommen. Einige liegen wie tot da und achten kaum darauf, ob sie verbunden werden oder nicht. Bei dem einen steht noch eine Trompete. Ein Granatsplitter hat ihr das Mundstück weggerissen. Doch auch wir haben Verluste, wenn auch nicht schwere. Einige nehmen, wie sie verbunden sind, wieder die Knarre über den Arm. Ein Musketier ist schwer verwundet. Er beißt die Zähne zusammen und sagt mit einem Blick auf die eroberte Stellung: „Gott sei Dank, daß wir's geschafft haben." Doch lange ist nicht Zeit zum Verweilen. Sinnen und Träumen hat draußen nicht viel Daseinsberechtigung. Es heißt vorwärts, sich zusammenreißen, neue Aufgaben lösen mit ungebrochenem Mute, um diesen Krieg, den einige Schurken der Welt aufgedrängt haben, zu Ende zu bringen, ihnen zum Verderben, uns zum Siege. Dann ist kein Opfer umsonst gewesen, dann hat Kultur, Ehrlichkeit, Sittlichkeit und gesunde Volkskraft über Unkultur, Lüge und Zerfall triumphiert.

Vernichtete französische Geschütze auf einem Waldweg.

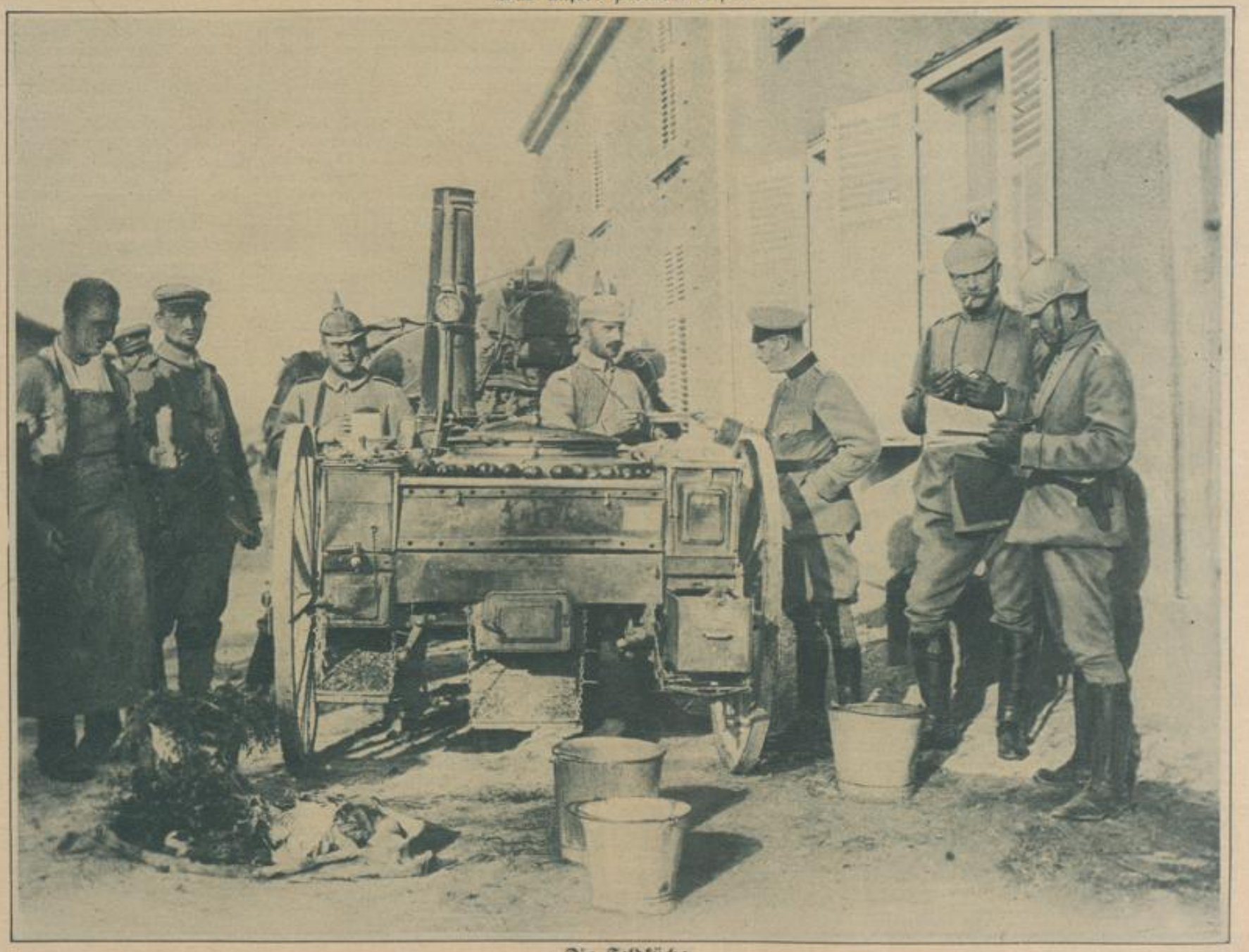


Vom Schlachtfeld aufgesammelte französische Verwundete.



Der erste Verband.

Was unsere Pioniere leisten.



Die Feldküche.

Der Landesverräter.

Skizze von Leopold Engel.

Dem Weltgetriebe entflohen, um mich in ruhiger Gebirgsgegend ein paar Tage zu erholen, hatte ich mich nach dem südlichen Teile der Vogesen geflüchtet. Ziemlich ermüdet von einer Tagestour kam ich spät nachmittags in Sicht eines stillen, idyllisch gelegenen Talortes, der, zwischen hohen Bergen eingeschlossen, einen so friedlichen Anblick gewährte, daß ich mich sofort entschloß, dort Nachtquartier zu nehmen.

Von einer Höhe aus konnte ich die Dorfhäuser genau überblicken, erkannte auch durch meinen Feldstecher, daß sich im Orte ein freundlicher, von Gärten und rauschenden hohen Bäumen umgebener Gasthof befand. Meinen müden Gliedern und hungerndem Magen war die Aussicht, Unterkunft und Speisung in kurzer Zeit zu finden, äußerst angenehm. Ich beeilte mich daher, jenes Haus der Verheißung möglichst bald zu erreichen.

Auf meinem Wege kam ich an einem Friedhof vorbei. Unwillkürlich ging ich längst der Kirchhofsmauer langsamer und suchte vom tiefergelegenen Wege aus einige verwischte Inschriften der aufrecht stehenden Grabsteine zu lesen.

Da bemerkte ich in kurzer Entfernung ein weibliches Wesen an einem Grabe kniend, ganz im Gebet versunken. Vor ihr auf dem Hügel lag ein großer Strauß Gartenblumen, den sie zweifellos als Liebesgabe niedergelegt hatte.

Plötzlich sah sie auf und starrte nach dem Eingange des Friedhofs. Dann erhob sie sich schnell und eilte gebückt davon, augenscheinlich bemüht, daß ein eintretender Mann sie nicht bemerken solle. Das war aber doch der Fall. Dieser, ein Greis von merkwürdig verwildertem Aussehen, drohte ihr mit seinem Knotenstock und rief ihr einige Worte nach, die ich nicht verstehen konnte. Das Weib entfloh hastig, während sich der alte Mann dem Grabe näherte.

Ich konnte sein Gesicht nicht erkennen, sein weiter Hut verdeckte es, nur der lange eisgraue Bart und ebensolches Haar, das den Nacken bedeckte, waren sichtbar.

An der Grabstätte angelangt, sah er den Blumenstrauß. Er nahm und zerriß ihn wütend, warf die Blumen teils umher, teils zerstampfte er sie mit seinen schweren Stiefeln.

Ich eilte schnell dem Gasthofe zu. Dort fand ich alles derartig, wie es nicht besser zu wünschen war. Ein freundlicher Wirt wies mir ein sauberes, helles Zimmer an, ein gutes Essen und guter Wein standen bald vor mir auf dem Tisch des Gastzimmers, so daß ich mich sehr behaglich fühlte.

Als ich mich mit dem Wirte über den Weg unterhielt, den ich andern Tages einschlagen wollte, öffnete sich die Tür, und jener alte Mann trat ein, den ich an dem Grabe beobachtete, wie er den Blumenstrauß vernichtete.

Ein braunes, durchfurchtes Gesicht, umwallt von langem, wirrem Haar, wurde sichtbar, als er den alten, schwarzen Schlapphut abnahm. Schwerfällig ging er zum Schenktisch, warf ein Geldstück hin und nahm schweigend das große, vom Wirte eingeschenkte Glas Branntwein. Mit zitternder Hand führte er es zum Munde und trank. Schweigend, wie er gekommen, wollte er gehen. Da fiel sein Blick auf mich. Seine Augen glühten in einem unheimlichen Feuer.

Sofort erkannte ich, daß ein Mann von nicht normalen Sinnen vor mir stand.

Er wandte sich zum Wirte und fragte mit drohender, unheimlicher Stimme: „Is das auch so einer, von da drüben?“

Der Wirt schüttelte den Kopf und antwortete in beruhigendem Tone: „Nein, der Herr ist ein guter Deutscher!“

„So, so,“ brummte der Alte vor sich hin, stülpte den Hut auf sein wirres Haar und ging schwerfällig zur Tür hinaus.

„Wer ist der Mann?“ fragte ich den Wirt. Dieser schien keine Neigung zur Auskunft zu haben. Er tippte bezeichnend an seine Stirn und meinte kurz: „Dem fehlt es hier.“ —

„Das habe ich sehr wohl bemerkt. Sein Wahnsinn muß jedoch eine Ursache haben, diese interessiert mich,“ entgegnete ich und erzählte dem Wirte meine Beobachtungen an der Kirchhofsmauer. Dadurch kamen wir in ein intimeres Gespräch, und der Wirt berichtete folgendes:

„Der Alte da, den Sie gesehen haben, heißt Wünschel und war, als der Krieg 1870 ausbrach, noch ein blutjunger Mann. Er hat den Feldzug mitgemacht, kam als Feldwebel wieder heim und blieb beim Soldatenstand. Er hat dann geheiratet und einen Sohn bekommen, den er Ernst nannte und der seine ganze Freude war. Wegen der guten Führung und weil er Kriegskombattant, erhielt er als Grenzaufseher einen Ruheposten. Hier am Orte kaufte er sich ein kleines Grundstück mit Häusel, in dem die Familie wohnte.

Sein Sohn wuchs heran. Es war ein tüchtiger Kerl, der stärkste Bursche im Dorf. Der Ernst nun sollte auch Soldat werden. Er kam nach Straßburg zu den Festungspionieren und zeichnete sich bald durch seine Intelligenz aus. Nachdem er seine Pionierausbildung erhalten, kam er ins Büro wegen seiner guten Handschrift und namentlich wegen seines Zeichentalentes. Sein Oberst schätzte ihn sehr, auch die anderen Offiziere. So kam es, daß man ihm geheime Entwürfe der Befestigungsanlagen oft zum Kopieren anvertraute, namentlich als die Befestigungen umgeändert und verbessert wurden. Der Ernst war auf dem besten Wege, sich zu einem höheren Militärbeamtenposten im Festungswesen heraufzuarbeiten, zur größten Freude seines Vaters, dessen ganzer Stolz er war.

Alles wäre gut gegangen, wenn sich der Ernst nur nicht in ein Mädel rein zum Sterben verliebt hätte, das bei ihrer Tante im nächsten Dorfe wohnte. Es stammte von einem französischen Vater, der mit seiner Frau nach Frankreich auswanderte, als das Elsaß deutsch wurde. Mit fünfzehn Jahren kam es zu der Schwester seiner Mutter ins Dorf zurück, weil die Eltern drüben starben. Clémence hieß es, sauber war es, rein zum Anbeißen, aber von einem Deutschen und gar noch von deutschem Soldaten wollte es anscheinend nichts wissen, trotzdem es gut deutsch sprach.

Wenigstens anfangs war es so, und ich weiß genau, daß der Ernst an seiner unglücklichen Liebe arg herumzuschleppen hatte. Mir hat er sein Leid oft geklagt. Mit einem Male änderte sich die Sache. Das Mädel wurde liebenswürdiger zu meinem Freunde und der

Die Ereignisse des August im Bilde.

Die Kriegsnummern 1—6, die vergriffen waren, werden jetzt in einem 32seitigen Bande mit zusammenfassendem Text erscheinen. Die Nummer kostet 40 Pfg. (für direkte Zusendung durch die Post sind 10 Pfg. Porto beizufügen). Da bereits große Aufträge vorliegen, ist baldige Bestellung erwünscht.

Das Illustrierte Blatt.

darüber ganz selig. Er erzählte mir, daß sie wie umgewandelt sei. Das kam mir merkwürdig vor. Ich fragte meinen Freund aus und erfuhr, daß der Onkel der Clémence, der in Paris lebt und zum Besuch gekommen sei, besondere Zuneigung zu Ernst gefaßt und bei seiner Nichte ein gutes Wort eingelegt habe. Das fand ich nicht auffällig, denn dies hätte jeder von uns gern getan, nur gefiel es mir nicht, daß dieser Onkel mit Namen Duval beim französischen Kriegsministerium angestellt war. Ernst behauptete, davon nichts zu wissen. Es verging längere Zeit, bevor mein Freund wieder auf Urlaub im Dorfe erschien. Er war nicht mehr so heiter wie früher, sondern recht schweigsam und niedergeschlagen. Er vertraute mir an, daß Clémence ihm versprochen habe, die Seine zu werden, wenn er nach Frankreich auswandere und den Dienst quittieren würde. Herr Duval würde und könne für sein Fortkommen sorgen. Ich lachte über diese Zumutung, die gleichbedeutend mit dem Bruch zwischen Ernst und seinen Eltern sowie dem Aufgeben seiner aussichtsreichen Karriere sein würde. Zu meinem Schrecken merkte ich jedoch, daß dieses Anerbieten ihm nicht unmöglich erschien, so rasend verliebt war er in das Mädchen. Er kämpfte mit sich gewaltig, der Streit zwischen Liebe und Pflichtgefühl machte ihn ganz elend. Nach diesem Eingeständnis ließ sich Ernst lange nicht mehr sehen. Endlich zu Michaeli kam er wieder auf Urlaub zu uns. Er war blaß, gedrückt in seinem Wesen, geradezu scheu. Er hatte längeren Urlaub genommen und erhalten, um sich zu erholen. Er sei überarbeitet, klagte er.

Dem alten Wünschel waren die Veränderungen im Wesen seines Sohnes nicht entgangen. Ich hatte das wohl beachtet, auch, daß er ihn oft heimlich argwöhnisch betrachtet.

Ernst streifte gern hier im Walde herum, den er genau kannte. Ich sah, daß sein Vater ihm auf seinen Spaziergängen heimlich folgte. Also argwöhnte der Alte etwas. Ich dachte mir, er sei dahinter gekommen, Ernst habe heimliche Stelldicheins mit seiner Clémence und wolle beide überraschen. Es war aber Schlimmeres. Mein Vater besaß für unser Revier das Jagdrecht. Infolgedessen ging ich auch oftmals auf die Jagd, namentlich auf Flugwild. Ich wollte eines Tages Birkhühner auf dem Anstand schießen und hatte mir an geeigneter Stelle eine Reisighütte unter einem Haselstrauch aufgebaut. Ich wartete gegen Abend mindestens eine Stunde vergeblich auf die Hühner, da sehe ich ganz unerwartet Herrn Duval heranschleichen, der sich vorsichtig umsieht. Bald darauf kommt mein Freund von entgegengesetzter Seite. Sie sprechen eifrig miteinander, und Ernst gibt ihm eine Rolle Papier, die der Mann zu sich steckt. Ich wundere mich, daß die beiden mitten im Walde Heimlichkeiten auszutauschen haben.

Als sie sich nach verschiedenen Seiten hin trennen wollen, rauscht es im Busche, und ehe Herr Duval es sich versehen kann, springt der alte Wünschel in Uniform, bewaffnet hervor. Er packt ihn prügelt ihn windelweich, entreißt ihm die empfangene Papierrolle und droht ihn niederzuschießen, wenn er nicht sofort davongehe.

Der Franzose läßt sich das nicht zweimal sagen und macht lange Beine.

Ernst war bei dem Streite leichenblaß stehen geblieben. Sein Vater ging auf ihn zu mit einem fürchterlichen Gesichtsausdruck, den ich nie vergessen werde. Er öffnet die Papierrolle. Sie enthielt Zeichnungen der Straßburger neuen Befestigungen.

Der alte Wünschel hielt diese Ernst vor das Gesicht und zischte: „Landesverräter, Du Hundsfott! Für Dich ist die Kugel zu gut, Dich muß man hängen.“

„Vater!“ schrie Ernst auf und wankte.

Ich konnte mich in meiner Laubhütte nicht rühren, so erschrocken war ich, und starrte nur auf den entsetzlichen Alten und meinen unglücklichen, zerschmetterten Freund.

„Warum tatest Du das?“ brüllte der Alte und packte seinen Sohn an der Brust. „Ich fand in Deiner Kammer einen Brief des Franzosen, der mir Deine Absicht verriet, Du Schuft!“ —

Ernst antwortete nicht und sah zu Boden.

„Hat Dir die Dirne alle Ehre totgeschlagen? Ausrücken wollt Ihr, fahnenflüchtig willst Du werden?“ schrie er wiederum.

„Clémence ist unschuldig, beschuldige sie nicht,“ rief Ernst.

Ein entsetzliches Hohngelächter folgte.

„Unschuldig, dieses Frauenzimmer! Ich erschieße sie und den Lumpen Duval,“ keuchte der Alte in wahnsinniger Wut. Er riß sein Gewehr von der Schulter und legte es an die Hüfte, als wollte er es schußbereit machen. „Dich aber müßte man hängen.“

Im nächsten Augenblick krachte ein Schuß aus des Alten Gewehr. Anscheinend absichtslos, vor maßloser Wut unfähig, seine unwillkürlichen Bewegungen zu hemmen, mußte er den Drücker abgezogen haben.

Ernst sank zu Boden.

Der alte Wünschel stand mehrere Sekunden regungslos, dann stürzte er mit einem dumpfen Schrei ohnmächtig neben seinem niedergeschossenen Sohne zusammen.

Jetzt fand ich auch den Gebrauch meiner Sinne und Glieder wieder. Ich eilte zur Unglücksstätte. Ernst lebte noch. Er kam zur Besinnung und erkannte mich. Leise lispelte er: „Mich haben Wilddiebe erschossen, hörst du?“

Ich begriff seine Absicht, den Vater schützen zu wollen und bejahte seine Frage. Schnell riß ich ihm den Rock auf und untersuchte seine Wunde. Hilfe war unmöglich.

Der Schuß hatte einen Waldhüter herbeigelockt. Auch diesem gegenüber blieb der Sterbende bei seiner Behauptung, Wilddiebe wären die Täter gewesen.

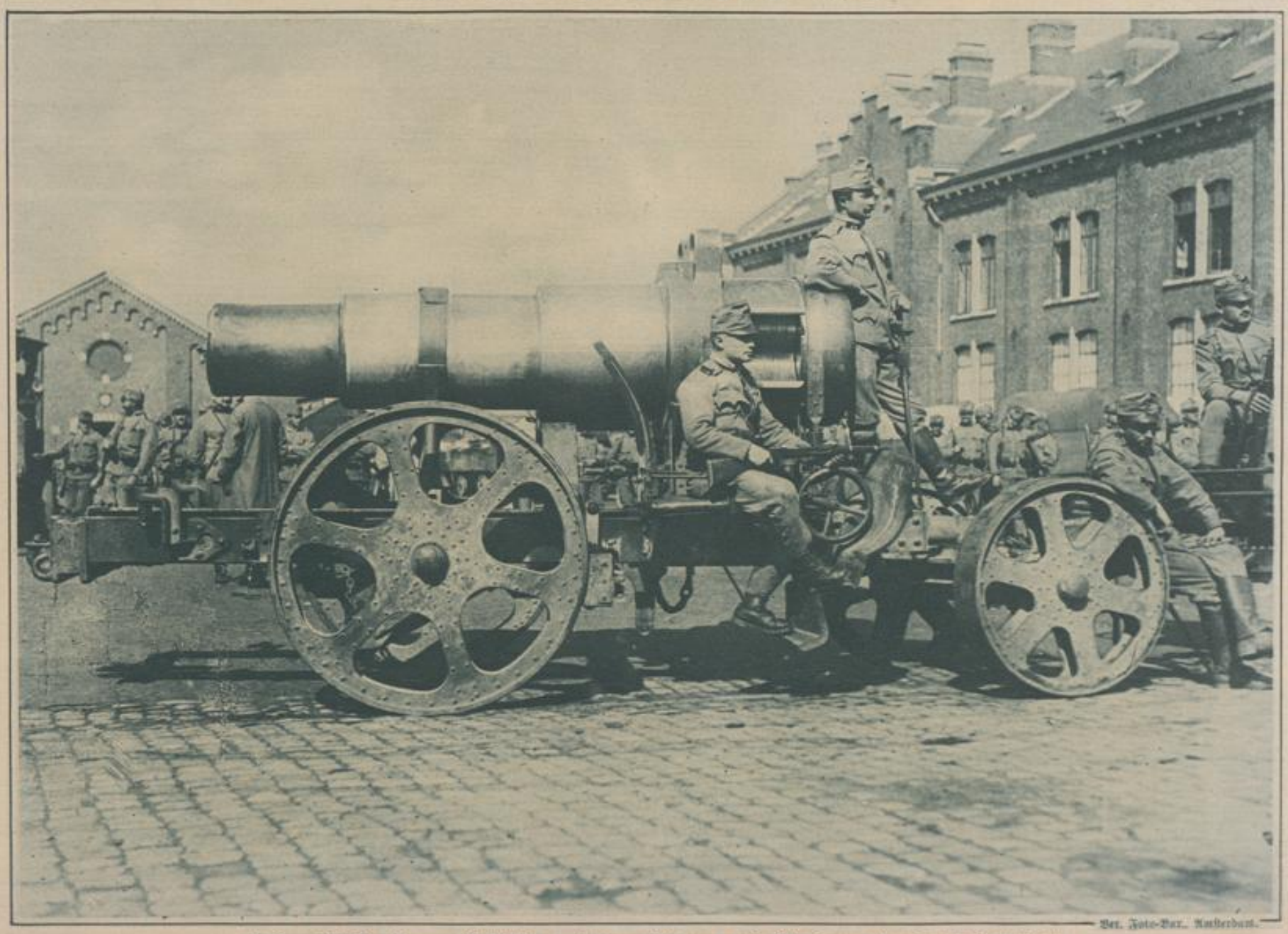
In meinen Armen verschied mein Freund.

Den alten Wünschel fanden wir erst zwei Tage später mitten im Walde in einem fürchterlichen Zustande. Er war vollkommen irre und sprach immerfort von seinem Sohne, daß er ein braver Soldat sei und einer Verräterei unfähig. Das kam zu Ohren der Behörde und es wurde eine strenge Untersuchung angeordnet. Ich wurde vorgeladen und hielt es für das beste, die Wahrheit zu sagen, auch die Papiere und Zeichnungen, die ich an mich genommen, als Wahrheitsbeweis vorzulegen. Da kam denn heraus, daß der Duval Spionendienste verrichtete, allerhand Lügen dem Ernst und der Clémence vorgeschwindelt, ihm die Hand des Mädchens und goldene Berge versprochen hatte, nur um von ihm die Zeichnungen herauszulocken, die in Paris natürlich sehr erwünscht waren. Mein armer Freund war in seiner blinden Leidenschaft der Versuchung unterlegen. Zur Ehre des Mädchens muß ich aber sagen, daß sie von den Schlichen ihres Onkels nichts wußte, sondern schließlich doch zu dem hübschen Ernst Zuneigung faßte.

Der alte Wünschel hat lange im Irrenhause gesessen, dann wurde er als ungefährlich entlassen. Er lebt jetzt pensioniert in seinem Hause, sein treues Weib pflegt ihn. Nur darf man auf seine Fragen nicht näher eingehen, er ist argwöhnisch und denkt leicht, man könne von seinem Sohne was Böses wissen. Das Weib, das sie auf dem Kirchhof sahen, ist sicher die Clémence gewesen, sie lebt noch unverheiratet im Nachbardorf und legt manchmal Blumen auf Ernstens Grab. Der alte Wünschel haßt sie natürlich wie die Todsünde.

So, nun wissen Sie die traurige Geschichte. Reden Sie aber nicht weiter darüber!“ — — —

Oesterreichische Belagerungsgeschütze passieren Brüssel.



Ver. Foto-Bur., Amsterdam.

Oesterreichische schwere Geschütze, mit denen Namur und Maubeuge bombardiert wurden.

Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eider

Nachdrucksrecht geschützt durch Karl Köhler u. Co., Berlin W. 15

(6. Fortsetzung.)

Dann sah er immer wieder Lalls Augen auf sich gerichtet. Die baten mit stummem Blick: Nicht hochmütig sein, Wulff Jessen!

Im Hause bereitete sich etwas vor. Es war wie vor Weihnachten, und doch war es erst Herbst. Es mußte etwas Herrliches, Großes in der Zukunft liegen. Wulff merkte es, ohne daß es ihm jemand gesagt hätte.

Eines Tages sah er Lall, nicht wie sonst, in der gewohnten stillen Freundlichkeit — nein, sie strahlte. Ihr ganzes Wesen jubelte. Ihre Augen hatten einen Glanz, als wäre sie über Nacht Königin geworden. Dies hielt an. Sie war mit einem Schlage aufgeblüht. Auf ihren Wangen lag ein zartes Rot. Sie schmückte sich prächtiger als früher. Nie sah man sie ohne eine Blume im Gürtel.

Auch den anderen Familienmitgliedern schien sich etwas von der Veränderung mitzuteilen. Muttchen Hellmann war noch nie so verwirrt gewesen. Sie steckte immer mitten in der Arbeit. Selbst Madame entfaltete eine zittrige Geschäftigkeit. Es wurde öfter in die Stadt gegangen. Man kehrte mit Paketen beladen heim. Der Vogt erklärte unter heiterem Lachen, er werde nächstens seinen Konkurs anmelden.

Nur Meg blieb sich immer gleich. Sie wickelte ihr Haar noch immer und trug stets weiße Hemdblusen. Sie lernte eifrig Vokabeln und schrieb Worte oder Sätze in ein Heft. Dazwischen arbeitete sie an ihren Stickereien. Die Handarbeiten, die sie anfertigte, waren von entzückender Feinheit und Akkuratesse. Lall meinte, sie würde nie etwas Derartiges fertigbringen.

Dem Vogt ging sie aus dem Wege. Sie fürchtete seine Blicke, seine Stimme und wagte es kaum, ihn anzusehen.

Wulff und Meg standen sich schlecht miteinander. Meg behauptete, er wäre „serr böse", und Wulff sagte, er könnte krauses Haar und weiße Hemdblusen nicht ausstehen.

Ueber Wulff kam in der letzten Zeit oft eine große Unruhe. Dann war es ihm, als würden die Wände des Amtszimmers zu eng für ihn. Als müßte er hinaus in die Welt. Die alten Träume wurden wieder lebendig. Er hatte sich in diesen Jahren wohl ein paar hundert Mark gespart; aber das war ihm klar, ein Vermögen würde er sich als Schreiber nie erwerben. Einige Male hatte er schon daran gedacht, seine Stellung aufzugeben und in einem kaufmännischen Geschäft Anstellung zu suchen. Aber dann war es ihm wieder, als ob tausend feine Fäden ihn hier hielten, und tausend Fäden wurden eine Kette.

Der Kirchspielvogt hielt viel von ihm und sprach einmal mit ihm über seine Zukunft.

„Ich werde Sie meinem Freunde Kähler vorstellen. Der hat in der Stadt ein ganz bedeutendes Geschäft. Vielleicht weiß der mal etwas für Sie."

Wulff wurde auch wirklich bei der nächsten Gelegenheit Kaufmann Kähler vorgestellt. Es war ein älterer Herr, der ihn durch seine scharfen Brillengläser aufmerksam ansah.

„Der junge Mann hier ist ein kaufmännisches Genie, Kähler," sagte der Vogt. „Sie können mal etwas für ihn tun. Freilich augenblicklich ist er mir noch unentbehrlich. Jetzt lasse ich ihn noch nicht fort."

So blieb es beim Alten.

Es war ein Spätherbsttag, und es fing an zu dämmern.

Wulff hatte angestrengt gearbeitet. Er stand auf und blickte hinaus auf den Koog.

Jetzt war die Aussicht über das Land frei. Die Bäume waren entlaubt, der Garten kahl. Man konnte weit hinausschauen, fast bis zum Horizont, wo sich die Höfe gleich Schattenbildern vom hellen Himmelsgrunde abhoben. Es war alles still, grau und gespenstisch. Ihn fröstelte, sein Herz war voll Bitterkeit.

Drüben im Wohnzimmer war es heute lustig hergegangen. Er hatte Lachen und Gläserklang bis hierher gehört. Dazwischen hatte Geert Nissens Stimme geklungen. Ha, er wußte, was der wollte. Sie wußten es alle. Das ganze Dorf sprach davon.

Die Tür der Amtsstube ging leise auf. Das war nicht der Vogt. Der kam forscheren Schrittes herein. Lall trat auf ihn zu. Es war lange her, daß sie so ohne weiteres zu ihm hereingekommen war.

„Sie stehen hier im Dunkeln, Wulff?"

„Ich werde die Lampe anzünden."

„Nein, lassen Sie. Es ist schön, in der Dämmerung zu reden und dabei hinauszuschauen." Ihre Stimme klang heute wie Musik, wie nach verhaltenem Jubel. „Träumen Sie noch immer von den alten Zeiten, Wulff?"

„Nein," entgegnete er hart. „Die Vergangenheit dieses Landes ist tot. Sie wird nie wieder auferstehen."

„O doch. Sie schläft nur. Ach, wenn man sie doch aufwecken könnte!!... Wulff," ihre Augen strahlten ihn durchs Dämmerlicht wunderbar an... „ich will Ihnen etwas anvertrauen. Sie sind mein Freund und sollen es eher wissen als alle andere. Ich heirate Geert Nissen vom Eschenhof."

„So! Ach!" Er vergaß, zu gratulieren, wie es sich wohl geschickt hätte.

„Ja, Wulff Jessen, ich werde Bäuerin auf dem Eschenhof, und dann soll die alte Zeit in neuem Glanz aufleben. Es soll ein Leben werden wie einst, da die Dithmarscher Bauern Herren waren. Wir werden Feste feiern, daß es weit ins Land hinein klingt, daß keinem der Gedanke mehr kommt, in der Stadt ließe es sich besser leben. Alle Herzen will ich mir gewinnen. Und meinen Nachkommen werde ich erzählen von dem heiligen Blute, mit dem unser Land gedüngt wurde, von den Männern, die so hart wie Eisen und so edel wie Gold waren. Das neue Geschlecht soll die Scholle wieder lieben lernen, soll stolz und mächtig sein, aber nicht auf sein Geld und nicht durch das Geld."

„Das wollen Sie fertig bringen?"

„Ja. Glauben Sie nicht, daß ich es vermag? Man kann es, wenn man unter ihnen, mit ihnen lebt, wenn man einer von den ihren ist."

„Und — deshalb — —"

„Nein, verstehen Sie mich nicht falsch. Ich liebe Geert Nissen. Er ist ein einfacher lieber Mensch und ein feiner Weggenosse, und er ist mit mir eines Sinnes. Nein, ohne die Liebe vermöchte ich nichts."

Wulff wollte etwas entgegnen, aber es blieb ihm in der Kehle stecken. Es kämpfte etwas in ihm, was sich schwer niederringen ließ, und er brachte kein Wort hervor.

Im Geiste sah er Lall, nicht wie sie jetzt war, nein, viel älter, schöner, im Kreise ihrer Kinder. Er sah um sie her alles wachsen, blühen und sich ausbreiten. Ja — sie war zur Königin geschaffen.

Lall suchte seine Hand und fand sie auch.

„Sehen Sie, das wollte ich Ihnen sagen, Wulff. Nicht wahr, Sie bleiben mein Freund? Ich glaube sicher, daß Geert und Sie auch noch Freunde werden. Er ist nicht stolz."

„Aber ich bin es," dachte Wulff. Dann sagte er laut:

„Ich bleibe immer Ihr Freund, Lall. Sie können sich fest auf mich verlassen."

Zwölftes Kapitel.

Lalls Verlobung wurde mit großem Staat gefeiert. Das ganze Dorf war in Aufregung darüber.

Man hatte einen ganzen Wagen voll Blumen dazu aus der Stadt kommen lassen. Jetzt im Winter blühende Blumen und Palmen, die viel Geld kosteten, von denen man nichts essen konnte, und die morgen vielleicht schon verwelkt waren. Es war kaum zu glauben.

Frau Dicknat kam. Sie war die gefürchtetste Kochfrau der ganzen Gegend. Bereits am ersten Tage ihrer Ankunft kam Muttchen mit rotem Kopf aus der Küche gelaufen und getraute sich auch während Frau Dicknats Anwesenheit nicht mehr hinein. Sie hatte nur ein klein wenig den Deckel des Suppengropens gelüftet und mal hineingeguckt; da hatte die Kochfrau sich das energisch verbeten.

John Polizei kam ohne Uniform in seinem schwarzen Beerdigungsrock und weißem Vorhemd. Die gespreizten Finger steckten in groben weißen Baumwollhandschuhen. So war aus dem einfachen Polizisten ein würdevoller Lohndiener geworden. Als er die Braten auftrug, machte er eine so stolze Miene, als kenne er niemanden, nicht einmal Wulff, den er doch für gewöhnlich als Kollegen ansah.

Der Vogt war überall in Küche, Keller und im Speisesaal. Er bestimmte alles, und seinen Anordnungen fügten sich alle.

Oben an der Tafel saß Madame im neuen schwarzen Seidenkleid mit Barbe und Spitzenrüschen. Sie nannte alle Gäste „meine Liebe, meine Gute", und meinte es auch aufrichtig gut mit jedem einzelnen.

Neben ihr saß Frau Kähler. Das war wieder eine Taktlosigkeit der Frau Vogt. Sie hatte gemeint, ihre Freundin und ihre Schwiegermutter paßten sehr gut zueinander, und das taten sie auch. Aber die anderen Damen sahen scheel und machten ihre Bemerkungen darüber, daß das ehemalige Dienstmädchen obenan zu sitzen kam.

Die Frau Vogt hatte heute entschieden wieder ihren unglücklichen Tag. Man sah es ihr an, daß sie sich in ihrem eigenen Heim heute nicht als Herrin fühlten. Immerfort hieß es: „Aber Muttchen, wie siehst Du aus! Muttchen, das geht doch nicht! Aber Muttchen!" Dazu trug sie ein blaugraues Damastkleid mit einer Schleppe, in die sie sich fortwährend verwickelte.

In all dem Wirrwarr stand der Vogt aufrecht mit lächelnder Ruhe. Nicht einen Augenblick ließ er die Pflichten des Gastgebers unbeachtet.

Vollmacht Nissens saßen an der anderen Seite des Brautpaares, Madame gegenüber. Man konnte aus ihren Mienen nicht lesen, ob die Schwiegertochter ihnen willkommen war oder nicht. Sie sahen aus wie immer: satt und zufrieden. Weder Freude noch Verdruß lag in ihren Gesichtern.

Es war ein prächtiges Brautpaar. Lall sah in ihrem elfenbeinfarbigen Kaschmirkleid sehr blaß und doch strahlend schön aus.

Sie nickte öfter zu Meg hinüber. Die kam sich heute ganz verlassen vor. Sie saß zwischen Wulff und Fred. Der war extra zu der Verlobung seiner Schwester von Kiel herübergekommen.

Fred sprach eifrig auf sie ein und sie antwortete wie ein scheues Kind und wandte sich dabei jedesmal an Wulff, ob es auch richtig wäre. Der verbesserte dann ohne eine Miene zu verziehen. Sie vergaß es oft, daß sie Feinde waren, aber er vergaß es nie.

Sie saß gerade unter der Krone. Ihr Haar flammte und flirrte, als ob es Funken sprühte.

Man feierte sie auch. In einem Toast stieß der Kirchspielvogt an auf die Rose von der Distelinsel.

Nach Tisch spielte sie etwas — ein schottisches Lied — und sang mit ihrer feinen Kinderstimme dazu. Fred stand neben ihr.

„Sie singen schön," sagte er. „Sie haben Seele."

Meg wehrte das Lob bescheiden ab. „O, manchmal habe ich gar keine Seele."

Da lachten alle, und sie machte ein erstauntes Gesicht. Offenbar hatte sie unter Seele etwas ganz anderes verstanden.

Sie sah sich um nach Wulff. Der ließ sie gänzlich im Stich. Er stand hochaufgerichtet in der Tür. Das Antlitz ein wenig bleich, das dunkle Haar zurückgeworfen. Er sah einem jungen Adler gleich. Auf seinem Antlitz lag ein durchgeistigter Zug. Er träumte.

Eine stolze Frau würde Lall werden auf dem stolzesten Hofe Dithmarschens. Ein gesegnetes Geschlecht würde da aufwachsen im Schatten der alten Eschen. Sie war die Frau danach, sich ein Reich zu gründen, und ihren Mann zu einem Fürsten zu machen. Es war recht so, daß sie in den Kreis hineinkam, zu dem sie paßte. Hier konnte sie im Großen wirken, wie es ihrer Natur entsprach. Und sie würde es tun. Die alten Herrenzeiten würden neu aufleben. Weshalb zogen die Bauern in die Stadt? Weil es ihnen zu still auf ihren Höfen war, weil sie nicht wußten, wie sie es anfangen sollten, sich das Leben draußen fröhlich zu gestalten. Nur eines Vorbildes bedurften sie. Es mußte jemand kommen, der den Anfang machte, der alle aufrüttelte. Das würde Lall Hellmann sein.

Er wurde in seinen Gedanken gestört. Das Brautpaar kam auf ihn zu.

„Das ist unser Freund!" sagte Lall und nickte ihm zu, und Geert Nissen fragte sehr freundlich:

„Kommen Sie nicht bald mal wieder heraus nach dem Eschenhof? Ich würde mich sehr freuen."

Wulff dankte. Er würde gern kommen. In seinem Innern schwur er, daß es nie geschehen sollte.

Hinter ihm kicherte es. Fred erzählte Meg eine unglaubliche Geschichte und sie sagte:

„Ich geh lachen."

Eine Viertelstunde später kam sie Wulff wieder auf der Diele entgegen. Er trat zurück in den Schatten, um sie vorbeizulassen. Er hatte keine Lust, ihr fortwährend in den Weg zu kommen. Wenn er einmal eine Antipathie gegen jemanden gefaßt hatte, war er nicht imstande, sie zu besiegen.

Meg lief dem Kirchspielvogt, ohne es zu wollen, direkt in die Arme. Der umfaßte sie, flüsterte ihr leidenschaftliche Liebesworte ins Ohr und küßte sie wie ein Wahnsinniger.

Sie entwand sich ihm wie eine Katze, rang nach Atem und rief dazwischen: „Donnerwetter noch mal, Sie sind serr bös! Ich geh weinen." Mit lautem Aufschluchzen lief sie davon, und ihre Augen waren nachher gerötet und hatten einen scheuen Blick.

Wulff sah und hörte alles. Er sah auch, wie der Kirchspielvogt tief aufseufzte, wie er sich dann in dem großen Dielenspiegel besah, nicht wie ein eitler Geck, nein, wie ein Unglücklicher, dem der Spiegel Schicksal geworden ist, das er angstvoll befragt, ob er wirklich zu alt für ein junges Glück ist.

Gezeichnet im Biwak nach einem heißen Kampfe in Lothringen auf erbeutetem französischen Papier für das „Illustrierte Blatt“ von Hans Jacoby.

Wulff war auf Tiefste erschüttert. Nie hatte ihn die Tragödie in des Vogts Ehe so gepackt wie heute. Er hatte immer gedacht, es ginge so hin. Die Ehe würde verlaufen wie hundert andere, aber heute sah er es mit furchtbarer Klarheit: dieser Mann, der auf der Höhe des Lebens stand, gebrauchte eine andere Gefährtin als das einfache Frauchen ihm sein konnte. Aber war Meg Harrison die rechte Gefährtin für ihn?

„Nein, nein.“ Wulff war ratlos. Wie würde das enden?

Draußen in der Küche wurde die Verlobung auch nach Kräften gefeiert. Man hatte nach bestem Können von allen Sachen gegessen und getrunken. John Polizei brachte aus seiner Rocktasche zwei Flaschen Rotwein zum Vorschein, die ihm der Vogt zugesteckt hatte. Man trank ihn aus Wassergläsern und die Stimmung wurde recht lustig. John behielt dabei die Weißbaumwollenen an. Ohnedem tat er es heute nicht.

Frau Dicknat nickte ein wenig ein. Sie war jetzt ganz ungefährlich. Mieken fing an, englisch zu sprechen, und John meinte stolz, das könne er auch. Er stimmte ein altes Lied an, das er noch von der Dänenzeit her in Erinnerung hatte:

„King Christian stod ved hojen Mast.“

Zum Schluß verließ ihn sein Gedächtnis, da klang es aus in:

„Schleswig Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland.“

Als dies geschah, war die Uhr lange nach Mitternacht.

Von der Verlobung im Hause des Kirchspielvogts sprach am nächsten Tage das ganze Dorf. Einige alte Weiber und Kinder hatten unter den Fenstern gestanden und durch die Ritzen der Rolleaux geguckt. Sie hatten das Essen auftragen sehen, hatten Champagnerpfropfen knallen und die seidenen Kleider rauschen hören.

Man erzählte sich, es sollte drei Sorten Wein in drei verschiedenen Gläsern gegeben haben, dazu Enten und Fisch, Pasteten und Torten und wer weiß was noch. Wie man das alles durcheinander essen konnte, ohne daß einem der Magen zum Rinnstein wurde, war den Leuten unklar. Soviel erfuhr man: mit Fleischballensuppe hatte die Esserei angefangen und mit Käsebutterbrot aufgehört. Dazu hatte alles in Wein geschwommen.

Die Leute machten es noch schlimmer als es war. Wenn es schon so bei der Verlobung herging, wie mochte dann erst die Hochzeit sein? Der Kirchspielvogt mußte ja grauenhaft viel Geld verdienen, daß er das alles möglich machte.

In der folgenden Woche gab es auf dem Eschenhof eine Nachfeier. Der Kirchspielvogt nahm einen Wagen an und fuhr mit der ganzen Familie hinaus.

Es schien ein großes Fest zu werden. Die Verlobungsfeier spornte zur Nachahmung an. War sie schon da, die glänzende, neue Zeit?

Wie schön Lall heute wieder aussah. Sie trug ein prächtiges rotes Seidenkleid, dazu einen schwarzen Federhut. Dann kam Muttchen. „Aber Muttchen, so bist Du wirklich unmöglich.“

Muttchen hatte es satt, in seidenen Kleidern zu gehen. Sie hatte sich ein — nach ihrer Meinung sehr hübsches — helles Wollkleid ausgesucht. Es war nicht mehr ganz modern, dafür putzte sie es fein mit einer blauen Schleife aus.

„Nein, Muttchen, das geht wirklich nicht.“

So mußte Muttchen sich denn rasch umziehen und als sie nachher hochrot vor Anstrengung in den Wagen stieg, trug sie wirklich das Staatskleid mit der schrecklichen Schleppe.

„Ich werde gewiß noch mal über ihr fallen, — ganz gewiß.“

Wenn Muttchen aufgeregt war, sprach sie nicht einmal richtig deutsch.

Wulff sah dem Wagen nach, wie er davon fuhr. Er sah auch die anderen Gäste. Wagen auf Wagen fuhr vorbei.

Hei, wie die alten stolzen Kutschen durch die Straßen rasselten! Die Großknechte saßen steil wie Heckpfähle in ihren Sonntagsröcken auf den Kutschsitzen. Die Ackerpferde waren glänzend gestriegelt und trugen feingewichste Geschirre. Von den Insassen sah man nur hier und da in den Fonds ein behäbiges Antlitz.

Die Kutschen fuhren alle einen Weg und kehrten leer zurück.

Wulff ging ins Büro und vertiefte sich in seine Arbeit. Es war ihm nicht möglich, seine Gedanken an das Papier zu bannen. Im Geiste sah er die große Gesellschaft, sah er Lall neben Geert Nissen. Sie strahlte ihn an mit ihren großen Augen, als hätte sie vergessen, daß es noch andere Menschen gab.

Die andere würde auch dabei sein, die Kleine mit dem schwarzgoldigen Haar. Sie würde wieder mit ihrem hohen Stimmchen unmögliche Sätze reden. Keiner würde es ihr verbessern. Alle würden lachen, nur einer nicht. Der liebte sie, der konnte seine Augen nicht von ihrem Hexenhaar abwenden, obgleich jeder Blick und jeder Gedanke Sünde war.

Was geht es mich an! dachte Wulff. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wären die Gedanken lästige Fliegen, die sich mit einer Handbewegung verscheuchen ließen. Dann ging er mit zusammengebissenen Lippen an die Arbeit.

Dreizehntes Kapitel.

Draußen erklang die Türglocke. Sie klang leise, als ob ein Kind oder ein Bettler eintrat. Wulff horchte. Auf der Diele stand jemand und räusperte sich. Schlürfende Schritte näherten sich der Tür. Die Dienstmädchen hatten sich jedenfalls die Abwesenheit der Herrschaft zunutze gemacht und hielten einen Klatsch in der Nachbarschaft. Es kam niemand. Der auf der Diele fing an zu hüsteln und klopfte endlich an die Tür.

Wulff erhob sich.

Vor ihm stand ein alter Bettler. Doch nein — er hatte wohl das Aussehen eines Bettlers, aber er bettelte nicht. Ehe Wulff ihm die Tür weisen konnte, trat er ganz nahe an ihn heran und fragte vertraulich:

„Sie sind doch Wulff Jessen vom Tatenberg?“

„Wulff Jessen heiße ich. Was wünschen Sie?“

Wulff war einen Schritt zurückgetreten und nahm eine abweisende Haltung an. Er hatte das Gefühl, als müsse er sich wappnen gegen etwas, das ihn bedrohte, als stände das Elend in eigener Person vor ihm, um ihn herunterzuziehen.

„Ich möchte mal mit Ihnen ein paar Worte reden im Vertrauen.“

Der Alte zwinkerte mit den Augen.

„Was wünschen Sie?“ fragte Wulff noch einmal hart und kurz. Mit Widerstreben ließ er den merkwürdigen Besucher näher treten. Er bot ihm keinen Stuhl. Fast feindselig blickte er auf die jämmerliche Gestalt, die mit dem fahlen Antlitz voller Bartstoppeln und dem kurzgeschorenen Haar etwas Abstoßendes hatte. Er war in seinem Innern fest entschlossen, dem Menschen höchstens zehn Pfennige zu geben.

„Wulff, mein lieber Jung!“

Der junge Mann stutzte. Woher kannte ihn dieser, daß er es wagte, in einem so vertrauten Tone zu ihm zu sprechen?

„Wulff, ich bin doch von Rechte wegen Dein Vater.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sonntagmorgen auf einem Kriegsschiff.

Obwohl unsere tapferen Kriegsschiffe draußen ständig auf der Wacht liegen und scharf nach dem Feind ausspähen, ist das Leben an Bord im großen und ganzen doch das gewohnte, und wie auch bei unseren Landtruppen der Sonntag nach Möglichkeit geheiligt wird, so gibt er auch dem Leben und Treiben an Bord unserer Kriegsschiffe ein festliches Gepräge. Eine schöne Beschäftigung besteht z. B. darin, in einer stillen Ecke einen Brief an Muttern zu schreiben und seiner Wut über die Engländer schriftlichen Ausdruck zu verleihen. In den Werkstätten wird eifrig an der Herrichtung der Sonntagskleidung gearbeitet. Hier bügelt eine brave Blaujacke ein Paar blütenweißer Beinkleider, dort putzt ein Matrose liebevoll seine Extrastiefel und der Leser sieht zugleich in einen der Schrankkästchen hinein, die dem einzelnen Mann für seine Geräte zur Verfügung stehen. In der Schusterwerkstatt wird noch eifrig geflickt und gehämmert und der Schneider muß noch einige Risse fein sauber verstopfen. In einer andern Ecke hat man's sich nach einem erfrischenden Bad schon gemütlich gemacht, drischt emsig einen Skat, spielt auf dem beliebten Schifferklavier eine trauliche Heimatweise, erzählt sich die neuesten Witze über die Engländer und spricht über die Heldentaten der Schiffe, die schon im Gefecht waren. Die Tat des Unterseebootes „U 9" hat, wie aus allen Feldpostbriefen hervorgeht, bei der ganzen Flotte ungeheuren Jubel erweckt und den Kampfesmut unserer Blaujacken noch um etliche Grade erhöht. Die Engländer mögen es spüren, was für ein gefährlicher Gegner ihrer harrt, denn sie halten sich ängstlich mit ihrer übermächtigen Flotte im Hintergrund der Geschehnisse.

Ein Brief an Muttern.

Die Extrastiefel.

Skat mit Musik.

Beim Flickschuster.

Phot. Berliner Ill.-Ges.

Die Bügelfalte.

Die Feldpostsammelstelle in Berlin.

Man hat das Wort Feldpost in den letzten Tagen mit gemischten Gefühlen ausgesprochen. Ein jeder hatte zu klagen. Man befand sich in einer verzweifelten Situation. Man schickte und schickte und schließlich kamen statt des Dankes lauter wehleidige Karten und Briefe zurück mit der Frage, warum man denn in aller Welt kein Sterbenswörtchen von sich hören lasse. Die Klagen sind schließlich so allgemein geworden, daß die Oeffentlichkeit sich der Angelegenheit bemächtigte und um Abstellung der Uebelstände an maßgebender Stelle ersucht hat. Es ergab sich nun bei der Untersuchung, daß die Post ohne weiteres keine große Schuld traf, daß vielmehr die Ungunst der postalischen Umstände die Verzögerungen verursacht hatte. Man soll daher nicht ungerecht sein, soll sich auch einmal die Unterschiede gegen 1870, wo die Post glänzend funktionierte, klar machen. Jetzt sind über vier Millionen Soldaten im Feld, die ständig ihre Standorte wechseln. Natürlich bleibt immer noch ein Rest von Vorwürfen zurück, die man zu erheben berechtigt ist. Es hätte eben im Frieden schon der Feldpostdienst völlig neu organisiert werden müssen. Jetzt ist das natürlich schwer nachzuholen. Daß alle Versuche zu einer Abhilfe gemacht werden, ist ja selbstverständlich. Unser Vertrauen in die Post ist trotz alledem das gleiche geblieben. Von der Unsumme der einlaufenden Postsachen geben unsere Aufnahmen ein kleines Bild. Auf der Feldpostsammelstelle in Berlin, die getrennt von dem anderen Postbetrieb errichtet worden ist, herrscht von morgens bis in die späte Nacht ein fieberhaftes Leben und Treiben. In wenigen Stunden sammeln sich hunderte von großen Säcken an und ununterbrochen gehen die Wagen zu den Bahnhöfen. Daß oft die Absender nicht unschuldig sind an den Verzögerungen, die ihre Sendungen erleiden, beweist unser Mittelbild. Täglich müssen ganze Körbe voll Zigarren und Wollpakete umgepackt bezw. neu eingepackt werden, weil die Waren schon auf dem kurzen Wege bis zur Berliner Sammelstelle aus der Umschnürung herausgefallen sind. Daß gerade Zigarren bei solchen Zwischenfällen nicht besser werden, dürfte einleuchten. Auch Verwechslungen sind natürlich bei einem solchen Massenbetriebe nicht ausgeschlossen. Es empfiehlt sich daher dringend — die Post hat das amtlich auch schon erklären lassen — alle Paketchen sauber und fest zu verpacken und gut mit Bindfäden zu umschnüren. Wenn es dann trotzdem etwas lange dauert, bis der Angehörige draußen im Felde seine Liebesgaben empfängt, so kann es auch nichts schaden, wenn der Zuhausebleibende ein wenig Geduld übt; denn die Schwierigkeiten, welche die Post augenblicklich zu überwinden hat, sind außerordentlich groß.

Die Ankunft und das Ausfacken der Liebesgaben.

Die Buntbeschreibestelle für die Feldpostsachen.

Das Umpacken bei der Einlieferung der zahllosen schon beschädigten Pakete.

Das Sortieren in Körbe.

Die Verteilstelle. Phot. Grohs, Berlin.

Auf der Wacht! Phot. A. Renard, Kiel.

Ein Depeschenboot überbringt unseren Kriegsschiffen, die draußen auf hoher See liegen, die Post.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weißl

16. Fortsetzung).

„Ja, Herr Kommissär, ganz genau. Der Herr is daherkummen, hat si a paarmal umg'schaut, is zum Fenster gangen, hat einig'schaut, lang einig'schaut, und is dann weitergangen. Das is alles!"

„Und in diesem Augenblick kam die Frau Baronin zum Fenster?"

„Ja, das heißt nöt grad in dem Augenblick. Der Herr war schon a Stückel weiter, wie die Frau Baronin sich herausbeugt und ihm nachg'schaut hat."

„Sie, Roßwieger, warum sagen Sie denn immer: Herr?"

„Weil's a Herr war."

„Haben Sie ihn in der Dunkelheit erkannt, wissen Sie, wer es war?" fragte der Kommissär gespannt.

„Er is ja gleim an mir vorbei, freilich hab' i ihn erkannt! Der junge Herr Baron war's, der neben mein' Herrn wohnt!"

„So, so!" nickte Doktor Wurmser und nahm wieder seine Notizen zur Hand.

Dieser Baron Franz Rodenstein wurde auch vom Oberleutnant Baron Walden später unten im Park gesehen. Und als er kam, war sein Aermel voll Spinnengewebe. Da mußte man jedenfalls die Augen offen halten und auch nach dieser Richtung hin einmal scharf ausblicken.

„Noch etwas, Roßwieger: Sie erwähnten vorhin, daß Sie, als Sie mit Milli vor dem Hause auf und ab gingen, wieder von jemand gestört wurden. Können Sie sich an diesen Mann erinnern?"

„Na, Herr Doktor. Wie die Milli Schritt' g'hört hat, hat s' mi glei wegzog'n."

„Aber Sie werden sich vielleicht erinnern können, woher die Schritte kamen?"

„Das wohl. Aus der Allee herauf, direkt auf 's Haus zu."

Doktor Wurmser erhob sich. Auch Roßwieger stand auf.

„Sie, Roßwieger, haben Sie auch auf alles, was ich Sie gefragt habe, die Wahrheit gesagt?"

„Meiner Seel', i hab' nöt g'log'n! Warum sollt' i denn? I hab' ja nix Schlecht's tan!"

Doktor Wurmser winkte dem Agenten.

„Der Roßwieger kann jetzt in den Stall hinunter oder wohin er will," befahl er.

Thomas verließ die Bibliothek.

„Führen Sie jetzt die Milli Roßwieger herein!"

Das Mädchen erschien in ziemlicher Aufregung.

„Ich hab' gar nix tan, Herr Doktor!" sagte sie sofort beim Eintritt.

Doktor Wurmser blickte das Mädchen scharf an und sagte: „Also, vereinfachen wir die Sache. Nach dem Geständnis Roßwiegers sind Sie gestern Abend mit Roßwieger zusammengekommen und flüchteten, als Sie gestört wurden, in den Garten hinab, wo Sie meine Leute fanden. Ist das richtig?"

„Ja, Herr Doktor, dös is scho richtig," antwortete das Mädchen. „Aber da is nix Schlechts dabei. Der Roßwieger is nämlich aus meiner Heimat und da hab' i von ihm hören wollen —"

„Das weiß ich schon alles!" unterbrach sie Wurmser. „Sagen Sie mir lieber, als der Baronin von Johann der Schmuck aus der Stadt gebracht worden war, haben Sie der Frau Baronin den Schlüssel zur Kommode gebracht?"

„Ja, den hab' ich ihr bracht."

„Da sahen Sie den Schmuck? Und auch, wo er verwahrt wurde?"

„Ja — ich war noch im Zimmer," erklärte das Mädchen freimütig.

„Warum hat Sie denn das interessiert?" fragte Wurmser.

„Mein Gott — interessiert hat 's mi ja nöt. Es war halt a schönes Stückerl — und hat mir g'fall'n. Da bin i halt steh'n blieben — und hab' zug'schaut — wie die andern."

Das Mädchen brachte diese Worte mit einer so ungekünstelten leichten Verlegenheit vor, daß Doktor Wurmser in seiner Meinung, Milli könnte an dem Diebstahl beteiligt sein, zu wanken begann.

„Sagen Sie, Milli, der Thomas hat erzählt, daß Sie, als Sie vor dem Hause spazieren gingen, in den Garten hinab flohen, weil plötzlich ein fremder Herr die Allee heraufkam. Können Sie sich erinnern, wer das war?"

„Herr Doktor, finster war's," meinte Milli, „und man hat nöt viel g'seh'n. I hab' g'schaut, daß i weiterkomm', wegen 'n gnädigen Herrn —"

„War's vielleicht der junge Herr Baron?" unterbrach sie der Kommissär.

„Der könnt's schon g'wesen sein," sagte das Mädchen. „Das G'sicht hat ma nöt seh'n können, weil 's in der Allee so finster war. Aber wie er daherkommen is — mögli wär's schon! Groß und schlank war der Herr — aber bestimmt weiß ich's net. Wie mir der Thomas später g'sagt hat, daß er dem Herrn Baron schon einmal begegnet is, hab' i denkt, er is 's wieder g'wesen. Aber, wie g'sagt, schwören kann i nöt drauf!"

Sonst war aus dem Mädchen nichts herauszubringen, was nicht schon Thomas erzählt hätte. Nach einer Viertelstunde entließ der Kommissär Milli.

Und mit ärgerlichen Falten auf der Stirn erhob sich der Kommissär, als ihm gemeldet wurde, daß ihn der Hausherr im Frühstückszimmer erwarte.

IX.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, Herr Doktor, aber diese kleinen Details interessieren mich nicht. Ich kann mir noch immer kein Bild machen. Sagen Sie mir einmal klipp und klar, wie die Angelegenheit steht."

Der alte Baron sprang ärgerlich auf und begann mit großen Schritten im weiten Frühstückszimmer auf und ab zu gehen.

„Darf ich ganz offen sein, Herr Baron?" fragte Wurmser.

„Natürlich! Sie dürfen es nicht nur sein, sondern ich bitte dringend darum."

Der Kommissär sah den Hausherrn fest an und antwortete in bestimmtem Tone: Der Diebstahl kann nur von einer Person verübt worden sein, die mit den Gewohnheiten und Oertlichkeiten dieses Hauses vollständig vertraut ist."

„Das heißt mit anderen Worten, von jemand, der unter meinem Dache wohnt?"

„Ja!"

„Die wenigen Leute, die dabei in Betracht kommen," fuhr der alte Herr erregt fort, „haben Sie selbst einvernommen und deren Zimmer durchsucht. Und haben doch nichts gefunden!"

„Sie haben mich nicht aussprechen lassen, Herr Baron," entgegnete Doktor Wurmser. „Die Person, die den Diebstahl verübt hat, ist nicht nur ein Hausgenosse, sondern jemand, der genau wußte, wo der Schmuck verwahrt war, und auch den Mechanismus des geheimen Faches genau kannte."

Der alte Herr blieb am Fleck stehen.

„Sie, Doktor!" kam es hart, fast drohend von seinen Lippen, „da kommen folgende Personen in Betracht:

ich; meine zwei Gäste und Milli. Denn Johann hatte bereits das Zimmer verlassen."

„Sehr richtig!" antwortete der Kommissär gelassen.

Das stolze Gesicht des alten Aristokraten wurde noch hochmütiger. Alle Jovialität und Bonhomie waren daraus verschwunden.

„Wenn ich Sie recht verstehe, finden Sie den Verdacht gegen Milli jetzt unbegründet?"

„Vollkommen unbegründet!" antwortete Doktor Wurmser. „Das Mädchen liegt außer aller Kombination.

„So! Wen verdächtigen Sie also dann? Daß ich den Diebstahl begangen habe, werden Sie wohl nicht annehmen, hoffe ich!".

„Wo denken Sie hin, Herr Baron!"

„Dann bleiben aber nur meine zwei Gäste übrig! Und ich bitte Sie, nunmehr mit Ihren Kombinationen möglichst vorsichtig zu sein. Der eine dieser beiden Gäste ist mein Neffe Franz Freiherr von Rodenstein auf Hohenbruck, und der andere ist ein tadelloser, ehrenwerter Offizier, der Sohn meines Jugendfreundes, Leo Walden, Freiherr von Rabenstein. Diese beiden Herren, Herr Doktor, sind die Sprößlinge uralter Geschlechter. Herren, für deren Ehrenhaftigkeit und Ritterlichkeit ich bürge! Das gebe ich Ihnen zu bedenken, bevor Sie weitersprechen."

Der alte Herr hatte sich in ein Pathos hineingesprochen, das jedem seiner Worte besonderes Gewicht verlieh.

Die Aufregung des Barons machte auf den Kommissär keinen Eindruck. Er zuckte höflich und bedauernd mit den Achseln, verneigte sich und antwortete:

„Ich habe nur Tatsachen vorgebracht und logisch gefolgert."

„Sie bleiben also dabei?" fuhr der alte Herr wieder auf.

Mit einer etwas heftigen Bewegung stieß er einen Stuhl zurück und setzte sich dem Kommissär gegenüber nieder.

„Herr Doktor," begann er in resolutem Tone, „lassen wir die Wortspielerei! Sagen Sie mir jetzt unumwunden, wen Sie des Diebstahls verdächtigen!"

„Herr Baron," antwortete Doktor Wurmser, und eine leichte Verlegenheit drückte sich in seinen Mienen aus, „Sie fordern von mir zu viel — ich habe — noch kein Recht —"

„Herr Kommissär," unterbrach ihn der Hausherr, „ich sehe es Ihnen deutlich an, daß Sie einen bestimmten Verdacht gefaßt haben. Also heraus damit!"

Doktor Wurmser zögerte einen Augenblick, dann sagte er:

„Es ist vielleicht im Interesse einer gedeihlichen Arbeit besser, wenn ich mit Ihnen offen spreche. Nur muß ich Sie bitten, über meine Aeußerungen vorläufig Stillschweigen zu bewahren, sie als vertrauliche Mitteilungen hinzunehmen."

„Meiner Diskretion können Sie selbstverständlich versichert sein, aber, bitte, kommen Sie zur Sache!"

„Wie gesagt, läßt sich jetzt nur durch Kombination die Möglichkeit der Täterschaft eines bestimmten Menschen annehmen —"

„Und der ist?"

„Mit allen Vorbehalten, die ich früher vorbrachte, neige ich zur Ansicht, daß Ihr Neffe, Baron Franz Rodenstein, an dieser Schmuckaffäre beteiligt ist —"

Der alte Herr war aufgesprungen und blickte den Kommissär mit zusammengezogenen Brauen an. Sein Blut war ihm ins Antlitz geschossen. Dennoch suchte er sich zu beherrschen.

„Hm!" machte er. „Die Wahl war ja natürlich nicht groß. Also, warum gerade mein Neffe?"

„Erstens war Ihr Neffe zugegen, als der Schmuck gebracht wurde, nicht wahr?"

„Das haben wir ja schon ein paarmal festgestellt. Was folgern Sie daraus?"

Doktor Wurmser ließ sich durch den aufgeregten Ton des Barons nicht beirren. Gelassen fuhr er fort: „Er wußte also, daß sich das wertvolle Stück im Hause befand."

„Selbstverständlich wußte er es!" antwortete der alte Herr, der seine Aufregung kaum beherrschen konnte. „Das ist ja kein Geheimnis. Und?"

„Ihr Neffe stand dabei, auch als die Baronin den Schmuck in das geheime Fach legte."

„Ja, ja — auch das ist richtig."

„Und wieder Ihr Neffe war es, der sich, wie mir Ihre Tochter erzählte, den Mechanismus genau erklären ließ und selbst einigemal den Versuch machte, das Fach zu öffnen und zu schließen."

Der alte Herr nickte bloß. Es war ihm gelungen, seine Aufregung niederzukämpfen. Mein Gott, der Beamte wollte ihn ja nicht beleidigen. Er tat ja nur seine Pflicht.

Daß es ihn furchtbar traf, indem er einen seines Namens des Diebstahls verdächtigte, nein, eigentlich beschuldigte, das konnte er ja nicht wissen.

„Daraus folgt," fuhr der Kommissär fort, „erstens, daß Baron Rodenstein den Aufenthalt des Schmuckes genau kannte, zweitens, daß er mit dem Mechanismus des geheimen Faches genau vertraut war."

„Alles, was Sie bisher gesagt haben, entspricht den Tatsachen," sagte der alte Freiherr in merklich gedrücktem Tone, „nur muß ich Ihnen bemerken, daß — ich will damit keinen Verdacht ausgesprochen haben — der Herr Oberleutnant über diese Dinge ebenso informiert war wie mein Neffe."

„Allerdings. Nur kommen bezüglich des jungen Barons noch folgende Momente in Betracht: Während des Nachtmahls entfernte er sich plötzlich vom Tisch" —

„Ja, erlauben Sie — das ist doch kein belastendes Moment! Er verließ das Speisezimmer nur, weil er sich unwohl fühlte."

„Ja, so sagte er. Das kann aber auch nur eine geschickte Ausrede gewesen sein, nicht wahr? Denn er motivierte damit nicht nur sein plötzliches Verschwinden, sondern beugte auch gleichzeitig einer Mißdeutung seines Aufenthaltes im Parke vor. Er sagte ja selbst, er werde frische Luft schöpfen gehen."

„Also so fassen Sie die Sache auf!" sagte der Baron kleinlaut.

„Nun wissen Sie ja, Herr Baron," setzte der Kommissär fort, „daß sämtliche Fenster gegen den Park zu offen standen. Wenn also der Baron irgend etwas beabsichtigte, so mußte er, um nicht überrascht zu werden, warten, bis alle im Hause schliefen. Tatsächlich wurde der Baron in einer verdächtigen Weise vor dem Fenster des Boudoirs gesehen."

„Ja, ich erinnere mich, meine Tochter erwähnte, daß sie Schritte auf dem Kies gehört hat."

„Dazu kommt, bemerkte Wurmser, daß Milli und Thomas, als sie spazieren gingen, den Baron erkannten. Damit ist erwiesen, Herr Baron, daß sich Ihr Neffe vor jenem Fenster gerade zu einer Zeit aufhielt, als der Diebstahl verübt wurde."

„Wieso?"

„Das Paar kam erst zusammen, nachdem die Baronin in die Bibliothek gegangen war, also nach elf Uhr. Zwischen elf und zwölf Uhr muß aber der Schmuck entwendet worden sein!"

Der Baron begann wieder im Zimmer auf und ab zu gehen. Er war furchtbar aufgeregt. Man konnte sehen, wie ihn die ganze Angelegenheit ergriff. Nicht nur, daß ein wertvoller Schmuck, der eigentlich nicht einmal ihm, sondern dem jeweiligen Majoratsherrn gehörte, entwendet worden war, sondern diese verteufelte Polizei brachte jetzt auch noch seinen Neffen mit dem Diebstahl in Verbindung. Und wenn sich die Sache wirklich so verhielt, so mußte das einen furchtbaren Skandal geben. Es war nicht auszudenken.

„Gesetzt den Fall, Sie hätten recht," sagte er, „wie stellen Sie sich vor, daß mein Neffe den Schmuck entwendet hat?"

Der Kommissar zuckte bedauernd mit den Achseln.

„Vorläufig ist ja das eigentlich nebensächlich. Wichtiger wäre, festzustellen, warum Ihr Neffe es getan hat. Kennen Sie die Vermögensverhältnisse Ihres Neffen genau?"

Der alte Herr zuckte mit den Achseln.

„Genau wohl nicht" — antwortete er — „mein Neffe ist zwar nicht reich, aber wohlhabend."

„Hat er Passionen?" fragte der Kommissär.

„Er ist ein sehr strebsamer, ziemlich nüchterner Mann, lebensklug und ehrgeizig. Früher einmal hat er gespielt, hoch sogar, aber ich glaube, er rührt jetzt keine Karte mehr an."

„So so . . . Er spielt also" — murmelte der Kommissar.

„Er hat gespielt," betonte der Baron.

„Na — das ist dasselbe."

„Sie mögen eine große Erfahrung haben, Herr Doktor," sagte der Hausherr, „und es liegt mir fern, Sie irgendwie beeinflussen zu wollen, aber ich versichere Ihnen als Mann von Ehre, daß ich nicht das geringste Motiv für eine derartige Handlung bei meinem Neffen finden kann."

„Ja — vielleicht irre ich. Jedenfalls wird es die Zukunft lehren!"

— — — — — — — — — — — —

Arm in Arm gingen zwei lichte Gestalten die schattige Allee hinab, zu dem Platz unter der uralten Linde, an dem die Baronin am vergangenen Abend die Zusammenkunft hatte. Es waren Mary und die Tochter des alten Kastellans, Leni Zöllner, richtig Helene Zöllner, die Jugendgespielin der Baronin, die vertrauteste Freundin seit deren Kindheit. Die beiden Frauen lenkten ihre Schritte zu der Bank unter den Linden.

Träumerisch blickte die Baronin in das hellgrüne Blätterdach über ihrem Haupte.

„Also, Du liebst ihn, Hella?" fragte sie und sah ihre Begleiterin lächelnd an.

Das junge Mädchen nickte ein paarmal energisch mit dem Kopf und errötete.

„Und seid ihr schon einig? Hat er sich erklärt?"

„Ja, Mary. Vorgestern war er bei uns, als der Vater weg war. Da hat er mir seine Liebe gestanden."

„Meinen herzlichsten Glückwunsch, Kind! Gott gebe, daß Du in Deiner Ehe glücklicher wirst, als ich es war! Willst Du mir nicht verraten, wie er heißt? Kenne ich ihn?"

„Vielleicht! — Möglich, daß Du ihn zufällig irgendwo getroffen hast, drüben in Baden oder in Kottingbrunn. Er ist Polizeibeamter."

„Polizeibeamter?"

„Vielleicht hast Du schon von ihm gehört. Er heißt Wurmser."

„Wurmser? Doktor Stephan Wurmser?" fragte die Baronin überrascht.

„Ja. Wieso kennst Du seinen Taufnamen?" fragte Helene erstaunt.

„Weißt Du, wo sich dieser Herr Doktor jetzt befindet?"

„Nein, Mary. Wie sollte ich das wissen?"

„Du kleiner Strick Du! Sag' die Wahrheit! Warum bist Du heute plötzlich herübergekommen? Du weißt wirklich nicht, wo sich jetzt dieser Doktor Wurmser aufhält?"

„Ich schwöre Dir, ich habe seit vorgestern nicht mit ihm gesprochen. Ich weiß es wirklich nicht. Wo soll er denn sein?"

„Wo? Da schau einmal hinunter!" rief Mary mit hellem Lachen.

Vom Hause her kam durch die Lindenallee der Polizeikommissär Doktor Stephan Wurmser schnellen Schrittes auf die Damen zu.

Hella glaubte ihren Augen nicht trauen zu können. Eine warme Röte überzog die Wangen des lieblichen Mädchens, und die dunklen Augen strahlten dem jungen Mann entgegen.

Doktor Wurmser trat auf die Damen zu, verbeugte sich vor der Baronin, die ihm lächelnd die Hand entgegenstreckte, und sagte:

„Vorstellen brauche ich wohl nicht. Die Herrschaften kennen ja einander bereits."

Das blütenfrische Gesicht des jungen Mädchens färbte sich rosig, als es dem geliebten Manne die Hand reichte.

„Ich bin sehr angenehm überrascht, Sie hier zu treffen, Fräulein Hella!" begrüßte er Hella lächelnd.

„Nur nicht so förmlich, lieber Doktor!" fiel ihm Mary ins Wort. „Vor mir brauchen Sie sich nicht zu verstellen. Hella und ich sind seit frühester Kindheit vertraute Freundinnen. Ich weiß alles. Genieren Sie sich nicht. Geben Sie ihr einen Kuß! Ich werde mich vorstellen, damit man es von der Allee aus nicht sieht!"

„Aber Mary!" wandte Hella in tödlicher Verlegenheit ein.

„Wenn Du nicht willst, bitte!"

Das Glück, das aus dem Antlitz ihrer Freundin strahlte, ließ Mary die eigenen Sorgen einen Augenblick vergessen.

„Setzen Sie sich her zu uns, Herr Doktor! Nicht hierher — auf die andere Seite, zu Hella natürlich!"

Der Doktor folgte bereitwillig der Aufforderung der Baronin. Die Hände der jungen Leute fanden sich zu herzlichem Druck, was Mary selbstverständlich nicht bemerkte, da sie in die entgegengesetzte Richtung blickte, um das Paar nicht zu stören.

(Fortsetzung folgt.)

Feldpost-Briefe
Schokolade u. Pfefferminz
80 Pfg.
Gebr. de Giorgi
Frankfurt a. M.,
Liebfrauenstraße 3.

Nach
meinem Tod!
Anweisung für die Angehörigen mit Vordruck je nach Bestimmung auszufüllen. Die Ausfüllung eines solchen Büchelchens gehört zu den Pflichten eines jeden Erwachsenen
Preis 1 Mark
Wilhelm Büttel
Frankfurt a. M., Goethestr. 25.

Der große Krieg.
Eine Chronik von Tag zu Tag.
Urkunden, Depeschen und Berichte der Frankfurter Zeitung, Frankfurt a. M.
Alle 14 Tage ein Heft. Preis 40 Pfennig das Heft.
Ab 1. Oktober in Deutschland durch die Post zu beziehen. Preis: 80 Pfennig monatlich für 2 Hefte oder 2.40 Mark vierteljährlich für 6 Hefte. ::
Bestellungen nehmen entgegen alle :: Postanstalten in Deutschland. ::
Mit dem Anfang Oktober erscheinenden Heft III beginnt die Veröffentlichung unseres reichen Materials an Karten und Planskizzen der Kriegsschauplätze und wichtigsten Einzelaktionen.

Von den Zurückbleibenden.

Von Rudolf Schwarzkopf.

Mütter.

Sie hat vier Söhne. Alle vier sind im Feld. Ob sie wiederkehren? Ob sie bleiben? Tag und Nacht denkt sie an nichts anderes. Aber man merkt es ihr nicht an. Wie als ob nichts geschehen wäre, geht sie ihrer Arbeit in Haus und Küche nach, ja, fast scheint es, als wäre sie heiterer als sonst. Das Dienstmädchen sagt es und alle, die mit ihr in Berührung kommen. Auch die kleine Frau aus dem dritten Stock, die oft zu ihr herunterkommt, um ihr ein wenig Gesellschaft zu leisten. „Nein, wie Sie es tragen," sagt die kleine Frau, „so leicht, so gern. Ich, wenn ich hätte einen Sohn hergeben müssen . . ." Die Aeltere lächelt: „Na, na, wer weiß! Bis zum nächsten Krieg sind Sie vielleicht auch so weit!" Die kleine Frau errötet; ihre Ehe ist kinderlos, und sie leidet darunter, obzwar sie zu keinem davon spricht. „Ich komme bald wieder," sagt sie und geht. Aber wie sie wiederkommt, ist die alte Dame nicht mehr heiter. Der jüngste Sohn ist gefallen, der älteste schwer verwundet. Und nun folgt eine Hiobspost der anderen. „Die Aermste! Vier Söhne, und alle tot!" sagen die Leute im Hause. „Und wie schwer sie es trägt!" Sie trug es auch schwer und war nicht zu beruhigen, so viel Mühe sich auch alle gaben, allen voran die kleine kinderlose Frau aus dem dritten Stock. „Meine Jungen, meine armen lieben Jungen!" schluchzte die verzweifelte Mutter. Es war entsetzlich, diesen Jammer mitansehen zu müssen. Aber die kleine Frau aus dem dritten Stock hielt aus. Und gegen Abend, als die schluchzenden Schreie der unglücklichen Freundin in ein stilles Weinen übergegangen waren, da sagte sie leise und stockend, wie verschämt: „Gnädige Frau, Sie haben sie doch wenigstens gehabt, Ihre vier Jungen; aber was soll ich sagen?" Da begann sich die Mutter von vier toten Helden darauf zu besinnen, daß sie auch jetzt, auch jetzt noch reicher war als manche andere. Und unter ihren Tränen lugte ein schmerzliches, aber unsäglich stolzes Lächeln hervor, während sie die Kinderlose, die haltlos zu weinen anfing, tröstend umarmte. . . .

* *

Der Dichter.

Er pflegte im Kaffeehaus unter einem großen Spiegel zu sitzen, einen Kaffee nach dem anderen zu trinken und ungezählte Zigaretten zu rauchen. Er hatte einen großen Anhang, der abgöttisch zu ihm emporblickte, und die Redaktionen der großen Blätter druckten gerne seine Gedichte, in denen ein trotz mancher Gesuchtheit starkes Pathos vibrierte. Nicht nur seine Anhänger erwarteten daher von ihm, als der Krieg ausbrach, daß er sozusagen der literarische Feldherr der großen Zeit sein würde. Aber er blieb stumm. Und als eine Redaktion ihn um Kriegsgedichte anging, schrieb er zurück: „Jeder pommersche Bauernjunge, der gerade Glieder hat, ist jetzt ein größerer Dichter als der Größte unter uns, denn er ist Mitautor unserer Siege. Was sind Verse gegen Kugeln, Worte gegen Taten? Wir wollen schweigen und dem ehernen Schritt der Weltgeschichte lauschen, die fern in Ost und West marschiert. Diese Zeilen sollen das Letzte sein, was ich, eh' wieder Friede wird, zu Papier bringe." Dieses Versprechen, soviel Pose auch darunter verborgen liegen mag, hat er bis jetzt gehalten. — Möchten sich andere, noch weniger Berufene, auch solche Versprechen leisten.

Phot. Scherl. Berlin.

Wilhelm v. Chelius, ein Patenkind des Kaisers, Leutnant der badischen Leibdragoner, ist im Alter von 25 Jahren vor dem Feinde gefallen. Seine vor kurzer Zeit erfolgte Vermählung mit Frl. v. Zitzewitz war ein Ereignis der Berliner Saison.

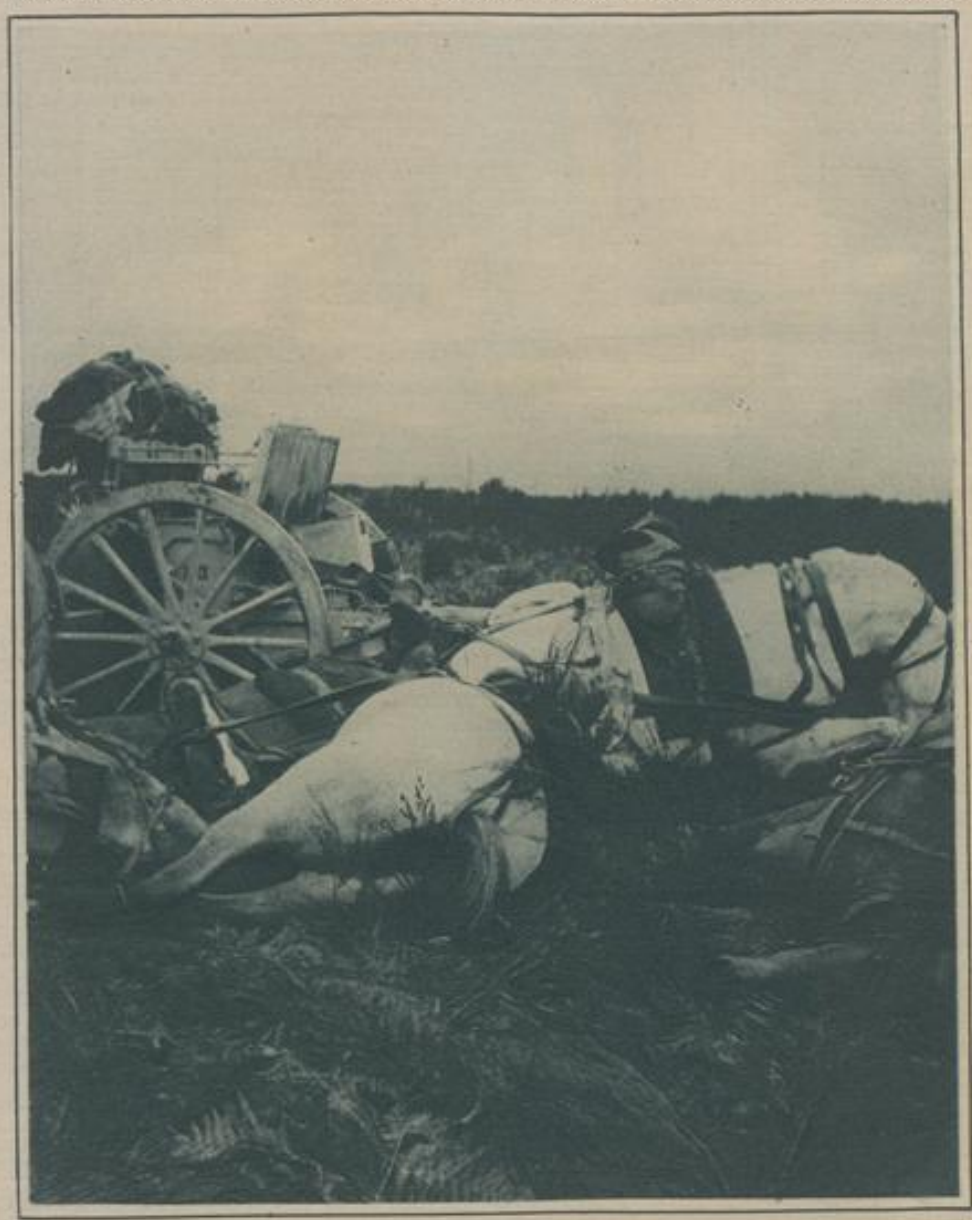
Phot. Braemer. Berlin.

Landsturmmänner, die eine Bahnstrecke in Feindesland bewachen, haben in ihren Mußestunden eine Strohpuppe, einen davonlaufenden Franzosen, fabriziert, der seine Sachen fortgeworfen hat.

Phot. Gebr. Haeckel. Berlin.

Eine berittene, üppig frisierte englische Krankenpflegerin im Felde — offenbar eine Art Kriegsspielerei, die zu dem furchtbaren Ernst des Krieges in schneidendem Gegensatze steht.

Vom französisch-belgischen Kriegsschauplatz.

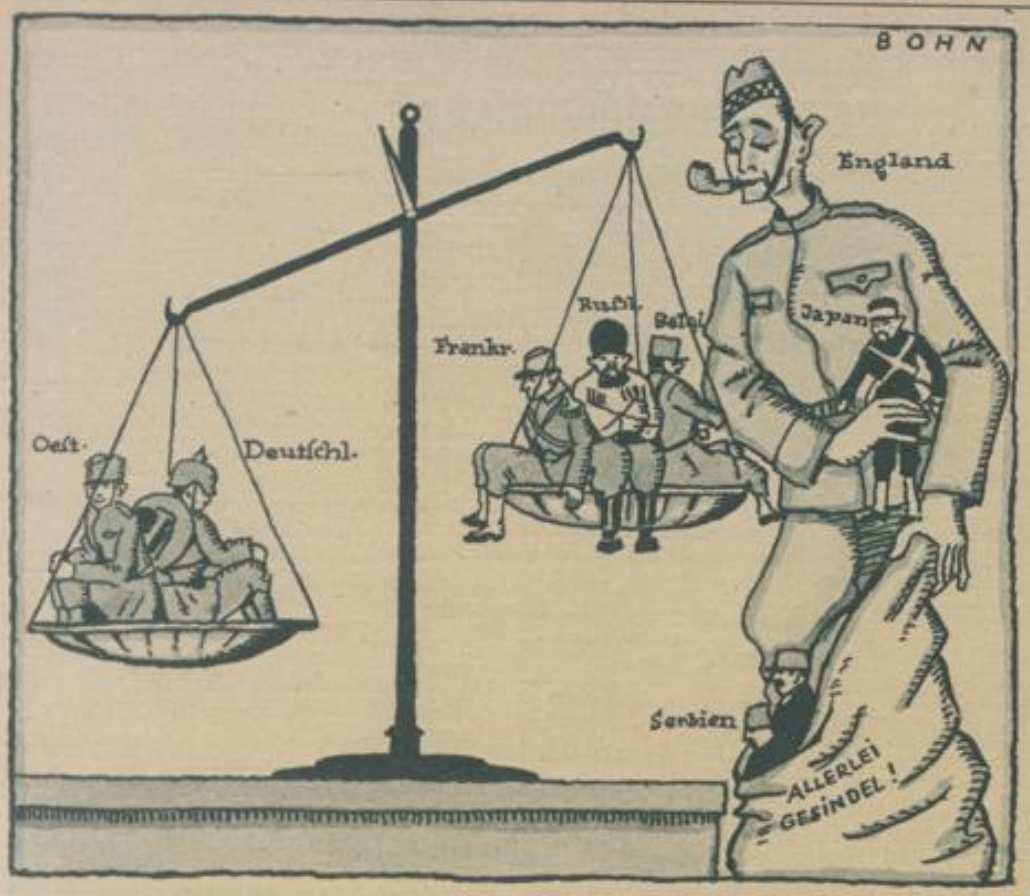


Tote Bespannung.

Kurze Rast deutscher Truppen im Westen.

Phot. Berliner Ill.-Ges.

Freiherr von der Goltz, der Gouverneur von Belgien, nimmt nach einer militärischen Besichtigung Meldungen von den Kampfplätzen entgegen.



GOD DAMN ✡ DA MUSS NOCH VIEL HINZU/BIS DIE BEIDEN DAS ÜBERGEWICHT VERLIEREN ✡ ✡

Indes in Frankreich seine Söldnerheere
Voll Schrecken fliehen vor dem deutschen Schwert,
Kraht fluchend der Beherrscher aller Meere,
Zusammen, was ihm blieb an Geldeswert.

Und sieht entsetzt, daß nicht allein Millionen
Erprobter Krieger Deutschland schickt in's Feld,
Daß auch daneben mit den Doppelkronen
Bei unserm Michel es gar gut bestellt.

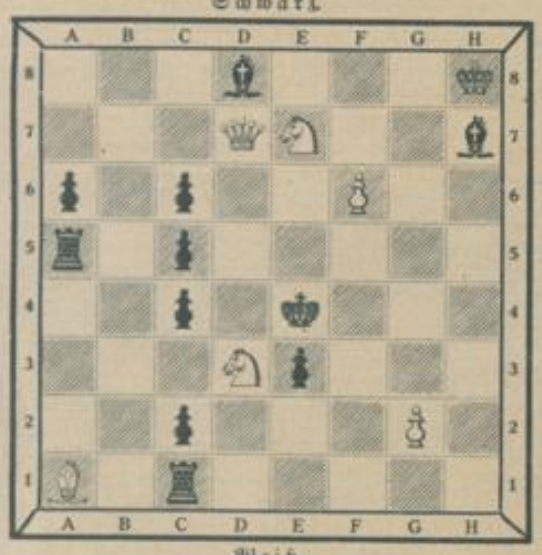
„Ich seh", meint Michel frohgelaunt und bieder,
Und streicht sich den patronenschweren Bauch,
„Dein Beutel ist so dünn wie deine Glieder,
Und dünn und knickrig ist die Seele auch!" P. J.

Schach.

Bearbeitet von J. Mieses.

Aufgabe Nr. 9.

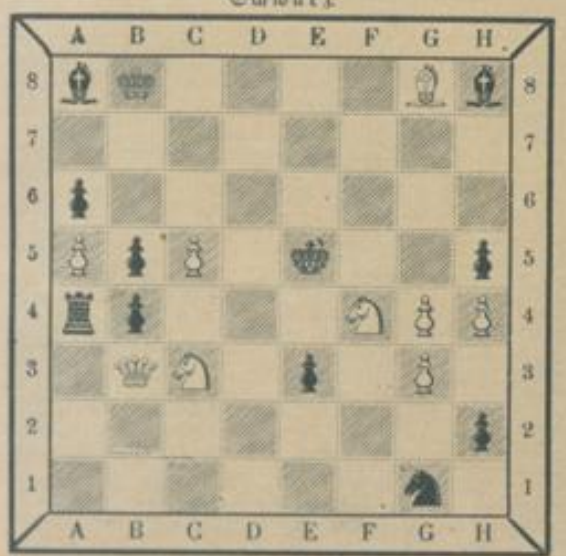
Von J. Jespersen †.
Schwarz.



Weiß.
Matt in zwei Zügen.

Der Verfasser der obigen und der nachstehenden Aufgabe, Karl Lorenz Jesper Jespersen, ist leider am 7. August in Svendborg auf Fünen im Alter von 66 Jahren gestorben. Er war einer der bedeutendsten skandinavischen Problemkomponisten und von einer seltenen Fruchtbarkeit: seit dem Jahre 1878 hat er über 3000 Probleme veröffentlicht.

Von J. Jespersen †.
Schwarz.



Weiß.
Matt in drei Zügen.
Ein scharfpointiertes Problem.

Mitteilungen aus der Schachwelt.

Der Kongreß des „Deutschen Schachbundes" zu Mannheim wurde bekanntlich bei Ausbruch des Krieges abgebrochen. Der Preisfonds wurde zum größten Teil dazu verwendet, den Teilnehmern Entschädigungen zu zahlen, die im Verhältnis zu den erreichten Gewinnzählern bemessen waren. So erhielt z. B. Alechin etwa 1100 ℳ. Ein Teil des Geldes ist jedoch zurückgelegt worden und soll dazu dienen, nach glücklicher Beendigung des Krieges ein nationales deutsches Meisterturnier zu veranstalten.

Haus und Küche.

Melonen mit Gewürz. Die in Scheiben, Würfel oder in Kugeln ausgestochene Melone befeuchtet man mit einer Mischung von Wasser und Essig und läßt sie bis zum nächsten Tag stehen. Dann, abgetropft, gibt man das gleiche Gewicht an Zucker wie Frucht darüber und läßt wieder einen Tag stehen; gießt dann den Saft ab, kocht ihn mit Zimt und Zucker auf, läßt, wenn er abgeschäumt ist, die Frucht darin halb weich kochen, nimmt sie heraus, legt sie in Gläser, füllt den dick eingekochten Saft abgekühlt darauf, kocht ihn nach 8 Tagen nochmals auf und gießt ihn heiß darüber, worauf man, wenn abgekühlt, die Gläser verbindet.

Melonen in Essig. ½ Liter Essig und ¾ Pfund Zucker rechnet man auf 1 Pfund Frucht, kocht Frucht und Zucker auf, schäumt ab und gießt ihn über die Frucht, die man verdeckt bis zum nächsten Tage stehen läßt. Dann gießt man ihn ab und kocht ihn wieder auf, füllt wieder darüber und wiederholt noch an den beiden nächstfolgenden Tagen. Dann kocht man den Saft zu Syrup, läßt die Frucht darin weich werden, legt sie in Gläser und füllt den dick eingekochten Saft ein.

Melonen mit Rum. Zu dem geläuterten Zucker, in gleichem Gewicht wie oben angegeben, gibt man pro Pfund 1/16 Liter feinen Rum, kocht die geschnittene Frucht darin weich, hebt sie heraus, kocht den Saft dick ein, stellt ihn mit der Frucht 2 Tage verdeckt zur Seite; gießt ihn ab, kocht ihn nochmals dick ein und füllt ihn über die in Gläser geschichteten Früchte.

:: ::

Praktische Winke.

Wenn man ein größeres Stück Fleisch einige Tage aufheben will ohne es zu pökeln oder in Essig oder Milch einzulegen, durch welches Verfahren der Geschmack beeinträchtigt wird, sodaß es zu mancher Bereitung sich nur schlecht eignet, so wickle man es in ein altes Stück Leinen, das man mit reinem Weinessig anfeuchtete.

Schmutzige Tapeten reinigt man schneller und besser als mit Brot mit Kleie, die man in ein Gazesäckchen füllt, mit welchem die Tapeten strichweise abgerieben werden. Natürlich muß immer wieder eine reine Stelle des alten Leinentuches, welches dabei über das Säckchen gelegt, genommen werden. Fettflecke in den Tapeten entfernt man zuvor durch einen dicken Brei von Benzin und gebrannter Magnesia, das auf der Stelle verrieben und nach dem Trocknen abgebürstet wird.

Zum Reinigen von Bierflaschen nehme man statt des gesundheitsschädlichen Bleischrotes entweder kleine Kieselsteinchen, die man zu dem Zwecke aufhebt, oder besser noch die in den Wirtschaftsmagazinen käuflichen Flaschenspülketten, die gewöhnlich an einem Kork befestigt sind und mit leichter Mühe auf gründlichste Weise jedweden Ansatz entfernen.

Rösselsprung. Königszug.

●	kei	dem	feld	wer	hat	●
wer	tönt	nen	schweigt	ling	nicht	dem
kein	hier	auf	er	mag	bläst	er
●	e	cho	●	den	berg	●
und	ge	wieb	nicht	lie	let	nicht
dicht	wer	kein	dem	der	be	dieb
●	nicht	liebt	singt	den	wer	●

Vexierbild.

Wo ist die Freundin?

Schieberätsel.

Rückantwort. Baustelle. Schaumtorte. Vorstadt. Hammerfest. Notlage. Lesebuch. Steinbruch. Ballestrem.

Die vorstehenden Wörter sollen untereinander gestellt und seitwärts derartig verschoben werden, daß in zwei senkrechten Buchstabenreihen der Name einer modernen sportlichen Veranstaltung zu lesen ist.

Auflösungen.

Telegrammrätsel.

Gewinn. Messer. Chinese. Block. Taste. Michel. Neid. Mächte. Fürsten. Schall. Herz.

Eines schickt sich nicht für alle.

Monogramm-Rebus.

Man beginne links vom Punktkreuz und lese nach links weiter. Zuletzt sind die Buchstaben des Monogramms sinngemäß zu lesen. Man findet dann:

Es bildet ein Talent sich in der Stille, doch ein Charakter in dem Strom der Welt.

Kapselrätsel.

Brosamen, Riesenaster, Raufdegen, Tannenwald, Weggeld, Vogelnester, Freudenfest, Stundenplan, Kladde, Petershagen, Darmstadt, Unverstand, Hagestolz, Linsengericht.

Roten auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen! Hölty.

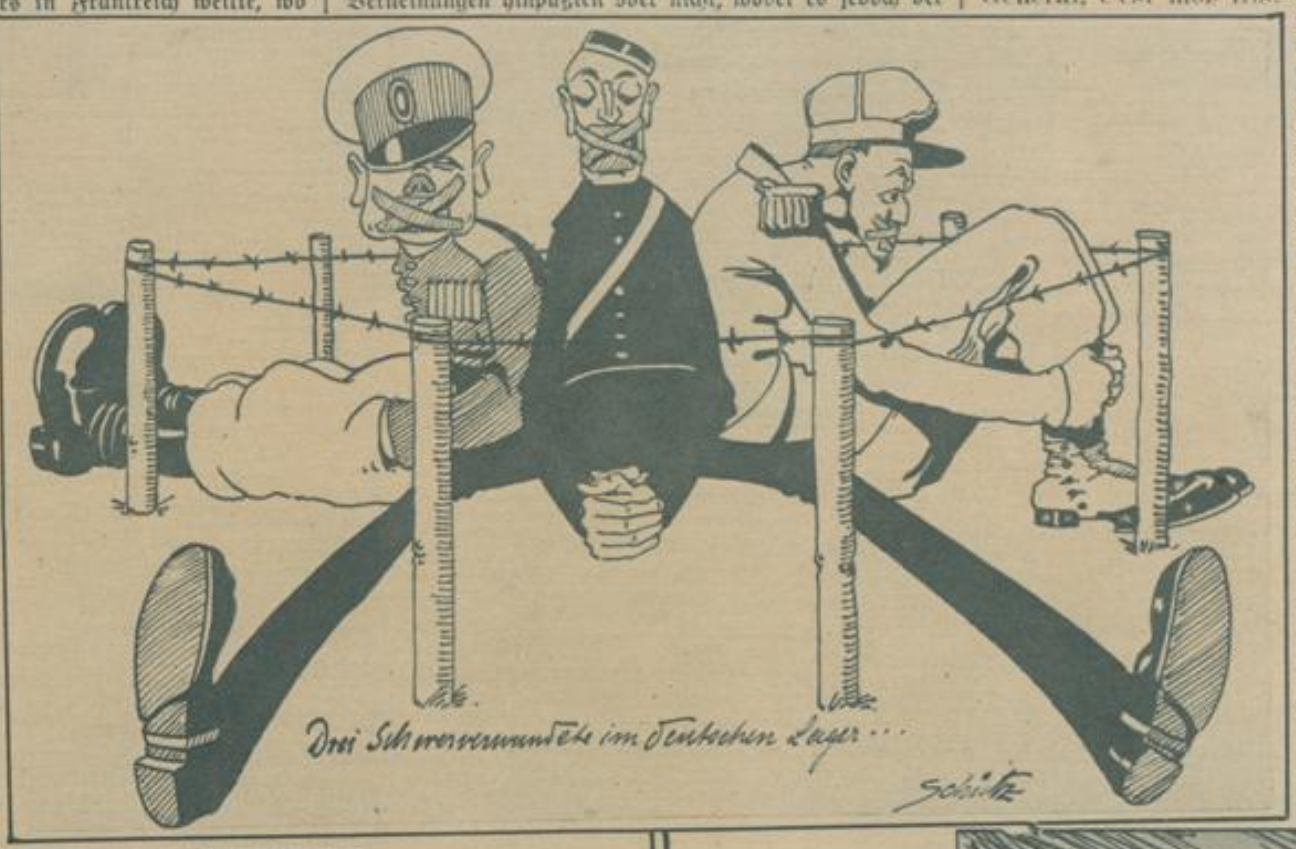
Nachdruck verboten.

Ein Besuch beim General Sir John French.

Uns wird folgende interessante Schilderung einer Begegnung mit Herrn French zur Verfügung gestellt:

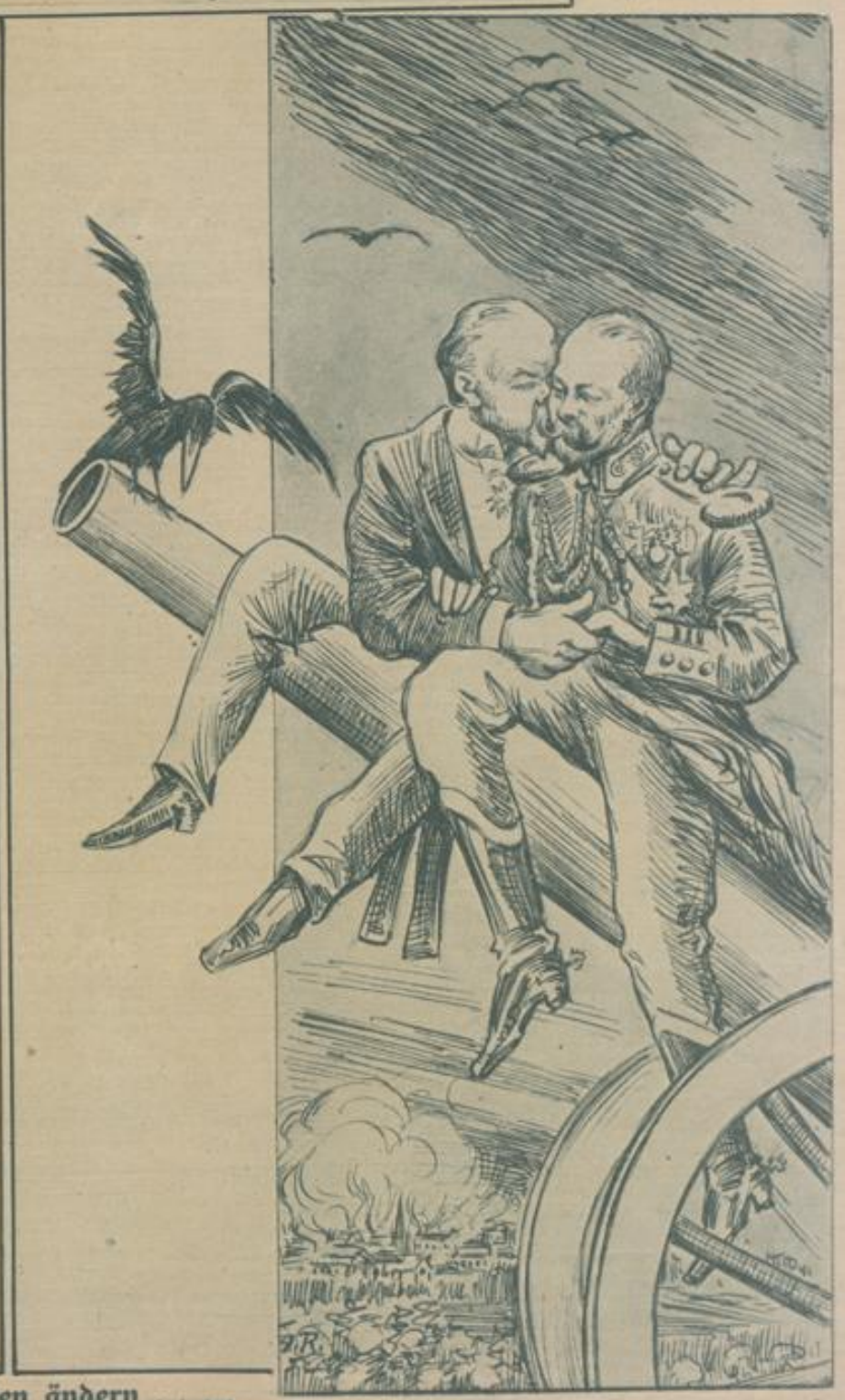
General Sir John French ist Soldat vom Scheitel bis zur Sohle. Er ist verhältnismäßig klein, eigentlich ganz unenglisch, hat ein rundes rotes Gesicht, ein klares Auge, ist lakonisch in seiner Unterhaltung und hat, außer für militärische Sachen, für nichts anderes Interesse. Obwohl er öfters in Frankreich weilte, wo ich ihn und seine Familie kennen lernte, war seine Kenntnis der französischen Sprache nur eine sehr geringe, wovon folgende kleine Episode Zeugnis ablegt.

Ich verbrachte vor ungefähr sechs Jahren die Wintermonate in einer Garnisonstadt, auch zugleich Kurort, im Süden von Frankreich, wo sich auch Sir John und Lady French nebst Tochter grade aufhielten. Es wurden gegenseitig Besuche ausgetauscht, und Einladungen ergingen. Während einer gemütlichen Teestunde bei Sir John und Lady French kündigte der Diener den Besuch eines französischen Generals an, dessen Name mir leider entfallen ist. Die Szene wird mir unvergeßlich bleiben, die sich bei dessen Erscheinen abspielte. Nach gegenseitiger Vorstellung mit steifer Haltung seitens des Engländers und vielen Verbeugungen und Säbelgerassels des Franzosen entspann sich eine Unterhaltung eigener Art zwischen den beiden Generalen. Der Franzose redete fließend in seiner Landessprache — er entschuldigte sich, kein Englisch zu können —, während General French ihn nur dann und wann mit den Worten unterbrach: „oui, mon Général" und „non, mon Général" („ja, mein General" und „nein, mein General") — ganz gleichgültig, ob die Bejahungen und Verneinungen hinpaßten oder nicht, wobei es jedoch der französische General an einigen Berichtigungen in taktvollster Weise nicht fehlen ließ. Man fühlte heraus, daß der Engländer mit einer leisen Arroganz anzudeuten schien, daß ihm die Unterhaltung in der ihm fremden Sprache unbequem war und sie ebensogut auch in englischer Sprache hätte geführt werden können. Sehr bald erschien auch die Tochter zum Tee. Der französische General erhob sich sofort, ebenso General French, seine Tochter mit den Worten vorstellend: „Mon Général, c'est mon fils!" („Mein General, das ist mein Sohn!"), sichtlich über sich selbst überrascht und erfreut, auch einmal ein anderes französisches Wort hervorgezaubert zu haben. Ein kaum bemerkbares Lächeln überflog die Züge des Franzosen. Daß die Tochter und die anderen anwesenden Damen nicht in ein schallendes Gelächter ausbrachen, erhöhte nur noch den naiven Stolz des Generals über sein in seinen Augen tadelloses Französisch. Es erklärt dies auch, warum in dem jetzigen Krieg von beiden Seiten der Verbündeten über ungenügende gegenseitige Orientierung im Verlauf der Schlacht geklagt worden ist, und infolge mangelnder Sprachkenntnisse, namentlich von Seiten der Engländer, nur eine unzureichende Verständigung erzielt werden konnte. — Uns kann's schon recht sein. Nur weiter so. X.



Wie sich die Zeiten ändern . . . .

„Alle Welt wird den Tag preisen, an dem das perfide Albion der Teufel holt", so steht — 1900 — zu lesen unter obigem Bilde in der französischen Zeitschrift „Le Rire".



Jetzt — 1914 — sieht die Sache anders aus.

Zwei indische Prinzen, die in Marseille angekommen sind, um gegen uns zu kämpfen.

Phot. L. H. Voigt, Bad Homburg.

Prinz Oskar v. Preußen mit Gemahlin in Homburg, wo er einige Tage zur Erholung von den Kriegsstrapazen weilt. Er wurde wegen tapferen Verhaltens vor dem Feinde mit dem Eisernen Kreuz I. u. II. Klasse ausgezeichnet.

Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

Vor Antwerpen.

Der Fortsgürtel von Antwerpen hat einige recht erhebliche Löcher erhalten. Der Angriff auf die inneren Fortlinien kann also ungestört seinen Anfang nehmen. Das ist ein schwerer Schlag für Antwerpen und die Stimmung ist dort auch, wie aus allen indirekten Berichten hervorgeht, sehr gedrückt. Die offiziöse Presse natürlich schwelgt in Siegesnachrichten, erwähnt nebenbei die belgischen Mißerfolge, um dann schnell wieder irgend einen kleinen bedeutungslosen Teilerfolg zu einem Riesensiege aufzubauschen. Die Lage in Antwerpen ist schon deshalb kritisch, weil der Stadt eventuell die Wasserzufuhr abgeschnitten werden kann. Die Wasserwerke der Stadt befinden sich nämlich bei dem eroberten Fort Waelhem. Die Antwerpener dürften bereits die Unhaltbarkeit der Stadt ahnen, denn mit den gefallenen Fort sind die festesten Plätze des Gürtels in deutschen Händen. Sehr interessant ist übrigens, daß Leopold II. die Anlage des Fortsgürtels durchgesetzt hat, da er einen Konflikt mit England wegen des Kongos fürchtete. Es sind bisher erobert: Waelhem mit St. Katherine, die Redouten Dorpveld und Boschbeek, Fort Koninghoyckt, die Redoute Tallaert, das sehr starke Fort Lier und noch einige weitere befestigte Plätze. Das planmäßige Operieren der Deutschen wird sie auch bald in den Besitz der anderen Forts und — Antwerpens bringen.

Hofphot. Teigmann, Langensalza.

Eine Feldwache auf Vorposten gegen Antwerpen. Die im Vordergrunde liegenden Baumstämme und Drahtverhaue waren vorher von den Belgiern als Hindernisse benutzt worden.

Phot. H. Fohr, Frankfurt a. M.

Das Musikantenmädel: Volksstück mit Gesang in 3 Akten von B. Buchbinder. Musik von G. Jarno. Erstaufführung am 5. Oktober im Neuen Theater in Frankfurt a. M.

Druck der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Frankfurt a. M., Große Eschenheimerstraße 33/37. Bezugspreis: Vierteljährlich 90 Pfg. zuzüglich Postgebühr.
Für den Inhalt verantwortlich: Max Geisenheyner, Frankfurt a. M.

II. Jahrgang.
No. 42

12. Kriegsnummer*)

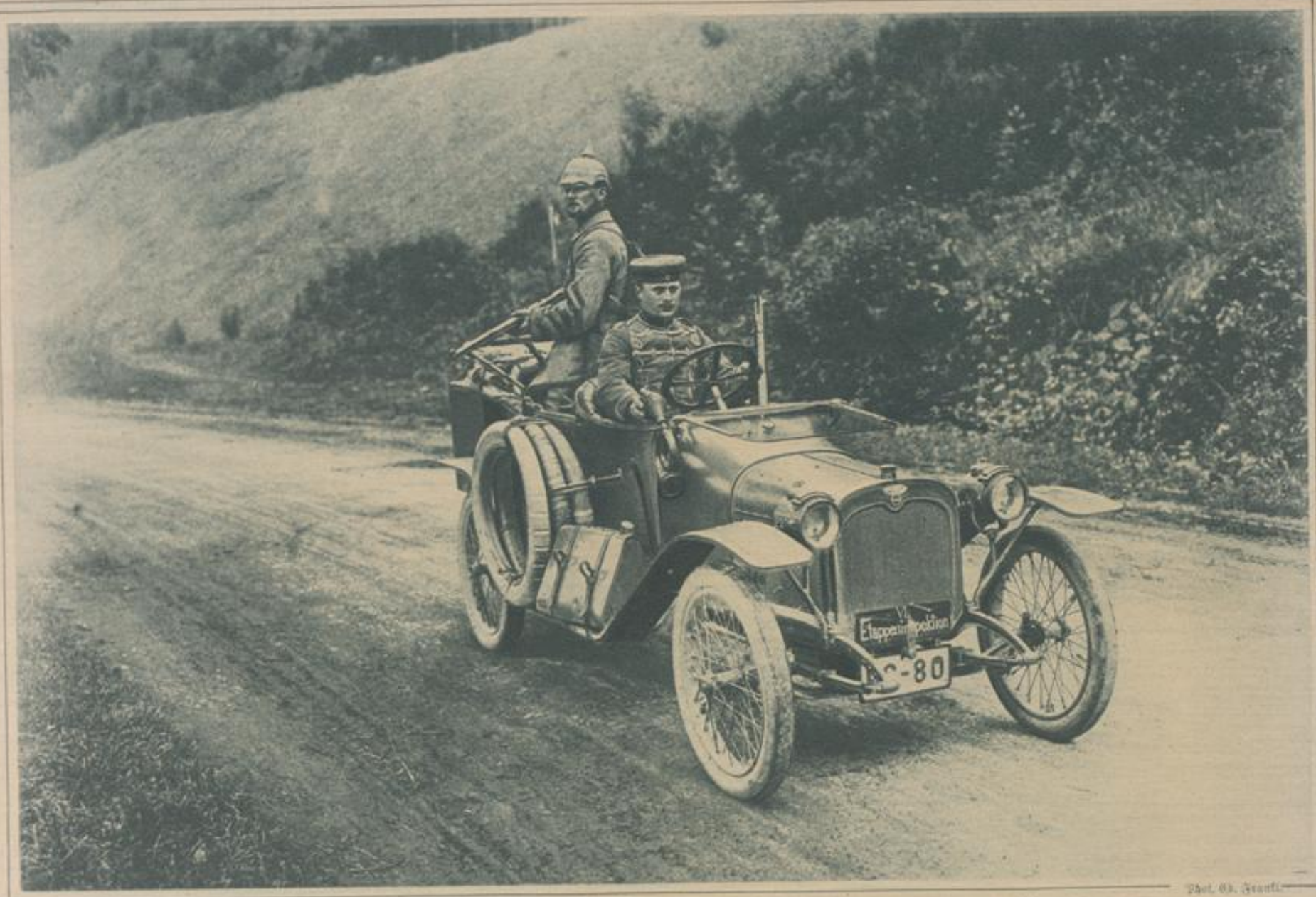
15. Oktober 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Der Sieger von Antwerpen

General v. Beseler.



Phot. Ges. Frankf.

Auf der Wacht in den Vogesen. Eine Automobilpatrouille im Klein-Auto.

Phot. U. Grohs

Blick von der Festung Longwy über die zerschossene Stadt.

Der Fall von Antwerpen.

Auf Patrouille vor dem Antwerpener äußeren Festungsgürtel.

Ein paar welsche Hähne werden nach dem Patrouillengang gerupft.

Am 10. Oktober fiel die Stadt Antwerpen ganz in unsere Hände.

Der Königspalast.

Der Hauptbahnhof.

Am 9. und 10. Oktober erklangen in ganz Deutschland die Glocken, an hunderttausenden von Fenstern flatterten die Fahnen und eine festliche Stimmung bemächtigte sich eines jeden. Antwerpen war gefallen nach schwerem Kampfe und die schöne Stadt ist, trotz aller krampfhaften Versuche der Engländer, ihre Zerstörung durch uns herauszufordern, in ihren alten prächtigen Teilen unversehrt geblieben. Das erfüllt uns, die wir in Antwerpen auf Schritt und Tritt germanischen Geist spüren, mit besonderer Freude. Die Antwerpener aber werden sehen, daß sie mit den „Barbaren" weit besser fahren, als mit ihren „Freunden". Wir geben einige Bilder aus der Stadt, durch deren Straßen jetzt die deutschen Truppen marschieren.

Aus der Blütezeit Antwerpens findet sich noch manch bemerkenswerter Bau in dem alten am Hafen gelegenen Teile der Stadt. Nehmen wir nur die Zunft- und Gildehäuser, sowie das Rathaus am großen Platze. Sie fesseln sofort den Blick durch ihre Eigenart. In einfachstem flämischen Renaissancestil ist das Gelde-Haus der Schützen erbaut, seine Fassade schmücken Wappen und Abzeichen und den Giebel krönt eine Reiterfigur. Charakteristisch für das flämische Volksleben ist der Fischmarkt mit dem Steen im Hintergrunde. Hier kann man das Volk beobachten wie es in lebhafter Art seiner Beschäftigung nachgeht und manchem Typus kann man noch heute ansehen, daß hier einst die Spanier herrschten. Im ältesten Teil der Stadt, am Freitagsmarkt, befindet sich das Haus des berühmten Buchdruckers Christoph Plantin, der in demselben 1579 eine Druckerei gründete, die bis 1876 in der Familie Plantin-Moretus verblieb, dann kaufte es die Stadt Antwerpen und wandelte das Haus in ein Museum, das vielleicht einzig in seiner Art dasteht.

Die Nachkommen dieses berühmten Typographen haben in verehrungswürdiger Weise alles alte Mobiliar, Material, Drucksachen, Sammlungen und Reproduktionen erhalten. Die Offizin, die Werkstätten, Letternkasten und Handdruckpressen, stehen noch wie vor Hunderten von Jahren. Wir werden Gelegenheit nehmen, Antwerpens Schönheit in den nächsten Nummern ausführlicher zu gedenken.

⊖

Phot. Foto-Fux, Rotterdam.

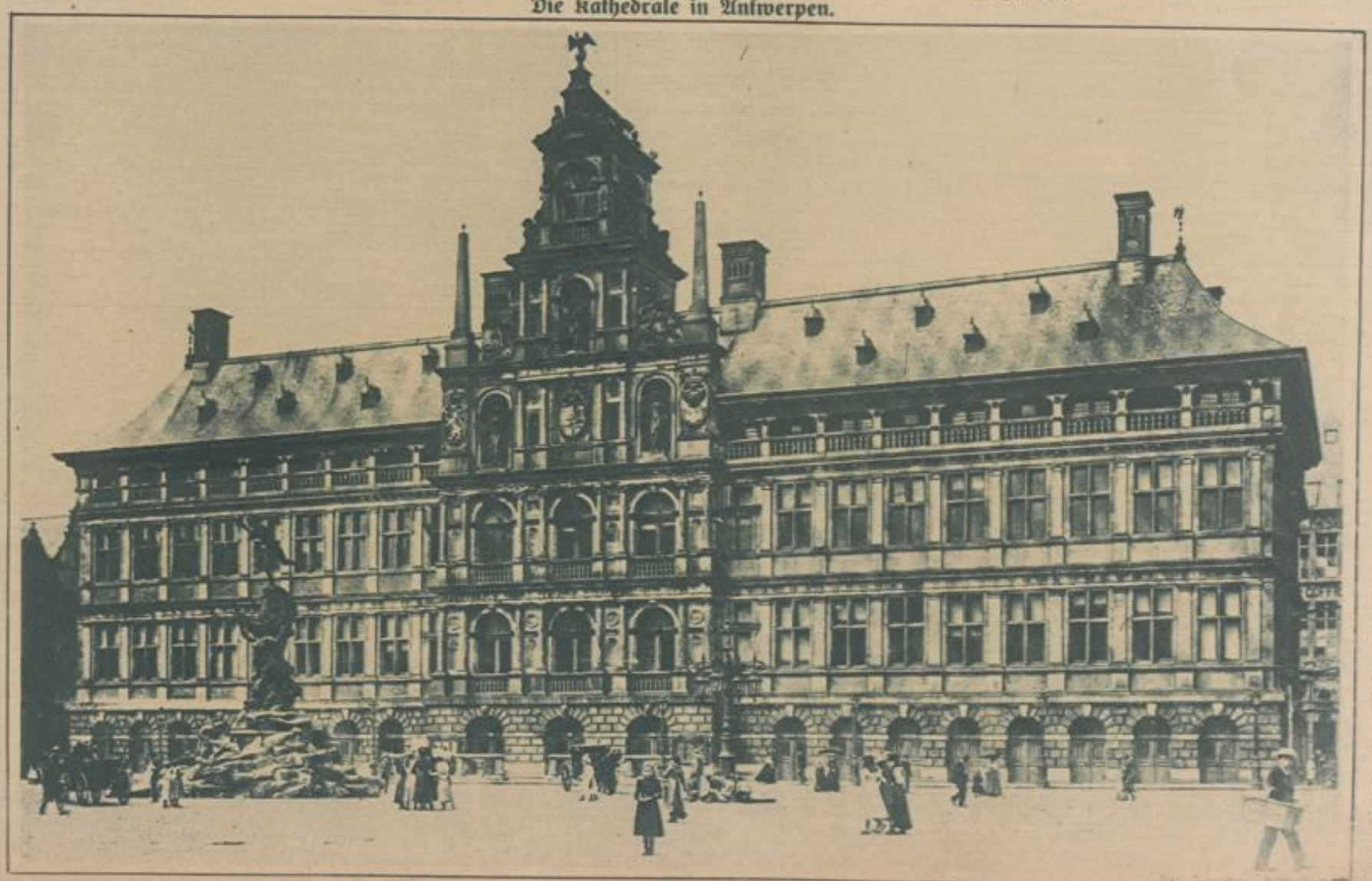
Ein Blick über die Stadt von der Kathedrale.

Das Innere.

Nach einem alten Stich.

Außenansicht.

Die Kathedrale in Antwerpen.



Das Antwerpener Rathaus, in dem die Uebergabe offiziell erfolgte.

Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eider

Nachdruckrecht gesichert durch Karl Köhler u. Co., Berlin W. 35

(7. Fortsetzung).

Mein Vater? Also so sah sein Vater aus, der Vater, nach dem er sich die ganze Kindheit hindurch gesehnt hatte, von dem er geträumt hatte, daß er als reicher, mächtiger Mann heimkehren würde. Jetzt, da die Sehnsucht und die Träume längst überwunden waren, da er selbst ein Mann geworden war und sich auf seine eigene Kraft verlassen konnte, jetzt kam er als — als — —

„Ich habe keinen Vater," erwiderte er mit blassen Lippen.

Der andere rückte näher.

„Es ist aber wahr. Ich kann es nachweisen, daß ich Dein rechtmäßiger Vater bin."

„Was willst Du von mir?" rief Wulff. Er begriff, daß der andere etwas von ihm wollte, daß er nicht nur gekommen war, ihn als Sohn zu begrüßen.

Der Alte zog ein wehleidiges Gesicht.

„Ach Gott ja, man will doch als Vater sein einziges Kind mal sehen, noch dazu, wo einen das Leben so hart mitgenommen hat."

„Das sieht man," sagte Wulff kalt und starr. Er fühlte weder Mitleid noch Liebe zu dem armseligen Menschen vor sich, nur ein entsetzliches Unbehagen.

Der andere ließ sich auf einen Stuhl nieder und zog ein schmutziges, rotkariertes Tuch aus der Tasche, womit er sich übers Gesicht fuhr.

„Ja, du liebe Zeit. Schlecht genug ist es mir gegangen. Auf ehrliche Weise kommt der Mensch heutzutage nicht durch die Welt."

„Also auf unehrliche?"

„Das magst Du wohl sagen: die reichen Leute haben es nicht nötig, zu stehlen. Glaube mir, mein Sohn, ich hätte mich längst um Dich gekümmert. Aber wenn man hinter Schloß und Riegel sitzt, kann man das nicht, und wenn ich eben wieder frei war — — —"

Wulff ging ein furchtbares Licht auf. Also ein Zuchthäusler war sein Vater. Daher das unheimlich verwahrloste Aussehen, der unstete Blick. Nur mit Mühe bewahrte er seine Haltung.

„Also Du bist ein — Verbrecher?" Scharf kamen die Worte, eines nach dem andern, über seine Lippen.

„Gott ja, wie man es nimmt. Das erste Mal war ich beinahe unschuldig, da mußte ich für die andern mitbüßen. Die waren schlauer als ich und machten sich zur rechten Zeit aus dem Staube. Nachher freilich, da war mir alles egal. Unsereins will doch auch mal als Mensch leben, ohne sich zu schinden, und auf ehrliche Weise kann man das nicht. Da ging es denn wieder los, und eine Zeitlang glückte auch alles, bis wir gefaßt wurden."

In Wulff wallte es auf.

„Was erzählst Du mir das alles? Ich will nichts hören. Ich habe keinen Teil daran. Ich will mich nicht beschmutzen."

„Du tust ja gerade, als ob ich ein Mörder wäre," sprach der Alte gekränkt. „Gott sei Dank, mit so was befassen wir uns nicht."

„Sprich nicht weiter!" herrschte Wulff ihn an. „Ich will nichts hören. Ich kenne Dich nicht. Geh! Auf der Stelle geh!"

„Soll ich denn im Dorfe betteln gehen und den Leuten erzählen, daß mein Sohn, der Herr Schreiber, seinen Vater im Stich läßt und ihn nicht kennen will."

Wulff war blaß geworden. Nur am Hals und Kinn zog sich ein brandroter Streifen hin. Er griff in die Tasche und schüttete den Inhalt seines Portemonnaies auf den Tisch.

„Hier ist alles Geld, was ich habe. Nimm es und geh. Aber mach schnell."

Der Alte beeilte sich nicht. Er strich alles bis auf den letzten Pfennig ein. Es waren mehrere Taler dabei. Dann trat wieder das Lauern in seine Augen.

„Ja, mein Sohn, lange hält das nicht vor. So bald bekomme ich hier keine Arbeit. Sieh mal, ich wollte eigentlich am liebsten wieder zurück nach Amerika. Ich geniere mich ja selbst, mich hier zu zeigen, wo Du hier angestellt bist. Ich weiß wohl, wie das ist. Das heißt nachher immer: Hast seinen Vater gesehen, als er damals aus dem Zuchthaus kam? — — —"

„Kommst Du jetzt aus Amerika?"

„Nä. Augenblicklich komme ich aus Rendsburg. Ich habe da das Bürstenbinden gelernt, und wenn ich man ein paar hundert Mark in die Finger hätte, wollte ich es wohl zu was bringen."

Wulff fuhr zusammen, als schüttelte ihn der Frost. Er begriff. Im Rendsburger Zuchthaus mußten die Strafgefangenen Bürsten binden.

„Ich dachte, Du könntest was für mich tun, mein Sohn. Für Dich wäre es doch auch besser, wenn ich wieder fortginge."

„Wieviel gebrauchst Du? Glaube nur nicht, daß ich mir ein Vermögen übergespart habe."

„Wenn ich zweihundert Mark hätte, dann könnte ich heute Abend noch wieder nach Hamburg abreisen. Uebermorgen geht das Schiff. Keine Menschenseele kriegt es zu wissen, daß ich überhaupt hier gewesen bin."

„Keine Menschenseele," wiederholte Wulff. „Hast Du noch mit niemand gesprochen?"

„Nä, mit keinem Sterbenswort. Ich habe mich in der Stadt, im Burnkroog, wo die Schlichtinger anfahren, nach allens erkundigt. Der Knecht hat mir Bescheid gegeben. Denn bin ich direkt hierher gegangen. Einmal war der Polizeimensch hinter mir, aber dem bin ich glücklich ausgewischt."

Wulff preßte die Hand an die Stirn und dachte stark nach. Zweihundert Mark! Das war fast sein ganzes Erspartes. Mühevoll verdientes Geld. Aber wenn er sich damit den ungebetenen Vater vom Halse schaffte? — Jaja, lieber alles hingeben und fort mit ihm. Aber wie sollte er das Geld so schnell beschaffen? Er hatte es ja in der Stadt auf der Sparkasse stehen. Die war doch jetzt geschlossen. Ein Gedanke kam ihm, der ihm das Blut heiß durch die Adern trieb . . . Nein — nein, er durfte sich nicht die klare Ueberlegung trüben lassen. Er mußte Rat schaffen, aber erst einen Augenblick allein sein und nachdenken.

„Geh jetzt," sagte er energisch. „Erwarte mich draußen auf der Chaussee nach Großheide zu. Aber halte Dich in der Straße nicht auf. Sprich mit niemand, hörst Du?"

„Ja — und das Geld, bringst Du das mit?"

„Das weiß ich noch nicht. Jedenfalls müßtest Du mir schwören, nie wieder hierher zurückzukommen. Das zweite Mal würdest Du doch nichts bekommen."

„Das will ich Dir ja auch gern zuschwören. Ich hab ja gar kein Verlangen nach dem alten Dorfe. In Amerika ist ja viel mehr los als hier. Bloß ohne Geld lassen sie einen nicht 'rein."

Wulff wurde unruhig. Er riß den Alten fast vom Stuhle herunter und schob ihn fort.

„Geh, geh, in einer halben Stunde bin ich da. Ich komme bestimmt."

Der Alte sah sich noch einmal um, mit den Augen des Gauners, der jede Gelegenheit wahrnimmt, um etwas zu ergattern. An dem großen Pult des Kirchspielvogts blieb sein Blick einen Augenblick haften, dann zog er die Schultern ein, schob einen Priem in den Mund und ging.

Der junge Mann blieb in einer furchtbaren Stimmung zurück. Er hätte grell und laut auflachen mögen über diesen Streich des Schicksals. Also er — Wulff Jessen, der sich vor Hochmut nicht zu lassen wußte, er war der Sohn eines Zuchthäuslers.

Riefen es nicht schon die Jungen auf der Straße einander zu? Durfte er den Kopf noch heben und den Leuten frei ins Auge sehen?

Wenn es ihm nur gelänge, den Alten aus dem Dorfe herauszuschaffen, ohne daß es bekannt wurde. Er wollte ihm ja gern sein Erspartes geben. Nur in diesem Augenblick konnte er es nicht. Und wenn er ihn hinhielt bis morgen oder übermorgen? Nein, das ging nicht. Noch in dieser Stunde mußte er fort. Der Alte war geschwätzig. Er mußte fort um jeden Preis.

Aufgeregt ging er im Zimmer auf und ab. Er hörte, sich selber unbewußt, wie die Mädchen durch die Hintertür ins Haus schlüpften und in der Küche mit dem Geschirr klapperten. Mieken brachte ihm sein Abendbrot. Wie geistesabwesend starrte er sie an.

„Sie machen ja ein Gesicht, Herr Jessen, wie die Katze wenn's donnert."

Er antwortete nicht. Hastig trank er eine Tasse Tee. Zu essen vermochte er nicht.

Die Uhr rückte unaufhaltsam Minute um Minute weiter. Er mußte zu einem Entschluß kommen. Einen Augenblick noch rang er mit sich. Dann wischte er sich die Stirn und ging mit müden Schritten zum Pult des Vogts. Er hatte einen harten Kampf gekämpft und hatte gesiegt — nein verloren. Nur sein Stolz war Sieger geblieben.

Er öffnete das Pult, schloß ein Fach auf und entnahm diesem zehn Zwanzigmarkstücke. Zweihundert Mark! Er schüttelte sich, als er das Geld zu sich steckte. Es war der Gemeindekasse entnommen. Er lieh es, und morgen wollte er zur Sparkasse und es zurückholen.

Jetzt hieß es eilen. Die halbe Stunde war bereits vergangen. Im Hut und Ueberzieher kam er noch einmal zurück, wickelte die Butterbrote in Papier und steckte sie zu sich. Einen Augenblick später war er draußen.

Es war neblig und kalt. Ihm fror. Seit einer halben Stunde lief der Alte auf der Chaussee herum ohne Ueberkleider, in einem dünnen Rock. Er hatte ihn hinausgejagt wie einen Hund, und doch kam ihn keine Reue an.

Er ging rasch vorwärts. Niemand war zu sehen. Da — am Wege hockte die Jammergestalt.

Wulff sah hart, fast streng aus. Dieses jämmerlichen Menschen wegen hatte er ein Verbrechen begangen? Er wünschte ihm kalten Herzens den Tod. Keine Miene seines Gesichts verzog sich, als er ihm das Geld einhändigte. Je eifriger und redseliger der Alte in seiner Freude wurde, desto mehr erstarrte er.

„Hier ist das Geld. Es ist mühsam — erspart. Ein zweites Mal helfe ich Dir nicht. Ich gehe ohnehin nächstens fort von hier."

„Ich bewahre, das verlange ich ja auch garnicht. Wenn ich man erst drüben bin, will ich schon wieder hoch kommen. Jetzt weiß ich, wie's gemacht wird. Du sollst sehen, ich schicke Dir das Geld mit Zinsen zurück, wenn ich man erst — —"

Fast hatte es den Anschein, als wollte der Alte ihn liebkosen.

„Laß nur," sagte Wulff kurz. „Es wird Zeit, daß Du zur Bahn gehst."

„Na denn adjüs . . . und vielen Dank auch."

„Adjö."

Kein Wort weiter. Gedrückt, mit ungleichen Schritten zog der Alte ab.

Er war noch keine zehn Schritt gegangen, als Wulff ihn zurückrief.

„Heda!"

Das Wort Vater wollte ihm nicht über die Lippen. Der Zuchthäusler kam zögernd, mißtrauisch zurück. Er hielt die Hand auf die Tasche, als fürchtete er, daß er das Geld wieder herausrücken sollte.

Wulff hielt ihm das Paket mit den Butterbroten hin.

„Hier, nimm das noch, und laß Dir's gut gehen."

Rasch, ohne den Dank abzuwarten, ging er davon.

Er atmete auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Nein, es war kein Aufatmen, es war nur ein Aufseufzen wie unter einer Last.

Was drückte ihn denn?

Ach so — die Schuld, das Darlehen . . . . . Unsinn! Morgen legte er es wieder hinein in die Kasse. Es war doch nur geliehen. Niemand verlor etwas dadurch. Kein Mensch brauchte es zu erfahren. Aber bis morgen, bis es wieder drin lag, wurde er doch das Gefühl der Unsicherheit nicht wieder los.

Im Dorfe blinkten die Lichter auf. Er eilte, dem zukommen. Es wurde ungemütlich auf der Chaussee.

Er tat noch einen Blick über Land. Der Koog lag still und dunkel, aber auf dem Eschenhof blitzten helle Lichter durch die Bäume. Dort feierten sie ein fröhliches Fest, und er stand wie ein Ausgestoßener hier draußen auf der Landstraße.

Ein bitteres Lächeln lag um seinen Mund, als er in die Straße einbog.

Vierzehntes Kapitel

In der Nähe des Marktplatzes kam jemand auf Wulff zu.

„Guten Abend, Jessen. Na, wo kommen Sie denn her?"

„Guten Abend," antwortete er förmlich.

Der andere hielt sich an seiner Seite. Es war Jörn Schoof, der Feldbergshöfer. Keinem der anderen Bauern wäre es eingefallen, ihn anzureden oder mit ihm zu gehen. Der Feldbergshöfer gehörte nicht zu den Hochmütigen. Er war vor Jahren von der Geest herübergekommen und hatte sich auf dem Feldbergshof eingenistet. Man sah ihn nicht für voll an, und doch war er ein Schlaukopf, der die Marschbauern überlistete.

Wie war es doch mit Karsten Reimers gegangen? Zuerst hatte der sein Vieh bei ihm in Winterfutter. Dann kaufte er ihm eine Wiese nach der anderen, ein Stück Rind nach dem anderen ab. Der ehemalige Feldbergshöfer gehörte zu den Rennwadischen. Er hatte eine Städterin geheiratet. Darauf baute Jörn Schoof seine Spekulation, und sie gelang ihm. Heute war de Karsten Reimers in der Stadt, und Jörn Schoof saß auf Feldbergshof.

Wer als Geestbauer geboren ist, wird niemals ein Marschbauer. Er behielt die dürre, gebückte Figur, das knochige Gesicht, die verarbeiteten Hände. Es hieß, er wäre ein Geizkragen. Er und seine Frau arbeiteten wie Tagelöhner. Ihr Sohn war ihr Knecht, und ihre Tochter ihre Dienstmagd.

Als er so neben Wulff Jessen schritt, ein listiges Lauern in den Augen, den Kopf ein wenig vorgestreckt, schlau und freundschaftlich, da straffte sich Wulffs Gestalt wieder. Solchen Leuten gegenüber bewahrte er seinen Hochmut, und wenn er auf dem Wege zum Hofe wäre.

Verlag der Neuen Photogr. Gesellschaft A.-G. Berlin-Steglitz. Von Anton Hoffmann, München.

Dragoner auf Patrouille.

„Heute ist wohl großes Juchhei auf dem Eschenhof?" hub Jörn Schoof an. Er war der einzige Großbauer, der nicht eingeladen war. In der Gemeindevertretung hatte er sich seinen Platz mit Mühe erworben; in den Familien hatte er noch keinen Eingang gefunden — noch nicht.

„Jörn Schoof kommt immer achteran."

Wulff zuckte gleichmütig die Achseln.

„Wohl möglich."

„Na, beim Vogt soll neulich ja mächtig gefeiert worden sein."

„Warum nicht?"

Wulff machte eine Bewegung mit den Schultern, als säße dieser Mensch ihm im Nacken und er müßte ihn abschütteln.

„Die Leute sagen, es hat Champagner gegeben und Enten und Tortens und Gott weiß was noch."

„Das geht doch keinen Menschen was an!"

„Nicht? Wenn einer die Gemeindekasse in Händen hat, dann muß man auch wissen, wie das bei ihm hergeht. Wir Gemeindevertreter sind doch Bürge davor. Sie als Schreiber müssen es ja am besten wissen, ob alles in Ordnung ist."

Wulff Jessen erschrak. Das Wort Gemeindekasse störte ihn auf. Noch war kaum eine Stunde verflossen, seitdem er das Geld herausgenommen hatte, und schon kam einer und führte anzügliche Reden. Das Gespräch über den Vogt war Vorwand. Ihm wollte man auf den Zahn fühlen. Er wurde unruhig. Pfiffen es denn schon die Spatzen im Rinnstein, daß er ein — Dieb war?"

„Ich weiß nicht, was Sie meinen," stotterte er.

„Haha. Sie wissen nicht, was ich meine und werden dabei rot wie ein Puterhahn? Jessen, das kommt mir schnaksch vor. Da wird es wohl Zeit, daß wir mal Revischon abhalten."

„Machen Sie, was Sie wollen, aber lassen Sie mich in Ruhe."

Laut und stolz sprach Wulff die Worte. Er hatte seine Selbstbeherrschung wiedergefunden.

Der andere stutzte und lenkte ein.

„Ih bewahre, das war doch nicht bös gemeint. Ich wollte man bloß mal horchen, wie es mit dem Alten steht. . . . Kommen Sie mit in den Kirchspielkrug, Jessen, ich spendiere einen!"

„Nein, ich danke Ihnen, Herr Schoof."

„Ih man to — 'nen lüttjen Grog."

„Ich trinke keinen Grog. Guten Abend, Herr Schoof."

Der andere blickte ihm einen Augenblick nach und schüttelte den Kopf.

„Reinen Kram ist mich das nich," sagte er für sich. „Paß auf die Lunte, Jörn!" Dann ging er in den Krug und trank einen Kümmel.

Wulff Jessen trat noch einmal ins Amtszimmer. Er sah nach, ob er auch alles verschlossen. . . . Ja, es war in bester Ordnung. Trotzdem fand er keine Ruhe. Ein Gedanke quälte ihn: Der Bauer hatte Argwohn geschöpft, das war sicher. Wie, wenn morgen, während er auf die Sparkasse ging, revidiert würde? Dann war er gebrandmarkt als Dieb und kam ins Gefängnis oder gar ins Zuchthaus. Und all diese Erniedrigung um des Stolzes willen. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Nein, er belog sich selbst. Es war eine Tat der Feigheit, nicht des mutigen Stolzes.

Wenn jetzt sein Vater nochmals auf der Schwelle stünde, er würde es nicht zum zweitenmale tun.

Spät in der Nacht kehrten Kirchspielvogts heim. Er hörte Lalls unterdrücktes und doch so klingendes Lachen, hörte den Vogt scherzen und vernahm wie Meg sagte:

„Die Deutsche sein eine sehr böse langweilige Volk."

Am nächsten Morgen bat Wulff seinen Herrn um einige Stunden Urlaub. Er habe in der Stadt eine notwendige Besorgung. Leider ging es nicht. Der Vogt fuhr selbst in die Stadt. Er war schon zur Abfahrt bereit. Hansspannan, wie Fuhrmann Gosch genannt wurde, hielt mit seinem Wagen vor der Tür.

Der Vogt vertröstete Wulff auf einen der nächsten Tage. Dann — der betroffene Ausdruck im Antlitz seines Schreibers mochte ihm aufgefallen sein — kam er noch einmal zurück. Wenn die Sache eilte, würde er die Besorgung gern übernehmen.

Wulff wurde dunkelrot und verneinte lebhaft. Da drohte ihm der Vogt schelmisch mit dem Finger und ging mit hellem Lachen fort.

Wulff durchlebte einen fürchterlichen Tag. Jedesmal, wenn die Türglocke schrillte, begann sein Herz zu hämmern.

Er hielt es vor Unruhe kaum auf seinem Sitze aus. Wenn er nur hinausgehen könnte ins Freie, den heißen Kopf kühlen und die aufgeregten Sinne beruhigen. Gerade heute mußte er wie festgekittet sitzen.

Jan Polizei brachte eine Meldung. Er sah Wulff an wie immer, mit jenem scharfen Blick, den er sich in seiner Polizistenlaufbahn angewöhnt hatte. Wulff jedoch las heute in seinem Blick ein Mißtrauen, das ihn in rasende Angst versetzte.

Im Hause ging das Leben seinen Gang wie gewöhnlich. Lall ging strahlend wie eine Königin einher, lachte und sang. Madame nannte Wulff bei Tisch mein Lieber, Guter und Muttchen klagte ihm im Vertrauen, daß sie sich zuhause wohler fühle als in der feinsten Gesellschaft. Der Strom von Lebensfreude und Güte, der durch dies Haus ging, nahm ihn heute mehr als je umfangen. Er fühlte sich mit diesem Hause verwachsen. Wenn er es je durch eigene Schuld verlassen müßte, es wäre schlimmer als der Tod.

Gegen Abend kehrte der Vogt aus der Stadt zurück mit der geräuschvollen Fröhlichkeit, die ihm eigen war und die zugleich das ganze Haus fortriß.

Er hatte für die Damen eine Schachtel feines Konfekt mitgebracht. Seiner Frau reichte er sie, aber er sah Meg dabei mit heißen Blicken an.

Wulff arbeitete noch. Da kam der Vogt zu ihm herein.

„Aufhalten! Aufhalten!" rief er. „Wollen Sie sich fürs Gemeindewohl totarbeiten? Kommen Sie herüber, ich habe Likör und Zigaretten mitgebracht. Wir wollen vergnügt sein."

Er schloß das Pult auf und wühlte mit einem Griff die Kasse durch. Hatte er vielleicht mit seinem Scharfblick schon gemerkt, daß es nicht stimmte? In Wulff arbeiteten die Gedanken fieberhaft. Er stand auf dem Punkt, seinem Herrn alles zu gestehen. Da schob der Vogt mit einem Ruck das Fach zu.

Wulff kam es vor, als sähe er blasser aus als sonst.

„Die Gemeindekasse ist ziemlich leer. Desto besser . . . Wenn soviel Geld daliegt, könnte man wahrhaftig auf den Gedanken kommen, da mal hinein zu langen, was Jessen?"

Wulff sah seinen Herrn starr an. Da lachte dieser hellauf.

„Sie machen ein Gesicht, Menschenskind, als ob ich Sie zu einer Schändlichkeit verführen wollte. . . . Nein, Jessen, ich weiß wohl, daß ich mich auf Sie verlassen kann, mehr vielleicht als — auf mich selbst."

Am andern Vormittag erhielt Wulff die Erlaubnis, in die Stadt zu fahren. Er hob zweihundert Mark von der Sparkasse ab und kehrte sofort zu Fuß zurück. So war er noch eher da als die Post.

Es gelang ihm, in einem unbewachten Augenblick das Geld an seinen Platz zu legen. Danach faltete er die Hände zu einem Dankgebet und gelobte sich und einem andern, sich niemals wieder an fremdem Gelde zu vergreifen, möge ihm drohen, was wolle.

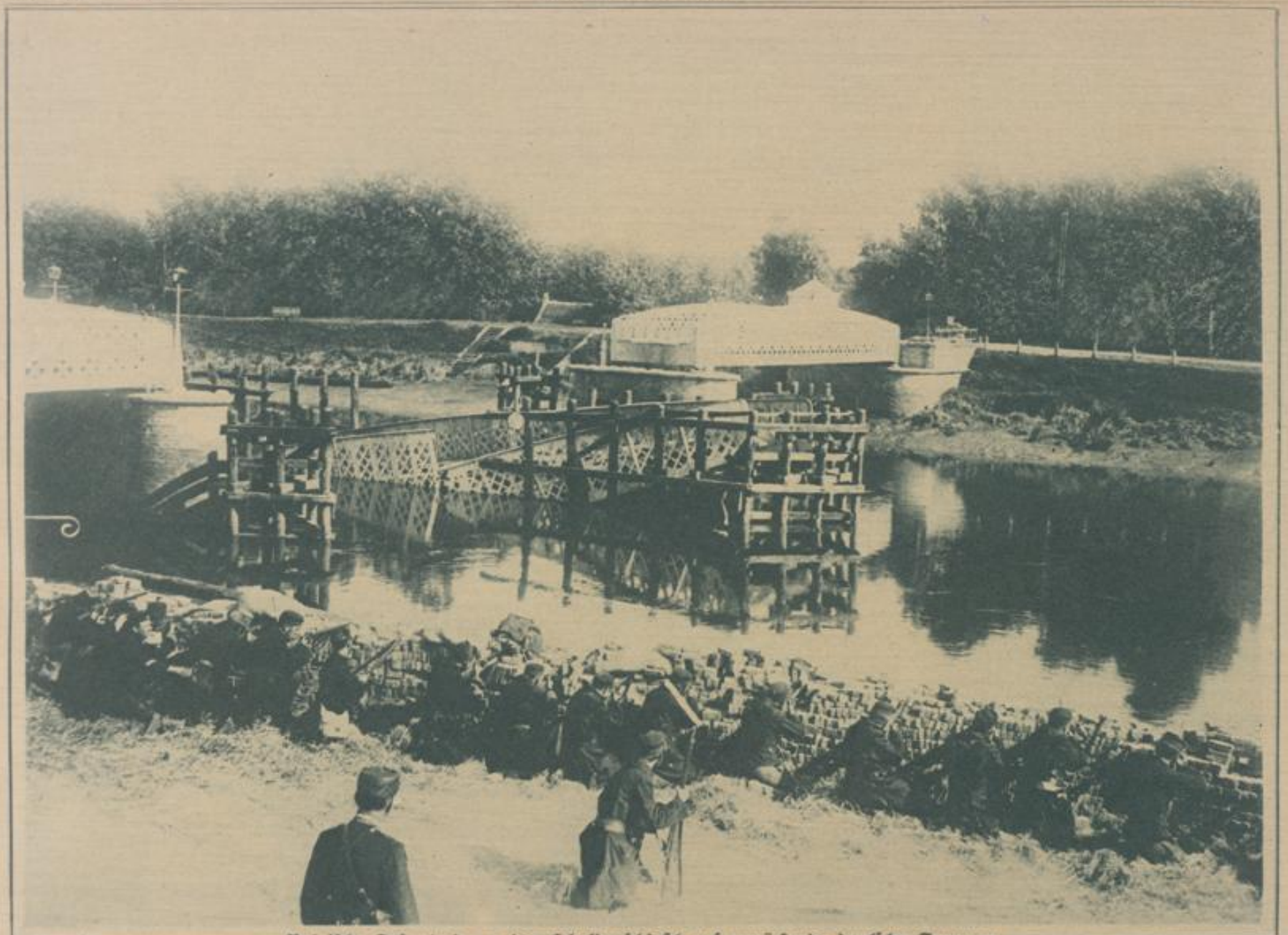
Fünfzehntes Kapitel.

Der Vogt hatte die Gemeindevertreter zu einer Versammlung in den Kirchspielkrug berufen. Sie berieten über dieses und jenes, vor allem darüber, wann die Rechnungsabnahme beim Vogt erfolgen sollte. Sie fand gewöhnlich im November statt.

Es war eine sehr einfache Sache. Der Kirchspielvogt legte die Bücher vor und der Geldbestand wurde aufgenommen. Der eine und andere nahm wohl mit gewichtiger Miene eines der Bücher zur Hand, blätterte darin herum und nickte mit dem Kopfe. Zwei zählten das Geld nach, man verglich die Summen, und sie stimmten auf den Pfennig.

Danach wurde der Vogt entlastet, und die Gemeindevertreter setzten ihre Namen umständlich und gewissenhaft unter das Protokoll.

(Fortsetzung folgt.)



Belgische Infanterie an der Schelde schießt auf anrückende deutsche Truppen.

Ver. Foto-Bur. Amsterdam.

Vom belgisch-englischen Kriegsschauplatz: Deutsche Marinesoldaten mit eroberten englischen Geschützen.

Runde.

Wenn die Wiesen versinken in silberne Nacht
Und die Hügel zu friedlichen Schatten geworden:
Faß' ich es noch, daß drüben die Völker sich morden,
Ueber wenigen Bergen, in gellender Schlacht?

Leise mach' ich die Runde im feuchten Gelände,
Blühende Halme streift meine blühende Hand;
Drüben lindert der Tau der Verwundeten Brand,
Heben die Halme sich hoch wie betende Hände —
Ueber wie mancher bleich verzuckenden Hand?

Brüder, die ich nicht kenne: ihr habt es vollbracht! —
Da ich dies denkend die dampfenden Wiesen durchschreite,
klingt mir mit drohender Mahnung der Säbel zur Seite.
Durstiger trink' ich das atmende Leben der Nacht . . .

Robert Faesi (Zürich in „Wissen und Leben".)

⁂ ⁂ ⁂

Gedankensplitter.

Das Gewand, das viele Falten hat, umschließt oft wenig Inhalt. — (Die Phrase . . .)

⁂

Leute, die sich oft an den Kopf greifen, machen den Eindruck, als ob sie vergeblich etwas darin suchten.

⁂

Verliere Dich in einem anderen, aber bleibe dir selbst treu.

⁂

Sei auch im Maßhalten mäßig.

X.

Erste Aufnahme des Kronprinzen im Felde.

Phot. A. Gerschel

Eiliges Ausheben von Schützengräben an der Maas.

Phot. Berliner Ill. Ges.

Phot. A. Marburg, Hamburg.

Herrenlose Pferde nach der Schlacht.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weißl

(7. Fortsetzung.)

„Wie geht's zu Hause?" fragte Doktor Wurmser.

„Ach" — antwortete Hella — „Hans macht dem Vater viel Sorgen."

„Was ist denn mit Deinem Bruder eigentlich wieder los?" fragte Mary.

„Das ist schwer zu sagen. Ich glaube, es steckt ein Mädel dahinter, denn seit einiger Zeit ist er wie ausgewechselt."

„Ein Mädchen glaubst Du?"

„Ja, ich glaub', die Tochter vom Gärtner hier. Du weißt doch, wie harmlos und fröhlich er war, jetzt ist er immer so finster. Ganz einen wilden Ausdruck hat er manchmal im Gesicht. Und so was Scheues. Ganze Tage verbringt er außer Haus! Denk' Dir nur, er, der früher nicht wegzubringen war vom Kastell, dem es die größte Freude machte, das Gewehr über die Schulter zu werfen und hinein in den Wald zu laufen."

„Wohin geht er denn jetzt?"

„Wir wissen es nicht. Gestern war er den ganzen Tag in Wien. In der Früh mit dem Acht-Uhr-Zuge fuhr er hinein und am Abend so um halb acht Uhr kam er erst zurück."

Das Geräusch eiliger Schritte wurde hörbar. Durch die Allee kam Johann auf die kleine Gesellschaft zu.

Als der Kommissär den alten Diener erblickte, fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf.

Die Baronin rief Johann schon von weitem an: „Wollen Sie von mir etwas, Johann?"

„Ja, gnädigste Frau Baronin. Der Herr Oberleutnant läßt fragen, ob er Frau Baronin seine Aufwartung machen darf."

„Es wird uns freuen, wenn er hierher kommt. Sagen Sie dem Herrn Oberleutnant, daß wir ihn hier im Park bei der Linde erwarten."

Johann wollte wieder gehen. Aber der Kommissär hielt ihn an.

„Sie, bitte, welchen Zug haben Sie gestern benützt, als Sie in die Stadt fuhren?"

„Den Acht-Uhr-Zug, Herr Kommissär."

„Danke!"

Johann eilte wieder zum Hause zurück. Der Kommissär wandte sich an die Baronin: „Können Sie sich erinnern, wann Johann gestern abends aus der Stadt kam?"

„Ja, beiläufig. Eine halbe Stunde bevor wir zum Abendessen gingen — wir soupieren immer um halb neun. Vom Bahnhof bis hierher ist nur eine halbe Stunde, also dürfte er nach dieser Berechnung um halb acht angekommen sein!"

„So müßte Dein Bruder dieselben Züge benützt haben wie Johann?" wandte Wurmser sich wieder an Helene.

„Schon möglich."

Mary, die vielleicht den Gedankengang des Kommissärs erraten hatte, bemerkte: „Herr Doktor, Sie dürfen nicht vergessen, daß nach Baden jeden Augenblick ein Zug kommt. Die Zeitdifferenz drückt sich natürlich bei der Wagenfahrt nicht genau aus und überdies könnte das wohl nur Johann selbst genau feststellen."

„Kennt Johann den Bruder Helenens? Eigentlich," korrigierte er sich selbst, „ist die Frage überflüssig. Bei dieser nahen Nachbarschaft ist es wohl selbstverständlich, daß sie sich kennen."

„Nicht so ganz, Herr Doktor. Vor vielen Jahren hat er den Hans freilich oft gesehen. Hans war damals noch ein kleiner Knabe," antwortete Mary. „Die letzten drei Jahre hat Hans beim Militär verbracht. Er ist erst im vorigen Herbst wieder nach Hause gekommen."

„So so . . . Also er kennt ihn nicht . . ." murmelte der Kommissär.

Ehe Mary etwas erwidern konnte, trat Oberleutnant Baron Walden zu der Gruppe.

„Was Neues, Herr Doktor," fragte er, indem er in einem Korbstuhl Platz nahm.

„Vorläufig noch nichts Besonderes."

„Also hat man ihn noch nicht?"

„Ich bin noch immer auf der Suche."

„Hier bei den Damen? Wenn Ihr Beruf Sie immer mit so schönen Repräsentanten der Menschheit zusammenführt, dann sind Sie wahrlich zu beneiden!"

Dem Kommissär war es sehr angenehm, den Oberleutnant in Marys Gesellschaft zu sehen. Er hatte gestern abend keine Gelegenheit gefunden, mit dem Offizier zu sprechen oder ihn zu beobachten. Wenn in ihm auch nicht der geringste Verdacht rege wurde, daß Baron Walden in Zusammenhang mit dem Verschwinden des Schmuckstückes gebracht werden konnte, so war er ja schließlich doch eine jener wenigen Personen, die den Aufbewahrungsort kannten. Wie er jetzt den jungen, lebensfrischen Offizier mit Mary im harmlosen Gespräch sah, stieg auch nicht der geringste Zweifel in ihm auf, daß die Haltung des Offiziers eine erkünstelte sein könnte.

Doktor Wurmser begann absichtlich das Gespräch wieder auf die Vorfälle des gestrigen Abends zu lenken. Nicht, um Aeußerungen des Oberleutnants zu hören, wohl aber, um den Ton ins Ohr zu bekommen, den jener dabei anschlagen würde.

Baron Walden sprach in der unverfänglichsten, freiesten Art, die man sich denken konnte, über die Angelegenheit. Der Kommissär gewann die Ueberzeugung, daß jeder Schritt nach der Richtung nur vergeudete Zeit bedeuten würde. In dem halbstündigen Gespräch, das unter der Linde geführt wurde und ausschließlich die leidige Angelegenheit behandelte, erkannte der Kommissär aber auch, daß er an dem geraden, offenen, liebenswürdigen Mann einen wertvollen Mithelfer finden könnte, falls er dessen einmal bedürfe.

Und die halbe Stunde genügte auch dem Kommissär, um zu der Erkenntnis zu gelangen, daß der junge Offizier und die Baronin wärmer für einander fühlten, als es ein bloß gesellschaftliches Verhältnis erheischt hätte.

Doktor Wurmser fand es nur ganz begreiflich, daß die Baronin nach kurzer Zeit den Vorschlag machte, eine Promenade durch den Park zu unternehmen. Auch Hella und er begrüßten diesen Spaziergang freudig. Wenn auch die Baronin von ihrer Liebe wußte, so war es doch schöner, ganz allein mit dem geliebten Mädchen sprechen zu können. Er schritt daher mit Helene rasch voran.

Auch die Baronin war glücklich, mit Leo allein sein zu können. Wie hatte sie diesen Augenblick schon ersehnt. So vieles hatte sie ihm zu sagen!

Ungestüm faßte Leo die Hand Marys und bedeckte sie mit Küssen.

„Wo warst Du denn heute?“ fragte er sie zärtlich.

„Ich habe in Wien Besorgungen gehabt und war dann beim Advokaten.“

„Beim Advokaten?! Hast Du denn auch geschäftliche Angelegenheiten?“

„Geschäftliche Angelegenheiten gerade nicht — aber — er ist ja nicht nur ein Rechtsfreund, sondern ein alter Freund unserer Familie und besonders mir sehr ergeben. Und da hab' ich ihn halt um Rat gebeten.“

„Warst Du heute wegen dieser Halsbandgeschichte bei ihm?“ fragte Leo weiter.

„Ja, ja, wegen der Geschichte,“ antwortete Mary nachdenklich. „Aber sprechen wir lieber nicht darüber. Ich höre ohnedies den ganzen Tag von nichts anderem. Erzähle Du mir.“

„Was soll ich Dir denn erzählen. Das einzige, das mich interessiert, bist Du, höchstens noch das Rennen. Na, Gott sei Dank, der „Janko“ ist wieder famos gegangen.“

„Gottlob! Also Du hoffst?“

„Ich hoffe nicht, ich weiß bestimmt. Wenn nicht der Teufel die Hand im Spiele hat, muß ich als Erster herein.“

Mary hängte sich schwer in den Arm des Offiziers.

„Du, Leo,“ flüsterte sie mit bewegter Stimme, „es wäre schrecklich, wenn es nicht der Fall wäre. Alle unsere Hoffnungen sind auf diesen einen Ritt gesetzt.“

„Mache mich nur nicht ängstlich, Mary! Sonst werde ich nervös und dann passiert mir noch ein Malheur. Unsere Hoffnungen liegen in uns.“

Er drückte zärtlich den Arm der Geliebten und ergriff ihre Hand.

Mary zögerte einen Augenblick, dann sagte sie in bestimmtem Tone: „Du hast wirklich recht. Wenn Du auch schließlich Zweiter wirst, was tut's? Wir werden schon ein anderes Mittel finden, den Vater umzustimmen.“

„Weißt, Kind, ich denke nicht gern an diese Möglichkeit, aber peinlich wär's schon! Du weißt ja, wie die Geldleute sind, wenn man Pech hat. Sie haben dann erst recht Angst um ihr Geld und werden rücksichtslos. Sie sitzen mir ohnedies im Nacken. Das bißl jugendlichen Leichtsinn muß man gehörig bezahlen!“

„Laß nur, laß nur, Leo! Wir werden schon ein Mittel finden!“

„Nein, liebe Mary,“ antwortete der Offizier ernst und mit Nachdruck, „nicht „wir“, sondern ich!“

Sie blickte voll Hingebung zu ihm auf.

„Aber, Leo, Du und ich, wir sind doch eins!“

„Gewiß, mein Kind. Aber nicht in Geldangelegenheiten! Die laß nur hübsch meine Sorge sein!“

Mary blieb stehen.

„Was?!“ rief sie. „Das Weib, das Dich liebt, das Deine Frau werden wird, sollte nicht das Recht haben, Deine Sorgen zu teilen?“

„Das Weib, das ich liebe, soll nur die Sonnenstunden mit mir teilen!“ antwortete Leo. „Wenn ich einmal krank sein werde, dann sollst Du mein Trost, meine Stütze, meine hilfreiche Gefährtin sein. Aber in Geldangelegenheiten muß ich schon trachten, allein durchzukommen, da darf ich Deine Hilfe nicht in Anspruch nehmen. Die sind lediglich meine Sache. Geldfragen zwischen Mann und Frau — das widerstrebt meinen Gefühlen!“

„Aber geh', Leo, das sind doch so veraltete Ansichten! Schau', man spricht doch nur so davon. In Wirklichkeit könnte ich gar nicht helfen. Du kennst ja meine prekäre Situation. Du weißt ja, daß ich ganz vom Vater abhänge . . . Aber, gesetzt den Fall, ich wäre reich, sehr reich . . . oder mir würde plötzlich von Verwandten der Betrag zur Verfügung gestellt werden, den Du brauchst, um Dich zu rangieren, würdest Du meine Vermittlung wirklich ablehnen?“

„Gewiß würde ich das, mein Kind!“ sagte Baron Walden in bestimmtem Tone.

„Auch in Anbetracht des Umstandes, daß wir nicht heiraten können, bevor diese Angelegenheiten geordnet sind?“

Der Offizier nickte ernst.

„Ja, mein Herz, das ist schon so, da läßt sich nichts machen!“ bemerkte er.

Mary seufzte und ein sorgenvoller Ausdruck trat in ihre Augen.

„Wir werden halt noch ein halbes Jahr warten, das ist alles!“ tröstete Leo.

„Und opfern ein halbes Jahr Jugend, ein halbes Jahr Glück!“ murmelte Mary.

Er drückte ihren Arm fest an sich.

„O, Mary, welches Glück, wenn Du erst mein Weib bist! Wenn nichts mehr uns zu trennen vermag!“

Mary schwieg und blickte gedankenvoll in das Blätterwerk. Bei Leos heißen Worten war sie leise erschauert. Dann hob sie ihr weißes Gesicht zu ihm empor, ihre dunklen Augen leuchteten.

„Aber schau, Leo,“ meinte sie, „siehst Du nicht selbst ein, daß es eigentlich ein Widerspruch ist: wenn ich reich wäre, würdest Du doch meine Mitgift ruhig annehmen?“

Der junge Offizier richtete sich höher auf. Die Weichheit war aus seinen Zügen geschwunden.

„Liebe Mary,“ antwortete er und eine leise Ungeduld klang in seiner Stimme, „wenn Du Dich nicht in die Lage eines Gentleman, der nebenbei Offizier ist, hineinversetzen willst — denn daß Du es nicht kannst, will ich gar nicht annehmen — so kann ich Dir nicht helfen. Wenn Du es nicht verstehst, so mußt Du Dich eben ohne Verständnis meinem Willen fügen. Es ist doch etwas anderes, ob man von der Mitgift seiner Frau *mit* der Frau lebt oder ob man sich von einer Dame, die offiziell noch gar nicht die Braut ist, seine Schulden bezahlen läßt!“

Das Paar war in den sogenannten „wilden Park“ gelangt. Eine Weile schritten sie schweigend dahin, bis sie zu einer Gruppe von Blutbuchen gelangten, deren tiefrotes Laub neben den fast weißen Blättern einer Silberpappel von seltsamer Wirkung war.

Dort blieb Mary stehen und blickte Leo bittend an.

„Aber schau, lieber Leo“ — begann sie zaghaft.

Sie kam nicht weiter.

„Ich bitte Dich, über diese Angelegenheit nicht mehr zu sprechen!“

Mary sah, welch erregten Ausdruck das Antlitz ihres Bräutigams angenommen hatte. Sie kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß jedes Wort vergebens wäre.

Und obwohl es sie bedrückte, daß es ihre Vereinigung auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben drohte, freute es sie doch im geheimsten. Erkannte sie doch, wie selbstlos Leo sie liebte. Und eine unendliche Zärtlichkeit wallte in ihr auf. Kindlich schlug sie die Augen zu ihm auf, kindlich klang ihre Stimme, als sie ihn fragte: „Bist vielleicht bös auf Deine Mary?“

Ein Lächeln erhellte die Züge Leos.

„O, Du, Du! Wie könnte ich denn jemals böse auf Dich sein!“

Und mit einer ungestümen Bewegung schlang er die Arme um Mary und drückte seinen Mund auf ihre Lippen.

„Hast Du mich wirklich so lieb?“ flüsterte sie beklommen.

Er antwortete nicht, sondern drückte sie noch fester an seine Brust.

Die alten Blutbuchen rauschten über ihnen. Leise strich der Wind durch das Röhricht des Teiches.

Sie merkten es nicht. Sie sahen einander nur tief in die Augen. Die Welt um sie her war versunken . . .

„Mary!“ klang es in diesem Augenblick.

Sie schreckten empor; der Zauber war gebrochen.

Tiefaufatmend ließ er sie aus seinen Armen. Sie hob die Arme und nestelte an dem Haarknoten.

Als sie ihren Namen rufen hörte, war ihr eine leise Röte bis zur Stirn aufgestiegen.

„Wenn man uns nur nicht gesehen hat!“ flüsterte sie Leo zu.

Der sah sich um.

„Ach, wenn's nur schon Sonntag wär'!“ fuhr der Oberleutnant auf. „Damit doch einmal all diese demütigenden Heimlichkeiten aufhörten. Könnte ich nur schon ehrlich und offen vor Deinen Vater hintreten und aller Welt mein Glück zeigen!“

Und zum zweiten Male wurde Mary angerufen.

„Komm, Leo, es ist Hella! Was soll sie sich denken, wenn wir uns gar nicht melden? Ich möchte nicht, daß man uns hier findet.“

Mary wollte Leo fortziehen.

„Das geht nicht mehr. Ich sehe ihr Kleid schon durch die Bäume schimmern. Ruf' sie nur recht unbefangen her.“

Fröhlich und laut schrie sie:

„Hallo, wir sind hier!“

„Bitte, komm' hierher! Wir sind beim alten Turm! Stephan möchte mit Dir sprechen!“ hörte man Hellas Stimme schallen.

X.

Mary eilte mit Leo über die Lichtung zurück und schlug einen kleinen Seitenpfad ein, der sich zwischen Brombeergesträuch nach einer etwas höher gelegenen Wiese schlängelte.

An ihrem Rande, nahe einem kleinen Fichtenbestande, erhob sich ein uralter, massiver, halbverfallener Turm, dessen Wände dunkler Efeu teilweise umsponnen hatte. Der Turm war unbrauchbar und überflüssig. Nur weil er so romantisch wirkte, duldete man ihn noch. An der vorderen, der Wiese zugekehrten Front war eine grobgezimmerte Holztür dem alten, morschen Gemäuer eingefügt worden.

Vor diesem Tor standen Hella und der Polizeikommissär.

Helene winkte schon von weitem.

„Stephan — der Herr Doktor,“ verbesserte sie sich rasch, als sie Leos ansichtig wurde, „interessiert sich für den Turm.“

„Wenn Sie nicht an mein historisches Wissen appellieren, Herr Doktor,“ sagte die Baronin heiter, „bin ich gern bereit.“

Doktor Wurmser war Mary einige Schritte entgegengegangen und antwortete:

„Nein, verehrte Baronin, für mittelalterliche Romantik habe ich gar keinen Sinn. Was mich interessiert, müßten Dinge jüngsten Datums sein!“

„Im Zusammenhang mit dem Turm? Mit dem uralten Turm hier?“ fragte Mary erstaunt.

„Ja, im Zusammenhang mit diesem Turm!“ erwiderte der Kommissär bedeutungsvoll. „Wenigstens glaube ich, daß ein solcher Zusammenhang besteht.“

(Fortsetzung folgt.)

Tiefdruckpapiere = Kartons
liefert billigst
Jaeger'sche Papierhandlung
C. Görisch & Cie., Frankfurt a. M., Domplatz.

Der große Krieg

Eine Chronik von Tag zu Tag.

Urkunden, Depeschen und Berichte der Frankfurter Zeitung, Frankfurt a. M.

Alle 14 Tage ein Heft. — Preis 40 Pfennig das Heft.

Heft III ist erschienen.

Bestellungen nehmen alle Postanstalten in Deutschland entgegen.

Preis 80 Pfennig monatlich für 2 Hefte oder 2.40 Mark vierteljährlich für 6 Hefte.

Die sechste Auflage von Heft I und die fünfte Auflage von Heft II sind jetzt erschienen, sodaß alle Bestellungen erledigt werden können.

Hinter der Front — An die Front.

Am zweiten Mobilmachungstag wurden sie ausgehoben — alle die Helden, deren Brustweite, Sehschärfe oder auch nur Ueberzähligkeit die Paßnotiz: Ersatzreserve einstmals ergeben hatte. In der Kriegsbeorderung standen viele Paragraphen. Die meisten hatten wir gelesen und rückten vorschriftsmäßig bei der Festhalle an: in Zivilkleidung, mit einer festen Pappschachtel und Packmaterial, um dieses friedliche Bürgergewand nach der Einkleidung zurückzusenden, mit einem Paar festen Stiefeln und einem Paar bequemen Schuhen „für die Reise". Unsere von der Arbeit am Schreibpult oder Katheder, in Werkstatt und Fabriken beengte Brust weitete sich voll Begeisterung und Tatendrang, und die ungeübten Muskeln straften sich, als wir, zum ersten Male in Reih und Glied, dem gestrengen Blick eines freundlichen Feldwebels begegneten. Tausende wurden nach Jahresklassen aufgerufen, in Zügen formiert und nach stundenlangem Genuß des Sonnenbrandes zum „Diner" geführt. Einfach, aber derb, gut und reichlich: Kuppchen oder Solpersleisch mit Kraut, dazu klares Wasser. Alkohol streng verboten.

„Morgen werden Sie in Mainz eingekleidet und entsprechend Ihrer Befähigung verwandt," hatte der brave Feldwebel von den 81ern, der uns in seinem schmucken Feldgrau, mit dem Landwehr-Dienstabzeichen auf der Brust mächtig imponierte, versichert. Er mußte es ja wissen. Und selbst den Drückebergern unter uns schlug das Herz etwas hoffnungsfreudiger. „Entsprechend Ihrer Befähigung . . ." wer dachte da nicht an einen interessanten Posten, der die Entfaltung gewisser geistiger Fähigkeiten im Verwaltungsdienst, als Ordonnanz oder so was gewährleistete. Schon winkten Generalstab und hohe Ehren im Hintergrunde — —. Endlich um sechs — nein, 6.01 präzis, dampfte unser Luxuszug (Viehwagen mit eingebauten Bänken) ab; was ihm an Bequemlichkeit abgeht, ersetzt die glänzende, begeisterte Stimmung der Insassen, die zu 48 von einem Aktiven beschützt werden. Nach anderthalb Stunden sind wir in Mainz, wo wir, wie Tausende vor uns, auf einem freien Platz inmitten der Stadt und ihrer patriotisch bewegten Bürgerschaft geordnet und in Kompanien von 250 Mann eingeteilt werden. In der Mitte dampfen vertrauenerweckend einige Batterien von Feldküchen, und zum erstenmal in unserem Leben essen wir aus großen Näpfen Spakerbsen, d. h. eine dünne Erbsensuppe mit weichgekochten Speckstücken. Hygienische Bedenken wegen der Vorbenutzung unserer Eßnäpfe und Schöpflöffel — einen Eßlöffel hatte jeder nach den Vorschriften der Kriegsbeorderung bei sich — waren auch den minder Grobkörnigen unter uns in den Stunden der ersten militärischen Nivellierarbeit vergangen, und das ungewohnte Mahl mundete trefflich. Dann ging's in die Quartiere. Wir kamen in eine Schule, in deren Hof Strohsäcke lagen, und machten uns, so gut es eben ging, in Gängen, Schulzimmern und Hof unser Nachtlager zurecht. Lange floh der Schlaf die erregte Gesellschaft, in der je nach Anlage und häuslichen Verhältnissen Besorgnis mit Zuversicht, Uebermut mit Verständnis für den Ernst der Stunde wechselte. Wie oft wir an diesem Tag die „Wacht am Rhein" und „Heil Dir im Siegerkranz" gesungen hatten, weiß ich nicht — sicher ist, daß keiner von uns in seinem Leben so viel an einem Tag gestanden, soviel gesungen und soviel Speck gegessen hatte. Und damit wir auch gleich den Krieg kennen lernten, ging in der Nacht unmittelbar neben uns richtiges Maschinengewehrfeuer los, Scheinwerfer arbeiteten, der Posten am Schultor und viele andere schossen: zwei französische Flieger waren gesichtet worden. Einer soll heruntergegangen und sein leicht beschädigtes Flugzeug am folgenden Morgen gefunden worden sein.

Andern Tags ging's früh heraus, um die uns zugewiesene Tätigkeit in . . . heim aufzunehmen. Was das war, wußten wir nicht, wunderten uns nur, daß von der Einkleidung und Verwendung gemäß unseren Befähigungen gar nicht mehr die Rede war. Mächtige Regenschauer verzögerten den Abmarsch, der zunächst zu einem Munitionsdepot führte. Munition — hm — da kriegen wir wahrscheinlich erst die Gewehre. . . Also geschah es — jeder zweite Mann mußte einen Spaten und eine Hacke schultern und sein Gepäck an den Rad-

Die Ereignisse des August im Bilde

Die Kriegsnummern 1—6, die vergriffen waren, werden jetzt in einem 32seitigen Bande mit zusammenfassendem Text erscheinen. Dieser Band kostet 40 Pfg., bei direkter Zusendung unter Kreuzband 50 Pfg. Da bereits große Aufträge vorliegen, ist baldige Bestellung erwünscht.

Das Illustrierte Blatt.

barn abgeben. Die Ueberzeugung, daß diese seltsamen Waffen für in . . . heim lagernde Arbeiter oder Soldaten bestimmt seien, ließ die langgewordenen Gesichter wieder hell werden, und als nach fast vierstündigem Marsch der Kirchturm unserer „Garnison" — Orts-Unterkunft — O. U. heißt's jetzt — winkte, sah alles nach einem Exerzierplatz, Schießständen und dergleichen soldatischen Requisiten aus. Ueber die traurigen Eindrücke unserer Quartierzettel, die einzelnen Kleinbauern drei bis fünf Gäste zuwiesen, obgleich ihr Bettenbestand erheblich geringer war, hätten wir uns angesichts des richtigen Soldatentums hinweggesetzt, aber — — die Katastrophe kam in Gestalt der Eröffnung, daß die „Verwendung gemäß unseren Fähigkeiten" in der Bewältigung von Erdarbeiten, die militärische Ausbildung in der Handhabung von Hacke und Schaufel und die Uniform in unserem Zivilgewand und einer, uns am Abend zuvor umgelegten Armbinde mit der Aufschrift „Arbeiter Koup. X" bestehen sollte!

Und dann ging's los: allmorgendlich um 5 Uhr aufstehen, 5¼ Uhr antreten, 6 bis 12 Graben schaufeln, Kabel legen, Bahn bauen, Befestigungen anlegen, Schienen schleppen, und 1½ oder 2 bis 7, manchmal auch länger, desgleichen. Die Sonne brannte, und Hunger und Durst wuchsen — unsere Gesichter und Hände bräunten sich, wurden hart und derb, das anfangs unerträgliche Nachtlager zu Zweien in einem Bauernbett, auf einem Strohsack, irgendwo und irgendwie, wurde köstlich und erquickend, das kreuale Mahl mundete trefflich, der Misthaufen vorm Fenster stank nicht mehr, der Eimer ward zum vollwertigen Ersatz der gewohnten Email-Badewanne mit warmem und kaltem Kranen, Dusche, Rasierspiegel und sonstigem Komfort, und das ach so primitive Häuschen in der Hofecke verlor allgemach seinen Horror.

Wenn nur die „Posthämmel" nicht gewesen wären! Kaum senkte der erste Schlummer sich auf die Lider des müden „Kriegers", da begann das erste leise zischende „Sssst" sein Ohr zu umspielen. Und bald bedeckten prickelnde, juckende, beißende rote Punkte in lieblicher Schwellung Gesicht und Hände Hals und Ohren — kurz alles, was dem Stachel dieser blutdürstigsten unserer Feinde, der entsetzlichen Rheinschnaken, erreichbar blieb. Da haben wir denn Kriegführen gelernt. Einen verzweifelten Defensivkrieg: Erst wurde die Räucherkerze entzündet, bis das Zimmer so dick mit Rauch gefüllt war, daß man ihn schneiden konnte, dann wurden die betäubten Biester in einem Glas mit Petroleum gefangen, soweit sie sich zeigten, und schließlich rieben wir uns mit Kampferöl, Bergamottöl, Petroleum oder dergleichen ein, um in der Nacht oder am andern Morgen mit dem tröstlichen Bewußtsein zu erwachen, daß wir noch dreimal mehr zerstochen wären, hätten wir diese Vorsichtsmaßregeln unterlassen. Und mit der Zeit läßt auch diese Plage nach; der Körper bildet ein Gegengift und die Stiche verlieren ihre Wirkung.

War die Arbeit aber mal gar zu hart gewesen und die Abneigung latendurstiger oder unter den Unbilden dieses Daseins allzu sehr leidender Mannen gegen ihr Los gar zu groß geworden, dann gingen im richtigen Augenblick in den Dörfern ringsum die Fahnen hoch und vielstimmig riefen die Glocken ihr „Viktoria" in die liebliche Landschaft hinaus. Strammer dröhnte dann der Gleichschritt unserer heimziehenden Kompanie, unsere famosen, kameradschaftlichen Vorgesetzten strahlten und Soldatenlieder erklangen.

Und mit dem rüstigen Voranschreiten unserer Arbeit wuchs allgemach der militärische Geist. Die aus heterogenen Elementen zusammengeschweißte Truppe ward zu Kameraden im wahren Sinn des Wortes, die Wichtigkeit unserer anfangs verhaßten Arbeit ward uns bewußt und die äußeren Mängel unseres unsoldatischen Soldatendaseins verschwanden unter den kleinen Freuden und Erleichterungen, unter der Anerkennung unserer Vorgesetzten und der Freude an einer, wenn auch noch so bescheidenen Tätigkeit fürs Vaterland. Und als der Ruf nach Freiwilligen auch bei uns erging, da haben sich die gemeldet, die nicht Weib und Kind zu Hause lassen, eine freudige, arbeitsgestählte, pflichtbewußte Schar, die vor dem Feinde ihren Mann stehen wird wie bisher bei der Schanzarbeit. Das Bewußtsein unerschöpflicher Kraft, wie sie in unserem Volke wohnt, heißer Liebe zu dieser schönen Heimaterde, der wir durch unsere ungewohnte, unerwartete Arbeit nähergekommen sind als je zuvor, erfüllt jeden von diesen „Soldaten hinter der Front", und wir, die wir jetzt als Freiwillige hinausziehen, werden der strengen und lustigen, absonderlichen Schule gern gedenken, wenn es uns vergönnt sein sollte, als Sieger heimzuziehen.

Edgar Stern.

Ein erfreuliches Bild aus Belgien. Einer deutschen Patrouille wird in einem belgischen Städtchen von Einwohnerinnen eine Erfrischung gereicht.

Straßenbild aus Dinant.

Das Museum der schönen Künste in Antwerpen.

Ver. Foto-Kat., Berlin.

Deutsche Vorhut auf dem Wege nach Lille. Die Pferde werden in St. Amand getränkt.

Deutsche Post in Belgien.

Wirkung einer deutschen Granate im Westen. Ein Mann hat in dem Loch Platz.

Schach.

Bearbeitet von J. Mieses.

Alle auf diese Rubrik bezüglichen Zuschriften wolle man an die Schachredaktion des „Illustrierten Blattes" richten.

Aufgabe Nr. 11.

Von Dr. G. Dobbs in Commerce.

Schwarz.

Weiß.

Matt in zwei Zügen.

Lösung der Aufgabe Nr. 8.

1. Dg1—c1	Lg7—f6	1. . . .	d7—d6
2. Sc4—b6	u. s. w	2. Sc4—b6	u. s. w
1. . . .	Lg7—f8	1. . . .	Kd4—c5
2. Se3—c2+	u. s. w.	2. Sc4—e5+	u. s. w
1. . . .	Sb8×c6	1. . . .	e6—e5
2. Se3—g2+	u. s. w.	2. Sc4—b6	u. s. w.
1. . . .	d7×c6	1. . . .	beliebig anders
2. Se3—g2+	u. s. w.	2. Se3—f5+	u. s. w.

Partiestellung.

Schwarz: A. Schwalb.

Weiß: Viktor Tietz

Die vorstehende Position ereignete sich in einer vor einigen Monaten im Karlsbader Schachklub gespielten Partie. Weiß am Zuge beendigte das Spiel in brillanter Weise folgendermaßen:

1. Sd4—c6	De7—d6

Schwarz hat nichts besseres.

2. Sg3×f5!	Tb8—e8!

Auch andere Verteidigungszüge helfen nichts. Auf 2. . . . De7: gewinnt Weiß durch 3. Sfe7+. Auf 2. . . . Lf5: ist 3. Tf7:, Kf7: 4. Tf5+ die Folge.

3. Sc6—e7+!	Kg8—h8!

Auf 3. . . . Tfe7: ist die Dame verloren, auf 3. . . . Te8×e7 aber folgt Matt in vier Zügen durch 4. Dg7+, Tg7: 5. Sh6+ u. s. w.

4. Te7×d7	Dd6×d7
5. Se7×g6+	Kh8—g8
6. Dh6—g7+!	Tf7×g7
7. Sf5—h6 matt.	

Der Führer der weißen Steine, Herr Stadtrat Viktor Tietz in Karlsbad, ist ein Schachfreund, der sich nur selten im ernsten Spiele betätigte. Er hat aber schon wiederholt Proben von vollendeter Meisterstärke, gepaart mit seltener Eleganz geliefert. Die Schachwelt ist ihm übrigens zu Danke verpflichtet, denn das Zustandekommen der internationalen Turniere zu Karlsbad in den Jahren 1907 und 1911 ist zum größten Teil auf seinen Einfluß zurückzuführen. Auch für das Jahr 1915 war, wiederum auf seine Veranlassung, ein internationales Turnier in Karlsbad geplant, das hoffentlich nach glücklicher Beendigung des Krieges auch wirklich stattfinden wird.

Haus und Küche.

Melonentorte. 20 Dekagramm Butter, 4 Dotter, 24 Dekagramm Zucker, 4 Schnee, 25 Dekagramm geschälte, geriebene Haselnüsse, 10 Dekagramm Mehl. Butter, Dotter und Zucker flaumig rühren, dann der Reihe nach alles dazumischen. Die Masse in eine bebutterte, ausgefehte Form einfüllen und langsam backen. Unterdessen dünstet man würfelig geschnittene Melonen mit Zucker und Wein; diese gibt man gleichmäßig verteilt auf die gebackene Torte, gibt spanische Windmasse von 4 festen Schnee mit 2 Dekagramm Vanillezucker vermischt darüber und stellt die Torte noch so lange in die heiße Röhre, bis der Schaum bräunlich gebacken ist.

Rezepte zur Krankenkost.

Gebrannte Mehlsuppe. Zwei Löffel Mehl werden auf dem Feuer unter tüchtigem Rühren hellbraun geröstet, wodurch es leicht verdaulich wird, dann mit ¼ Liter Wasser und wenig Salz ½ Stunde langsam gekocht, durchgeseiht und mit wenig Butter verrührt serviert.

Einlaufsuppe. ½ Pfund durchwachsenes aber nicht fettes Rindfleisch wird mit Salz und nur wenig Möhre zu kräftiger Fleischbrühe gekocht. Diese läßt man bis zum andern Tag stehen, damit man die Fettschicht völlig entfernen kann, macht sie kochend, verquirlt ein Eigelb mit einem Eßlöffel geriebener Semmel, läßt die Suppe nur im Ofen ziehen, jedoch nicht mehr kochen und serviert sie.

Grießbrei. Drei Löffel voll Gries kocht man in etwa ½ Liter Milch oder halb Wasser halb Milch und wenig Salz unter öfterem Rühren auf schwachem Feuer zu dickem Brei, den man entweder mit frischer Butter durchschwenkt oder nur mit heißer Milch übergossen serviert.

Kartoffelbrei. Wenn Kartoffel erlaubt wurde, so mundet dem Kranken folgender Brei meist sehr gut: In Wasser gekochte, geschälte Kartoffeln werden rein abgegossen, mit kochender Milch zu dickem Brei gerührt und durch ein Sieb getrieben. Wenig gesalzen, auf einen heißen Teller gestrichen und mit Flöckchen von frischer Butter belegt serviert.

Gekochte Taube. Die vorgerichtete Taube kocht man nur mit Salz und etwas Kohlrabi oder einigen grünen Erbsen weich. Löst die Brüstchen aus, enthäutet sie, bereitet von der Fleischbrühe eine Einlaufsuppe und richtet die in Scheibchen geschnittenen Brüste darin an.

Spinat. Der nur mit kochendem Salzwasser überbrühte Spinat wird feingewiegt, mit wenig Wasser und Salz weich gedämpft, mit frischer Butter durchschwenkt und mit trocken gerösteten Semmelscheiben serviert. Wenn erlaubt, reiche man ein weiches Ei dazu, das nur 3—4 Minuten gekocht hat, sodaß das Eiweiß leicht geronnen, das Eigelb nur dickflüssig ist.

Gedämpfte Aepfel. In vier Teile geschnittene entkernte Aepfel werden mit wenig Wasser und Zucker gekocht, bis sie zerfallen wollen. Dann läßt man sie in eine Glasschale gleiten, völlig erkalten und serviert sie. Die Schalen legt der Kranke selbstverständlich zurück.

:: ::

Praktische Winke.

nsk. **Alle wollenen Sachen, die man ins Feld senden will,** sollte man nach Fertigstellung erst in gutem Seifenwasser gründlich durchwaschen, um die Spuren des Fleißes, Staub, aber auch das verschiedenen Garnen und Stoffen anhaftende Wollfett oder Appretur zu entfernen. Andernfalls reizen sie beim Gebrauch die Haut oder verursachen, z. B. an den Füßen, wunde schmerzende Stellen, die das Marschieren zu einer Qual gestalten.

nsk. **Die besten Pulswärmer für unsere Krieger draußen im Felde** sind jene, die den ganzen Unterarm bis über den Ellbogen bedecken, am Handgelenk eng anliegen und bis zur Mitte der Finger reichen. Damit sie zu diesem Zweck guten Halt bekommen, fügt man nicht nur, wie vielfach gebräuchlich, seitlich einen Schlitz für den Daumen ein, sondern stickt in diesen Schlitz gleich einen halben Däumling, der das obere Glied des Daumens freiläßt und doch die freie, ungehinderte Beweglichkeit desselben in keiner Weise behindert.

Schmutzig gewordenes Rohrgeflecht der Stühle wird wieder hell und rein, wenn man es mit einer Mischung abreibt, die man aus 3 Teilen Salzsäure und 100 Teilen Wasser herstellt.

Diamanträtsel.

Werden die Buchstaben richtig geordnet, so nennt die wagerechte und senkrechte Mittellinie gleichlautend den Namen einer Oper von Mozart. Die erste und letzte Reihe besteht nur aus einem Buchstaben. Die übrigen Reihen nennen, aber in anderer Folge: eine deutsche Residenz, eine preußische Provinz, eine deutsche Handelsstadt, einen Alpengipfel, einen Herrschertitel, eine Göttin, einen Dichter und eine Amphibie.

Musikalisches Füllrätsel.

Flotow	
Mozart	
Schumann	
Bellini	
Weber	
Kreutzer	

Die leeren Felder sollen mit den Titeln von den Werken der genannten Komponisten ausgefüllt werden. Werden die richtigen Namen ausgesucht, so nennen ihre Anfangsbuchstaben den Titel einer Oper von Thomas.

Zahlenrätsel.

1	6	6	1			
3	5	7	2			
2	13	3	5			
7	4	12	4			
5	8	3	7	3		
1	7	11	4	12		
6	9	2	11	5	4	
5	8	10	15	3	14	
1	6	6	3	5	3	2
6	9	2	1	10	1	12

Statt der Zahlen sollen Buchstaben gesetzt werden, so daß fünf Mädchennamen und fünf Knabennamen entstehen. Werden die Namen richtig geordnet, so nennen ihre Anfangsbuchstaben den Namen eines russischen Schriftstellers.

Auflösungen.

Rösselsprung.

Wer keinen Frühling hat, dem blüht er nicht!
Wer schweigt, dem tönt kein Echo hier auf Erden.
Wes Herz nicht dichtet, der faßt kein Gedicht!
Und wer nicht liebt, dem wird nicht Liebe werden.

Prechtler.

Vexierbild.

Bild umdrehen. Die Gesuchte steht an der linken Seite zwischen den Baumstämmen.

Schieberätsel.

Nachdruck verboten.

Verbrechergalerie 1914.

Die beiden Bilder standen in der italienischen Zeitschrift Domenica del Corriere, einem Blatt, das sich sonst nicht gerade deutschfreundlich gezeigt hat.

Ein Feldpostbrief.

Im September.

Das waren anstrengende Märsche, die hinter uns liegen, vorgestern haben wir unsere Höchstleistung getan: 58 Kilometer. Wir hatten allerdings kein Gepäck dabei, die Tornister der Leute wurden nachgefahren. Daß ich bei solchen Eiltouren nicht zum Briefschreiben kam, wirst Du begreifen. Am vorigen Donnerstag (30. Aug.) glaube ich, hatten wir bei Ribemont (dicht bei St. Quentin) ein sehr schweres Gefecht. Ich habe es nur in seinem ersten Teil mitmachen können, denn im Straßenkampf dort wäre ich bald, wenn auch nicht zu Tode, so doch zu einem Beinbruch gekommen. Als wir mit aufgepflanztem Seitengewehr unter Trommelwirbel und Vorwärtsblasen durch die Straßen stürmten, neben uns im Galopp die Artillerie auffahrend, da sah ich, wie aus dem ersten Stockwerk eines Hauses ein Mann mit Flinte auf den Hauptmann der Artillerie anlegte und feuerte — zum Glück vorbei. Anlegen und schießen war bei mir eins, und im nächsten Moment kippte der Hinterlistige gut getroffen über die Fensterbrüstung. In der Erregung bemerkte ich nicht die heransausenden Geschütze, die Pferde klemmten mich gegen die Mauer der Straße und ich hatte just noch Geistesgegenwart genug, die Zugstränge zu ergreifen. Etwa dreißig Meter weit schleppten mich die sechs Pferde fort, da bog's um die Ecke, und ich mußte loslassen. Mein Gewehr, das ich bis dahin festgehalten hatte, kam zuerst unter die Räder und knackte in drei Stücke. Dann ging mir der Vorderwagen über das linke Bein. Hätte das Gewehr den Stoß nicht abgeschwächt, war mein Bein geliefert, so ist es nur gründlich blau geworden. Davor, daß auch das Hinterrad über mich ging, bewahrte mich ein biederer Westfale, der mich zur Seite riß. Als ich ihm danken wollte, war er schon weitergestürmt. Ich bin dann in einen Garten gekrochen, wo ich liegen blieb, bis die Stellung der Franzosen genommen war. Am anderen Tage habe ich auf einem Munitionswagen der Truppe folgen müssen, dann konnte ich auch schon wieder laufen. Am Tage nach Ribemont kamen wir über das Schlachtfeld, und ich habe gestaunt über die furchtbaren Verluste der Franzosen. Es waren fast alles Turkos, afrikanische Jäger und Zuaven, die hat das edle Frankreich als Kanonenfutter in die erste Linie gestellt. Die Gefangenen erzählen, daß sie nicht hätten kämpfen wollen, daß man sie mit Bajonetten in die Stellung getrieben habe. — Am folgenden Tage sollten wir gemeinsam mit dem VII. Korps die Feste La Fère stürmen; als wir kamen, war kein Franzose mehr drin. Ebenso ging es uns bei dem verhältnismäßig stark befestigten Laon und dem kleineren La Ferté. Ein gefangener französischer Major soll gesagt haben, Siege über die deutschen Barbaren seien Dinge der Unmöglichkeit. So ist es auch tatsächlich. Wir haben bis jetzt noch nicht die geringste Schlappe gehabt. Von Sieg zu Sieg. Gestern standen uns die Franzosen wieder in sehr günstiger Stellung gegenüber, die Landwehr und Reserveleute der 91er im Verein mit der 10ten Artillerie haben sie glänzend geschlagen. Es steht nahe vor der großen Entscheidung. Wir waren zu stürmisch vorgegangen, und deshalb müssen wir heute warten, bis das . . . Korps rechts mit uns auf gleicher Höhe steht. Das . . . Korps ist gerade dabei, sich diese Position zu erkämpfen; wir hören ständig den Geschützdonner von daher. Heute früh erst hinter uns, dann neben uns und jetzt ziemlich weit vorn, ein Zeichen, daß das . . . Korps erfolgreich vorgeht. Noch eins: Gestern sind die Franzosen so eilig vor uns ausgerissen, daß sie ganze Berge von Munition für schwere Haubitzen einfach am Wege liegen ließen. Ganze Wagen voll von den sogenannten „Zuckerhüten" fielen in unsere Hände, am Straßengraben lagen die Geschosse zu Hunderten. Vor einigen Tagen habe ich Deine Cakessendung vom 19. erhalten. Herzlichen Dank, ich habe mich sehr gefreut. Heute abend muß wieder Feldpost kommen, das geht ziemlich klüngelig. Uebrigens ist vor einigen Tagen eins unserer Feldpostautos zwischen Lüttich und Laon von Räubern überfallen und weggenommen worden. Von den fünf Mann Besatzung sind vier tot, der letzte hat fünf der Räuber über den Haufen geschossen und sich dann durch die Flucht retten können. Schade, aber sowas passiert im Kriege. Dreimal habe ich ein schlechtes Bett gesehen, seit zwei Nächten liegen wir unter Gottes freiem Himmel auf wenig Stroh. Es ist ein Glück, daß es nicht regnet. Ich hätte nie geglaubt, daß der Mensch so viel aushalten kann. Aber der hält es aus und ist noch ganz vergnügt dabei. Gestern kamen wir in starkes französisches Artilleriefeuer, direkt neben mir schlug eine Bombenexplosion ein. Ein Splitter davon ist mir ans rechte Bein geflogen, hat Stiefelschaft, zwei Paar Hosen und Strumpf durchschlagen, an mir selbst aber nur eine blaue Stelle gewirkt. Euch allen herzliche Grüße von Deinem . . . .

Feldwebel.

20 Jahre Krieg will der Grey? Da muß ich auch noch mit.

Die Stimmung in Paris.

Paris erscheint wie eine ruhige Provinzstadt. Die Erregung, die sonst noch durch den Lärm der Nachrichten hervorgerufen wurde, ist jetzt einer einförmigen Regelmäßigkeit gewichen, denn pünktlich mit dem Schlag der Uhr treffen die täglichen Berichte ein. Und das Leben regelt sich nach dem Erscheinen dieser offiziellen Nachrichten, die pünktlich um 3 Uhr nachmittags und um 11 Uhr abends da sind. Viele sind bereit, sogleich zu fliehen, wenn die Neuigkeiten nicht mehr gut lauten. Unterdessen erzählen sie sich die furchtbarsten Dinge von den Deutschen. Nirgends herrscht in Paris Begeisterung oder Erregung, weder in Militär- noch in Bürgerkreisen. Selbst auf den sonst belebtesten Plätzen ist alles ruhig. Geht man auf den Bahnhof zu einem ankommenden Zug, da hört man wohl ab und zu den Jammerruf einer Frau, der eine andere eine besonders schlimme Schauergeschichte erzählt. So berichtete eine von ihrem Sohn, der drei Deutsche getötet habe und zwar mit dem Bajonett. „Er würde noch einen getötet haben," fügte sie ruhig hinzu, „aber er war noch zu jung, erst 17. Wir Franzosen haben eben zu weiche Herzen."

Phot. Berliner Ill.-Ges.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.
Ein Schuß aus einem schweren deutschen Geschütz auf ein Haus, von dem aus der Feind verständigt wurde.

Phot. Sennecke, Berlin.

Deutsch-belgische Briefmarken.

Phot. Berliner Ill.-Ges.

König Karol von Rumänien,
erlag am 10. Oktober einem Herzschlag.

Das Letzte vom Tage.

Nach Wochen der Ruhe und des Wartens haben die letzten Oktobertage wieder einen Erfolg gebracht, der sehr hoch einzuschätzen ist: den Fall von Antwerpen. Die krampfhafte Art, mit der Engländer und Franzosen den Fall dieser schweren Festung zu verkleinern suchen, beweist aufs deutlichste, wie niederdrückend er auf sie gewirkt hat. Entgegen den amtlichen Nachrichten dieser beiden Gegner steht ferner fest, daß mit dem Fall der Stadt auch eine gewaltige Niederlage der vereinigten belgisch-englischen Heere verbunden war. Zu vielen, vielen Tausenden wurden die Hals über Kopf flüchtenden belgischen und englischen Soldaten im neutralen Holland entwaffnet. Schon die holländischen Zeitungen, die sich gewiß von Uebertreibungen fern halten, sprechen von 26 000 Mann, die über die Grenze kamen. Daß ganze Truppenverbände nach Holland flohen, geht auch daraus hervor, daß sich mehrere Generale und andere hohe Militärs unter den Internierten befinden. Die Reste der Antwerpener Besatzungsarmee haben sich anscheinend mit frischen englischen Truppen vereinigt, die in Ostende angekommen sind. Mit diesen Truppen scheint sich bei Gent eine neue Schlacht zu entspinnen. Ob man dort den Deutschen ernsthaften Widerstand leisten wird, scheint fraglich, denn mit einer so schnell zusammengerafften und so zweifelhaft zusammengesetzten Armee wird man den Deutschen kaum viel zu schaffen machen. Die nächsten Tage werden darüber Aufklärung bringen. Inzwischen hat die Rückwanderung der Antwerpener Bevölkerung begonnen. Der deutsche Kommandant, Generalleutnant v. Schütz, hat eine so beruhigende Erklärung erlassen, daß die aufgeregte Bevölkerung bereits in Scharen wieder zurückkehrt. Zudem hat es sich ja herausgestellt, daß die Beschädigungen der Stadt lange nicht so groß sind, wie sie zuerst von englischer und belgischer Seite angegeben wurden. Natürlich haben unter der Beschießung einige Stadtteile leiden müssen, aber die Zahl der vernichteten Gebäude ist so gering, daß sie für eine große Stadt, wie sie Antwerpen es ist, gar nicht in Betracht kommt. Viel Schaden ist durch die Belgier selbst angerichtet worden; haben sie doch z. B. alle Petroleumlager verbrannt und dadurch die angrenzenden Häusern aufs äußerste gefährdet, so daß, als die Deutschen in Antwerpen einrückten, sie sofort mit Löscharbeiten beginnen mußten. Diese Hilfstätigkeit hat auf die Antwerpener Bevölkerung einen besonders guten Eindruck gemacht. Man kam sogleich aus den Häusern, half den Soldaten und reichte ihnen Speise und Trank.

Auf den westlichen und östlichen Kriegsschauplätzen geht es ebenfalls gut vorwärts. Mit dicken Lügen sucht man in Paris und Petersburg noch die Bevölkerung zu täuschen, aber die Tatsachen reden eine zu deutliche Sprache und werden noch deutlicher reden.

Ver. Foto-Bur., Amsterdam.

Ungewohnte Arbeit:
Deutsche Soldaten stopfen vor einem belgischen Hause ihre Strümpfe.

Druck der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Frankfurt a. M., Große Eschenheimerstraße 33-37. Bezugspreis: Vierteljährlich 90 Pfg. zuzüglich Postgebühr.
Für den Inhalt verantwortlich: Max Geisenheyner, Frankfurt a. M.

II. Jahrgang.
No. 43

13. Kriegsnummer*)

22. Oktober 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Von **Ludwig Hofmann**, Mannheim.

So gewiß die Sonne wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!

(Friedr. Schiller.)

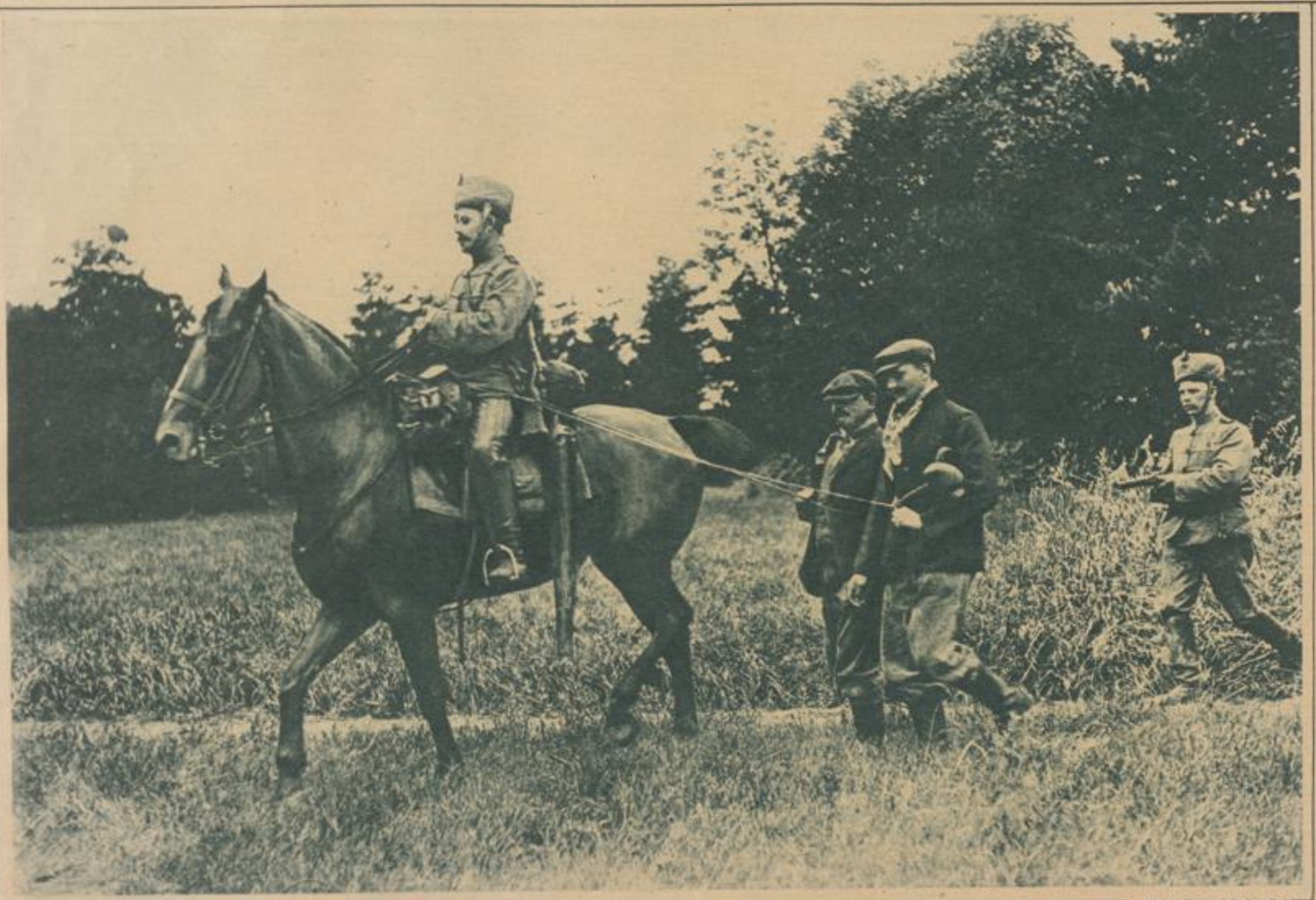
*) Die vorhergehenden Nummern können nachbestellt werden.

Umfang: 16 Seiten.

Der deutsche Siegeszug durch Belgien.

Der deutsche Siegesmarsch ist unaufhaltsam. Kaum war Antwerpen gefallen, wurden auch schon Gent, Brügge und Ostende besetzt. Immer wieder haben in den letzten Tagen die Briten versucht, unseren Erfolg zu verkleinern; werden sie auch die gewaltige Siegesbeute leugnen, die den deutschen Truppen in die Hände gefallen ist? Unmöglich ist es nicht. Schließlich aber ist das Leugnen Sache unserer Gegner, wenn wir die 500 Geschütze, die 5000 Gefangenen und die Vorräte von Millionen-Werten nur haben; das genügt uns. Inzwischen gehen in Französisch-Flandern wichtige Dinge vor. In dem eroberten Belgien kehrt Ruhe und Ordnung wieder ein. Die Geschäfte werden geöffnet und unter der zielbewußten deutschen Verwaltung beginnt sich das altgewohnte Leben wieder zu regen. In Gent ist die Ruhe der Bürger kaum gestört gewesen, und wenn nicht die deutschen Truppenmassen durch die Straßen zögen, würde man nichts von kriegerischen Ereignissen merken. Wir bringen, um unsere Leser mit der Stadt bekannt zu machen, im Bilde die schönste Kirche der Stadt und eine der schönsten Belgiens überhaupt: die St. Nicolas-Kirche. Der Bau, zum größten Teil frühgotisch, wird dem 13. Jahrhundert zugeschrieben. Jetzt hat man das Innere der Kirche modernisiert und sie so ihres eigentlichen Charakters beraubt. Ihr Besitz an Kunstschätzen ist nicht mehr der alter Tage, da auch hier wie in anderen flandrischen Städten die Bilderstürmer ihr Unwesen trieben. Ihrem Fanatismus fielen gar viele unersetzliche Werke zum Opfer. Der Hochaltar zeigt uns ein von Roose gemaltes Bild, das die Berufung des Heiligen Nikolaus zum Apostel darstellt. Eine kleine Seitenkapelle hat als Altarschmuck ein größeres Gemälde von Maes-Canini. Von dem Bild leuchtet dem Betenden die Madonna mit dem Kinde und dem kleinen Johannes entgegen. Noch manch andres Bildwerk wäre anzuführen, das die Wände dieses Heiligtums schmückt und durch seine schlichte Auffassung doppelt stark wirkt. Auch etwas Wunderliches findet man in den Säulengängen: Auf einem Pfeiler lesen wir unter einem kleinen Bilde „Hier ruht Minjau und seine Ehefrau, sie hatten zusammen 31 Kinder." In der Stadtgeschichte kann man nachlesen, daß, als Karl V. nach Gent kam, der wackere Minjau mit 21 Söhnen im Felde stand; bald jedoch sei die Pest ausgebrochen und habe seine zahlreiche Familie dahingerafft.

Die berühmte älteste Kirche von Gent
eine der schönsten Belgiens, die St. Nicolas-Kirche. Sie stammt aus dem 13. Jahrhundert.



Phot. Berl. Illustr.-Ges.

Husaren bringen Franktireurs von einem Streifzuge mit.
Dem zu Fuße folgenden Husaren wurde von den Franktireurs aus dem Hinterhalte das Pferd erschossen.

Eine Seite aus dem englischen Schuldkonto!

Belgier mit ihren Familien, die auf schamlose englische Berichte über angebliche Grausamkeiten der Deutschen zur Grenze fliehen. Nach den beruhigenden Erklärungen der deutschen Behörden hat bereits die Rückwanderung in die Städte eingesetzt.

Ver. Foto-Bur., Amsterdam.

Rhein- und Mainfahrt unter dem Roten Kreuz.

Erlebnisse eines 81ers.

Wir waren mehr oder weniger schwer verwundet oder krank aus den Vogesen heraus. Als wir bei Saales wieder deutschen Boden betraten, schlugen aller Herzen höher. Die ersten deutschen Eisenbahnbeamten begrüßten wir mit Hurra und nun ging's durch schöne deutsche Gaue, denen man den Krieg nicht mehr so ohne weiteres ablesen konnte, mit der Bahn über Schirmeck nach Straßburg.

Nach langer Fahrt kamen wir schließlich fast um Mitternacht dort unter. Es war just nach fünfwöchiger Abwesenheit. Es hätten Jahre sein dürfen, so berührte uns der Anblick des gedeckten Tisches mit Tellern, Gabeln und Messern! Und dann jeder Mann ein Bett! Ein Bett mit weißen Kopfkissen, und an der Wand für jeden ein Waschtisch mit laufendem Wasser! Es war zu viel auf einmal und fast niemand fand ruhigen Schlaf. Und als in der Nacht Sturm und Regen an den Läden tobten, da überschlich es uns eisig, da wir unserer Kameraden gedachten, die bei dem Wetter im Schützengraben lagen, die ganze Nacht im Wasser, wie wir die letzten vergangenen Nächte. Und da der Wind an den Läden rasselte, duckten wir im Halbschlaf die Köpfe unter die Decke, weil wir glaubten, die Schrapnells prasselten durch die Bäume. Am Morgen erzählten wir uns lachend unsere Träume. Wir alle hatten Franzosen erschossen, erschlagen und erstochen. Langsam wurden wir gesünder, und gestern früh mußten wir, etwa 150 Mann, räumen. Der Regen hielt weiter an. Es gab manch schweren Abschied von den Schwestern, die es so gut mit uns gemeint, und dann fuhren wir durch den Regen mit der Trambahn zum Straßburger Hafen. Da lagen zwei große Frachtkähne, Kohlen- und Fruchtkähne, wie wir sie alle kennen. Die Gefäcker, die sonst 1000 bis 2000 Ztr. Kohlen fassen, sind weiß gestrichen. In jedem stehen etwa 18 aus rohem Holz gezimmerte Betten, mit einem Strohsack und Decke. Ein Tisch, ein Eßtopf, eine Petroleumlampe und sonstiges Gerät vervollständigen die Einrichtung. Wenn nur das schlechte Wetter nicht wäre, daß man mehr auf Deck sein könnte! Selbst die einzige Dachluke, der Eingang für uns und Luft und Licht müssen wir schließen, weil es hereinregnet. Der Selbstgreifer, der sonst die Frucht und Kohle greift, senkt sich fast lautlos und holt lebende Fracht. Es sind die Schwerverletzten, die auf Bahren kommen und in den tiefen Bauch des Schiffes gesenkt werden. Einem schwerverwundeten Franzosen kommt die Sache nicht ganz geheuer vor. Er hebt trotz der Schmerzen den Kopf, zu sehen, wohin er kommt. Er glaubte sicher, er würde ins Wasser gelassen werden. Man bringt uns noch Postkarten, Zigaretten und Zeitungen an Bord. Der Schleppdampfer läßt seine Pfeife heulen — ruck, geht es hinaus, rheinabwärts. Wohin? Es fragt keiner mehr. Jeder möchte wohl nach Hause, denn wir sind meist verheiratete Landwehrleute. Aber wir haben uns abgewöhnt, zu fragen. Seit sechs Wochen ja sind wir ein Atom, ein Millionstel eines Riesenapparats, der auf den geheimen Wink irgend einer Zentralstelle arbeitet, die wir nicht sehen. Lange, trübe Fahrt.

Endlich läßt der Regen etwas nach. Wir gehen auf Deck. Schweigend winken an den Ufern die Leute. Kein Hurra; ernstes Schweigen und Grüßen. Dann kommt Mannheim in Sicht. Wir legen an. Wir steigen aus und werden in eine Halle geführt und bewirtet. Man merkt, daß man in einer reichen Stadt zu Gast ist: Suppe, Wurst und Brot, Kaffee mit Milch und Zucker, zwei Zigarren, Zeitungen und Postkarten. An das strenge Reglement, das uns verbietet, in die Stadt zu gehen, selbst denen, die Weib und Kind da haben, sind wir von der Front nicht mehr gewöhnt. Es wird viel geflucht, besonders, da wir im Schiff übernachten, das einige Meter in den offenen Rhein gezogen wird, damit es niemand verlassen kann. Früh um 6 Uhr bewirten uns wieder die braven Mannheimerinnen, und um 7 Uhr geht's ab. Rauschend geht es dem goldenen Mainz zu. Die Sonntagsglockenklänge begleiten uns. In der „Kajüte" sitzen vier beim Skat. Die die Rechte verbunden, lassen sich von den anderen ihre Feldpostkarten schreiben. Andere liegen still auf ihren Betten.

Das „goldene Mainz" strahlte wirklich in hellem Sonnenschein. Ein freundlicher alter Oberstleutnant hieß uns willkommen und sagte unter großem Beifall, daß jeder möglichst nach der Heimat komme. Dieser Umstand und die Sonne gaben gleich bessere Stimmung. Wieder wurden wir gut bewirtet. Wir schossen ein paar Böller ab, die wir den Franzosen abgenommen und freudig empfingen wir 81er unseren Frankfurter „Adler", der uns nun mainaufwärts gen Frankfurt schleppte. Welch ungewohntes Bild unterwegs. In tiefem Frieden gehen die Bewohner von Flörsheim, Rüsselsheim mit Kinderwagen mainaufwärts durch die Wiesen. In all dem Frieden kommt mir plötzlich ein Bild in den Sinn: Als wir nachts über einen Hügel marschierten und an einem Schützengraben vorbeikamen, freuten wir uns, als wir ihn von den Bayern besetzt fanden. Als wir aber näher kamen, sahen wir erst, daß alle die da lagen, das Gewehr im Arm, tot waren. Die einfachen Leute aus den kleinen Plätzen bringen Arme voll Obst, Zigarren, Zigaretten, Eier, Kaffee, Milch. Nichts fehlt. Sogar „Quetschenkuchen" ist da! Ein Boot mit begeisterten Insassen fährt zu nahe an uns heran und kentert. Leider hat hier der Krieg ein neues, unschuldiges Opfer gefordert.

Gegen Abend kommen wir in unserem Frankfurt an. Wir sind etwa 15 Frankfurter auf dem Schiff. Unsere Frauen und Kinder empfangen uns. Ein paar Autos bringen uns ins Lazarett. AN.

Das deutsche Grabdenkmal für den Kommandanten der Festung Les Ayvelles bei Mezières.

Man nennt uns Barbaren, weil wir ohne Unterlaß siegen. Der Unterliegende hat keinen Blick für das Heldische an seinem Gegner, dazu müßte er von Wut und Haß frei sein. Wenn man nun auch in Frankreich all das, was unsere Feldgrauen als das Gegenteil von Barbaren erscheinen läßt, geflissentlich übersehen wird, so wird doch das neutrale Ausland anders urteilen. Dieses Bild bedarf keiner ausschmückenden Beschreibung. Es spricht für sich. Dürfen wir hoffen, daß unseren Offizieren, die tot in Feindes Hand fallen, auch solche Grabmäler errichtet werden wie dieses, das im Waldesschatten bei Ayvelles den tapferen Kommandanten der Festung birgt? Er hatte Ayvelles tapfer verteidigt trotz einer ungenügenden Ausrüstung, fand man doch nach der Besetzung noch Mörser aus dem Jahre 1842. Betonierungen, Panzertürme und Panzerbeobachtungsstände waren überhaupt nicht vorhanden, sodaß die Granaten unserer 21 Zentimeter-Mörser in diesem schlecht armierten Fort aufs fürchterlichste hausten. Der Kommandant fiel an der Spitze seiner Leute. Deutsche Landstürmer gruben ihm das Grab und setzten die Inschrift darauf: „Hier ruht der tapfere Kommandant. Er vermochte den Fall der ihm anvertrauten Feste nicht zu überleben. R. I. P. Mit diesem Holzkreuz schlicht ehrt auch der deutsche Soldat in Dir den Helden der Pflicht. 2. Landsturm-Pionier-Kompanie. VIII. A.-K. Sept. 1914."

Auch so etwas verdient der Geschichte aufbewahrt zu werden.

Lille.

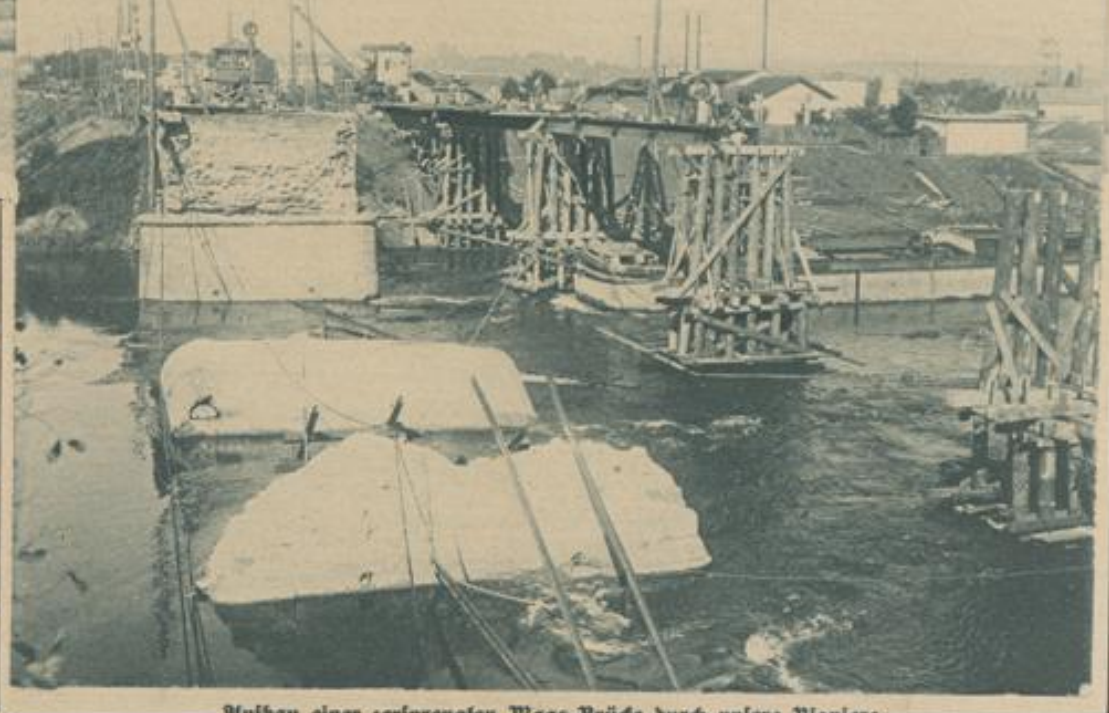
Die strategisch wichtige Besetzung von Lille durch die deutschen Truppen lenkt die Aufmerksamkeit auf diese alte Hauptstadt Französisch-Flanderns. Mehrmals in der Geschichte ist Lille Zeuge gewaltiger Schlachten gewesen. Lille, ehemals l'Isle (Insel), nach ihrer Lage Lys und Deule genannt, liegt inmitten einer fruchtbaren, an Wasserläufen und Kanälen außerordentlich reichen Landschaft. Nähert man sich, etwa von der belgischen Seite herkommend, der Stadt und besteigt bei Mouseron den „Mont" (in Flandern hat jeder Maulwurfshügel Anspruch auf den Namen Mont), so sieht man, wie gleich hinter dem Grenzbache Barchem, der von geköpften Weiden eingefaßt wird, die Landschaft aufhört. Alle hier liegenden Ortschaften gehören zum Bereiche der „Festung" Lille und alle ähneln einander außerordentlich. Lille und die benachbarten Städte sind die gewerbereichsten Orte in ganz Nordfrankreich; die Textilindustrie Frankreichs hat hier ihren Hauptsitz, es finden sich hier zahllose Spinnereien und Webereien, in denen Leinen, Baumwolle und Wolle verarbeitet werden, zahllos sind die Fabriken, in denen Posamentierarbeiten und Strumpfwaren erzeugt werden, Chemikalien, Seife, Zucker werden in Lille und den Nachbarorten hergestellt.

Brückenbau in Feindesland.

Neben vielem Anderen haben sich auch unsere Pioniere aufs beste bewährt. Sie haben Arbeit genug gefunden und haben namentlich im Brückenbau außerordentlich viel leisten müssen. Die Brückensprengung war schon immer das letzte Hilfsmittel des zurückweichenden oder fliehenden Feindes. Oft aber marschierten schon nach wenigen Stunden unsere Regimenter über die neue Brücke, die die Pioniere in Fiebereifer geschaffen. Manchmal versucht der Feind natürlich auch den neuen Brückenbau zu verhindern, feindliche Flieger kreuzen über den Arbeiten, um ihren Fortgang zu stören. Sie verlassen aber meist bald das Himmelsgelände, da die Maschinengewehre, die zum Schutz der Brücke aufgestellt sind, ihnen das Fliegen sauer machen.

Maschinengewehre zur Abwehr von Fliegern, die den Wiederaufbau zu stören suchen.

Besonders schwierig sind die Brückenbauten bei Nacht und wer einmal das Herstellen eines Flußüberganges unter dem Brüllen der Geschütze mitgemacht hat, wird diese Stunden nicht wieder vergessen. Oft zerstören feindliche Geschosse im Augenblick die mühsame Arbeit einer ganzen Stunde, Kameraden sinken getroffen in die Fluten und lodernde Fackeln geben dem Ganzen ein grausig-phantastisches Gepräge. Oft schon hätten unsere Siege nicht ausgenutzt werden können, wenn nicht unsere Pioniere so flink gewesen wären. Einmal ist es gelungen, eine Brücke noch zu retten, als die Nachhut des Feindes schon die Zündschnüre an den Bau gelegt hatte. Ein paar beherzte Kavalleristen unserer Vorhut hatten das bemerkt, sprengten über die Brücke, eilten die Böschung hinab, machten die Franzosen nieder und zerschnitten die Zündschnüre. In einer halben Stunde war das Gros des Heeres heran und warf sich auf den Feind. Der Wert der zerstörten Brücken in Frankreich und Belgien muß sich bereits auf viele Millionen belaufen. Wir können uns nicht genug preisen, daß dieser große Krieg nicht in unserem Vaterlande ausgefochten wird, sondern im Lande derer, die den Krieg gewollt.



Aufbau einer zersprengten Maas-Brücke durch unsere Pioniere.

Deutsche Truppen auf dem Marktplatz von Mecheln. Im Hintergrunde gefangene Belgier. Ber. Foto-Bur., Amsterdam.

Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eider

Nachdrucksrecht geschützt durch Karl Köhler u. Co., Berlin W. 15

(8. Fortsetzung.)

Dies war der geschäftliche Teil. War der beendet, dann kamen Wein und Zigarren auf den Tisch. Darauf folgte ein nettes, kleines Frühstück. Da gab es Kaviar und Lachsbrötchen und Schnittchen mit Braten und Jüs belegt. Ja, der Vogt war ein Feinschmecker.

Dann wurde angestoßen, getrunken und gegessen. Man kam in eine animierte Stimmung. Mancher der Bauern kam an diesem Tage zu spät zum Mittagessen nach Hause.

„Wenn es den Herren paßt, können wir die Abrechnung auf Donnerstag festsetzen," schlug der Vogt vor.

Man stimmte zu. Einige nickten mit dem Kopf, andere riefen: „Jawoll." Sie tranken Grog und spielten Solo.

Der Vogt war heute der erste, der ging. Er beteiligte sich sonst gern am Spiel, aber in der letzten Zeit war er häuslich geworden. Wo er ging und stand, schwebte ihm Megs Kindergesichtchen mit dem Flimmerhaar vor. Es ließ ihm keine Ruhe.

„Adjö, meine Herren. Lassen Sie sich nicht stören. Mich ruft die Pflicht nach Hause. Auf Wiedersehen am Donnerstag!"

„Adjüs Vogt."

Man sah seine stattliche Gestalt an dem Fenster vorbeigehen. Sie verdunkelte schier für einen Augenblick die Schenkstube. Dann spielte und trank man unbekümmert weiter. Beides geschah mit Maßen. Die Bauern wurden weder betrunken noch erregt.

Die Spielpartie war zu vieren. Jan Piper kibitzte. Er saß bald auf diesem, bald auf jenem Stuhle. Jan Bruhn und Georg Nickels hatten sich mit ihrem Grog in eine Ecke zurückgezogen. Die zweite Partie schien nicht zustande zu kommen.

Jörn Schoof gesellte sich zu den beiden. Sein halbgeleertes Kümmelglas nahm er mit und setzte es vorsichtig aufs Fensterbrett.

„Doria, Jörn Schoof ist auch noch da?"

Der Feldbergshöfer zog ein säuerliches Gesicht. Er hörte wohl den Spott aus den Worten heraus. Aber er ging nicht darauf ein. Ihn bewegten wichtigere Dinge. Vertraulich beugte er sich vor.

„Meinen Sie nicht auch, daß wir das im vergangenen Jahr ein büschen leicht genommen haben mit der Abrechnung beim Vogt? Das müßt doch von Rechtswegen alls Reihe vor Reihe nachgesehen werden."

Georg Nickels gähnte. Jahn Bruhn verzog sein Gesicht ein wenig.

„Du liebe Zeit, da hätten wir viel zu tun, was, Georg?"

„Ja — bei meiner Zeit ist es immer nicht anders gemacht worden und ist noch kein ein bei uns zu kurz gekommen."

„Aber da könnt ja der Kirchspielvogt aufschreiben, was er wollt."

„Er wird doch woll nicht."

Georg Nickels zog die Schultern hoch.

„Ich bün allmeindag kein großer Rechenmeister gewesen. Ich meine, auf 'nen Kirchspielvogt muß man sich verlassen können, sonst braucht man ja keinen."

„Ih, da ist schon mannichein mit der Kasse durchgebrannt."

„Davor ist bei Jens Hellmann doch keine Gefahr. Der verdient doch als Vogt ein schönes Stück Geld."

„Na — zu Gastereien mit Champagner und Torten und seidene Kleider und Reisen und Studieren und teure Pangschons für die Kinder, da, denk' ich, gehört doch mehr zu."

„Ei — der Düwel!"

Jan Bruhn winkte Deert Jakobs. Der beugte sich mit den Karten in der Hand vor und hörte mit halbem Ohr zu. Auch Vollmacht Nissen hob neugierig den Kopf. Jak Piper hatte den Spieltisch schon verlassen und sich zu den anderen gesetzt.

Jörn Schoof hob den mageren Zeigefinger wie ein lebendiges Ausrufungszeichen.

„Leute, Leute, das stimmt mich nicht mit die Abrechnung. Ich habe neulich dem Schreiber aufgepaßt, Sie wissen doch, Jakobs, den verfluchten Jungen, der — — —"

„Ja, ja, ich weiß schon."

„Na, wie ich bei ihm so'n büschen um die Ecke horche, wird der Bengel erst weiß wie die Kalkwand und denn rot wie'n Puterhahn. Denn gab er mich so 'ne konfusen Antworten, daß ich bei mich selbst dachte: „Junge, die Sache ist mich höllisch verdächtig." — „Darum" — jetzt trank Jörn Schoof seinen Kümmel aus — „ich will nichts gesagt haben; aber es ist Recht und Pflicht, daß wir ordentlich revidieren."

Die Bauern zuckten die Achseln und wandten sich hin und her vor Unbehagen. Sie mochten sich nicht gern aus ihrer Ruhe aufstören lassen, und konnten sich doch nicht der Einsicht verschließen, daß Jörn Schoof recht hatte.

Ja, Jörn Schoof war ein Schlauberger.

„Ich wär' überhaupt vor 'ne plötzliche Revischon. So was muß man veranstalten wie 'nen Blitz als blauem Himmel."

„Warum?"

Deert Jakobs sah ihn durchdringend an. Er hatte die Karten zusammengeschoben und hielt die Hand darauf.

„Ich bün nicht vor Plötzlichkeiten. Ich hab' das auch nicht gern, wenn mich einer überrumpelt, und ich überrumple auch meine Leute nicht beim Haferschneiden und Heumachen. Wir wollen ihm man ruhig Zeit lassen, daß er seinen Kram in Schuß bringt, und dann — denn wird es schon stimmen. Denn muß es stimmen. Da müssen wir all aufpassen. Wir kommen ja dafür auf."

Wir kommen dafür auf.

Das war ein unbequemes Wort. Das wirkte auf alle. Sie warfen die Karten mitten auf den Tisch. Der Grog wurde kalt. Was man jetzt sprach, war mehr ein Gemurmel. Klasohm, der Wirt, konnte trotz aller Neugier kein Wort erhaschen.

Georg Nickels war der erste, der aufbrach. Vollmacht Nissen und Deert Jakobs gingen zusammen nach Hause.

„Wir werden woll diesmal ein büschen besser nachrechnen müssen," meinte Deert. „Man muß solchen Leuten doch den Mund stopfen."

„Das ist all recht," brummte Detlef Nissen. Er hatte schon die ganze Zeit über getan, als ginge ihn die Sache nichts an.

„Wann ehr sollen denn die jungen Leute heiraten?" fragte sein Nachbar.

Vollmacht Nissen lachte ein hartes „Haha".

„Wenn es mich paßt. Das hat noch lange Zeit. Junge Leute müssen sich schicken lernen. Hahaha!"

Deert Jakobs zog die Stirn kraus. Er konnte nicht in das Lachen einstimmen.

* * *

Am Donnerstag Morgen, pünktlich um neun Uhr, fanden sich die Herren beim Kirchspielvogt ein.

Sie waren heute nicht so laut wie sonst. Dunkle Wolkenmassen lagen über dem Koog. Die schienen ihren Schatten bis hierher zu werfen.

„Man sollte doch meinen, daß er seine Sache in die Reihe hat," sagte Deert Jakobs besorgt. „Zeit genug hat er gehabt."

Jan Bruhn seufzte.

„Wollen's Beste hoffen."

Sie waren alle in unbehaglicher Stimmung. Ihre Würde drückte sie nieder. Was sie als ein kleines Ehrenamt angesehn hatten, wurde zu einem verantwortungsvollen Posten. Dazu waren es Dinge, die sie im Grunde gar nichts angingen, die ganz außerhalb ihrer Höfe lagen.

Sie hatten den Vogt alle gern, und jetzt, da seine Tochter in den Eschenhof einheiratete, sahen sie ihn schon sozusagen als einen der Ihrigen an. Da kam es ihnen fast als eine Falschheit vor, daß sie hier saßen und Mißtrauen gegen ihn hegten. Dazu fühlten sie seine Ueberlegenheit. Da war keiner unter ihnen, der ihm gewachsen war.

„Guten Morgen, meine Herren!"

Der Kirchspielvogt stand auf der Diele in der Haltung eines Fürsten, der Gäste empfängt, die ihm untertan sind. Wie stolz er dastand. Dagegen konnten die Bauern nicht aufkommen, wie stattlich sie auch aussahen.

Einer nach dem anderen schoben sie sich zur Tür hinein. Jörn Schoof war der letzte. Er putzte sich erst umständlich auf der Matte seine Stiefel ab.

„Wo ist denn Vollmacht Nissen?"

„Der hat's im Kreuz. Er kann knapp in die Höhe kommen."

„Ihm ist es wohl auf's Kreuz geschlagen?"

„Was denn?"

„Ach nichts. Ich meine man so."

Es war alles in guter Ordnung. Mitten im Amtszimmer stand heute der große Ausziehtisch aus der besten Stube. Darauf lagen die Bücher und die Papiere. Daneben standen einige Tintenfässer mit Federhaltern, sowie eine Kiste Zigarren, ein Tabakskasten, Aschbecher und Zündhölzer. Neun Stühle standen in Reih und Glied um den Tisch. Einen davon schob der Vogt zurück.

Nebenan in dem kleinen Privatkontor des Vogts saß der Schreiber. Er mußte gewärtig sein, falls man ihn gebrauchte.

„Diese verdammtigen Zahlen," seufzte Deert Jakobs. „Sie laufen mich durcheinander wie ein Koppel Fohlen. Wollt ihr woll!"

Er fragte, ob er sich wohl ein Blatt aus dem großen Buche reißen dürfe. Ein Bleistiftende hatte er in der Westentasche.

„Nein, nein ... Jessen, ein paar Kanzleibogen!"

Ein wenig unruhig sah der Vogt auf seine Gäste. Diese Arbeitswut war ihm etwas ganz ungewohntes.

Georg Nickels gähnte.

„Ich wollt, es wär' erst Bettzeit!"

„Ungewohnte Arbeit drückt Beulen," meinte Vollmacht Piper.

Sie saßen einer bei dem anderen, den Kopf gebeugt, die Stirn kraus gezogen. Keinem von ihnen war es wohl zumute. Der eine pustete, der andere schnaufte. Jörn Schoofs Augen fuhren wie hungrige Spatzen über's Papier. Deert Jakobs schwitzte.

Der Vogt scherzte sich die heimliche Unruhe vom Herzen fort.

„Es will nicht recht flutschen, was? Meine Frau soll uns erst mal was zum Trinken bringen. Mit nüchternem Magen ist schlecht arbeiten."

Er ging hinaus. Die Zurückgebliebenen sahen sich an.

„Mich dünkt, da ist allens in die Reihe."

„Ja, wo soll man da was finden. Da kann man lange suchen."

„Kindersleute, die Rechnerei bringt mich von Sinn und Verstand."

„Laß Dich pangschonieren, Deert!"

„Meine Meinung ist, 'ne Revischon muß veranstaltet werden wie ein Gewitter aus blauer Luft. Nun wird Wein aufgefahren. Da muß es woll stimmen."

Fast feindselig sahen sie auf Jörn Schoof, der diese Worte sprach.

Der Vogt kehrte zurück mit strahlendem Antlitz. Er hatte Meg getroffen. Sie war unter seinem Blick errötet. Solange ihn noch ein Weib liebte, herrschte er, war er ein Mann voll Mut und Kraft.

„Machen Sie Pause, meine Herren, eine kleine Pause! Es kommt nichts dabei raus."

Sie hielten auf. Nur Jörn Schoof rechnete weiter. Seine Lippen bewegten sich dabei, seine Augen funkelten gierig. Was fragte er nach Wein!

Frau Ische erschien mit einigen Flaschen Rotwein. Lall brachte Gläser. Es war von altersher Sitte, daß die Damen des Hauses die Gäste bedienten.

„Nicht zu voll, Muttchen," flüsterte Lall. „Vollmacht Karstens zuerst. Aber Muttchen!"

Muttchen hatte ein Glas mit Wein umgestoßen. Lall vertuschte es geschickt. Man stieß an auf das Wohl der Frau Kirchspielvogt. Die lief mit rotem Kopf hinaus. Lall lächelte und nickte mit ihren leuchtenden Augen ringsum. Dann ging auch sie.

„Trinken Sie aus, meine Herren, ich schenke frisch ein!" Der Vogt ging mit der Flasche herum, aber keiner der Herren hatte ausgetrunken.

„Wir wollen uns doch nicht beduseln? Der steigt ein'm bannig zu Kopf."

„Wir sollen arbeiten, Kirchspielvogt."

Sie arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts. Eine Stunde verging und noch eine. Die Bücher waren von Anfang bis Ende durchgesehen. Sie atmeten auf. Es stimmte anscheinend alles.

Der Ueberschuß betrug 12 745 Mark 65 Pfennige.

Der Vogt brachte die Kasse und schloß auf.

Das Geld klimperte auf dem Tisch. Hier Scheine, hier Gold, dort Silber und Nickel. Das Gold hatte den hellsten Klang.

„Zählen Sie nach, meine Herren. 745 Mark 65 Pfennige. Zwölftausend Mark liegen auf der Bank. Hier ist die Bescheinigung."

Zwölftausend? Jörn Schoof horchte auf.

„Jetzt unterschreiben Sie, meine Herren. Dann sind wir fertig ..." Er ging zur Tür.

„Lall, das Frühstück!"

Jörn Schoof saß noch mit der Quittung in der Hand. Seine Hand zitterte ein wenig, und auf seinen Backen brannten rote Flecke. Er war gestern extra in die Stadt gegangen und hatte sich das Bankguthaben der Gemeinde Schlichtingen vorzeigen lassen. Es betrug zweitausend Mark. Und der Vogt gab zwölftausend an? Hier auf dem Papier stand auch zwölftausend. Aber die Buchstaben standen bei Zwölf so merkwürdig gedrängt, und bei den Zahlen stand die Eins bis über den Rand hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Antwerpens Glanzzeit: Ein Fest bei Peter Paul Rubens. Der berühmte Maler empfängt seine Gäste.
(Nach einem Gemälde von Braith).

Theodor Cahn
(Unteroffizier im Bayer. Inf.-Reg. 2)

Leutnant d. R. und Ritter des Eisernen Kreuzes Daniel Walluf,
Architekt (Feldart.-Reg. 63)

Hauptmann d. R. Ernst Probst
(Inf.-Reg. 81)

Hauptmann Dr. Julius Junge
(Landwehr-Inf.-Reg. 81)

Max Weiß
Unteroffizier d. R. (Inf.-Reg. 81)

Gefallene Frankfurter.

Wir Freunde.

Von **Arnold Höllriegel.**

Wien, im Oktbr.

Ein österreichischer Mensch hatte den besten Teil seines letzten Jahrzehnts in Berlin verlebt. Da brach der Krieg plötzlich aus, und der Berliner Oesterreicher fuhr natürlich nach Wien. Er dachte: vielleicht kann man mich zu irgendetwas verwenden. Aber nein, man konnte und konnte ihn zu nichts Militärisches gebrauchen.

Er blieb aber in Wien und suchte sich durch Ausübung seines Berufes ein wenig nützlich zu machen. Wenn er aber in ein Café kam, eilten alle Bekannten auf ihn zu und fragten hastig: Was macht Berlin? Denn man denkt in Wien Tag und Nacht an Berlin, an die Freunde. Man ließ sich immer und immer wieder erzählen, was die Reichsdeutschen und die Berliner von den Oesterreichern hielten. Der Befragte sagte: „Sie haben uns immer sehr gern gehabt, aber vielleicht nicht völlig gekannt. Sie hörten oft von den politischen Unannehmlichkeiten, die wir zu ertragen hatten, und in ihrer Freundschaft war manchmal ein bißchen Mitleid. Sie sagten immerzu, wir seien so liebenswürdig, und wir dürsteten eigentlich nach anderem Lob. Aber man müßte wirklich ein sehr österreichischer Oesterreicher sein, um nur zu ahnen, wie viel gesunde Kraft in dem wunderherrlichen alten Reich noch steckte, außer der Liebenswürdigkeit. Dieses prachtvolle Aufwachen und Gliederrecken am Tage der Kriegserklärung haben in Wien nicht alle Leute vorausgesehen, geschweige denn in Deutschland. Man hätte dort den Freund auch dann liebevoll verteidigt, wenn er sich nicht so stark erwiesen hätte. Aber besser ist besser. Deutschland wird auf uns noch stolz werden!"

Der österreichische Berliner mußte das täglich wiederholen. Unterdessen kamen die Nachrichten von den ersten deutschen Siegen, und Wien

Phot. Berliner Ill.-Ges.

v. Schröder (×), der Kommandeur der deutschen Marine-Division,
die sich aufs beste bei den Angriffen auf Antwerpen beteiligte.

Der deutsche Siegeszug durch Belgien. Auf dem Wege nach Gent und Ostende passierten die Deutschen Vilvoode.
Der Uebergang über die schmale Brücke dauerte mehrere Stunden.

Der Großherzog von Hessen im Felde.

Verlag Schlesicky-Ströhlein, Frankfurt a. M.

war so unsäglich glücklich. Nur wenn man sich müde gejubelt hatte, fragte man manchmal angstvoll: Glauben sie in Deutschland am Ende nicht, daß wir weniger für sie tun, als sie für uns? Dann kamen die Tage der Kämpfe in Polen, und den Wienern und Oesterreichern verging das Denken. Wochen des fieberhaften Wartens; darin manchmal ein hell lodernder Tag des Glücks: Krasnik, Komarow — und dann ein großes Jauchzen: Hindenburg! Hindenburg! Dann blieb wieder, während sich in Galizien die ungeheuerliche russische Uebermacht langsam, langsam, Gott sei Dank so unwahrscheinlich langsam vorschob, den Oesterreichern der Atem stehen. Die Verwundeten kamen und erzählten. Wien hatte nach den ersten glänzenden Siegen in Russisch-Polen ein Fortschreiten der Offensive erwartet — jetzt begriff es allmählich, daß es sich vorläufig nur um ein zähes Festhalten handeln konnte, um eine heldenhafte Defensive gegen den viel, viel stärkeren Feind. Den Berliner Wiener duldete es nicht zu Hause, er fuhr eines Tages nach Galizien und sah sich die Sache aus der Nähe an. Als er zurückkam, wußte er erstaunliche Dinge aus dem Ringen der österreichischen Helden zu erzählen. Wie das oder das Regiment sich gegen eine Division zu halten hatte oder eine Husarenpatrouille gegen eine Sotnie, und wie viele russische Geschütze so auf ein österreichisch-ungarisches zu kommen pflegten. Und wie unvergleichlich großartig sich unsere Leute dennoch geschlagen haben; immer mit den Bajonetten auf die feindlichen Batterien los. Rückzüge, jawohl, aber Rückzüge am Abend des Sieges — nachdem man sich gezählt hatte.

Die Wiener hörten mit großen Augen zu, und die erste Frage war gleich wieder: „Wird man das nur in Deutschland begreifen? Die ganze deutsche Presse, die wir hier täglich lesen und noch einmal lesen, spricht mit gerechter Wärme von unseren Taten. Es wird aber doch auch das ganze Publikum fest davon überzeugt sein, daß wir der deutschen Waffenbrüder völlig würdig sind?“ Mit Bangigkeit fragte Oesterreich danach. Das liegt im Wesen jeder tiefen Freundschaft, daß man in selbstquälerischem Zweifel fortwährend darüber nachgrübelt, wie wohl der Freund im Geiste des Freundes aussehen möge.

Als Wien aber nach und nach völlig die unerhörte Leistung der österreichisch-ungarischen Defensive begriffen hatte, erscholl plötzlich ein Trompetensignal. Der Generalstab gab bekannt, daß deutsche Truppen jetzt neben den österreichischen stehen, daß es wieder losgeht, daß es im Tempo des geliebten Radetzkimarsches wieder losgeht. Alle Gesichter wurden hell. Aber der Oesterreicher, der in Berlin so heimisch ist, wurde gefragt, gefragt: „Nicht wahr, wenn wir jetzt siegen, dann werden die deutschen Freunde nicht sagen, daß wir ohne sie nichts ausgerichtet hätten?“

Nein, sie werden ganz gewiß nicht . . . Die deutschen Freunde sind ganz gewiß nicht geneigt, den Freund zu verkleinern, weil er in der Weltschlacht einen Augenblick heroisch zu stehen hatte, als sie eben glorreich stürmten.

Und jetzt Seite an Seite vorwärts. Wir lieben euch, deutsche Freunde.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weißl

(8. Fortsetzung).

„Ah, da wäre ich doch neugierig."

Der Kommissär führte Mary zur Tür des alten Turmes und setzte sich mit ihr auf eine breite, niedere, steinerne Bank, zwischen deren Ritzen sich junges Grün eingenistet hatte.

„Sagen Sie, Baronin, hier stand wohl ursprünglich das Schloß, nicht wahr?"

„Ja. Nicht ganz knapp, ein paar Schritte weiter rechts. Dieser Turm, aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert, wie ich glaube, ist der letzte Ueberrest des Stammschlosses meiner Familie."

„Wird er bewohnt?"

„Wo denken Sie hin!" antwortete die Baronin lächelnd.

„Wozu wird der Turm jetzt benützt?"

„Ich denke, gar nicht."

„Waren Sie schon einmal drin, Baronin?"

Die Baronin lächelte, wie in Erinnerung an frohe Kindertage.

„Einmal?! Meine ganze Kindheit habe ich sozusagen in diesem Turm verbracht. Fragen Sie nur Hella! Er hatte immer etwas geheimnisvoll Anziehendes für mich."

„Wann waren Sie das letzte Mal im Turm, Baronin?"

„Das sind natürlich viele Jahre her. Genau kann ich mich nicht erinnern. Als einmal Reparaturen hier im Hause notwendig waren und der Vater einen Ingenieur holen ließ, warnte uns dieser, den Turm zu betreten. Da verbot mein Vater den Eintritt. Seit dieser Zeit wird der Turm wohl nicht mehr besucht worden sein."

„Ich bin anderer Ansicht! Der Turm ist erst vor ganz kurzer Zeit betreten worden!" erklärte der Kommissär.

„Unmöglich! Wer sollte drinnen gewesen sein?"

„Bitte, sehen Sie selbst her!"

Doktor Wurmser führte die Baronin zu der alten Holztür.

„Betrachten Sie einmal die Klinke genau. Da sehen Sie ganz deutlich im Staub die Spuren einer Hand."

Die Baronin beugte sich nieder und antwortete:

„Seltsam, aber Sie haben recht. Wer könnte in dem alten Turm etwas zu tun gehabt haben? Kannst Du Dir das erklären, Hella? Ah, mir fällt ein, vielleicht hat der Gärtner Werkzeuge oder dergleichen hineingestellt. Das wäre ja nicht unmöglich."

„Da muß Ihr Gärtner sehr feine, aristokratische Hände haben!" erwiderte der Kommissär etwas ironisch. „Denn Sie sehen, es ist der Abdruck einer schmalen, zarten Hand!"

„Was Sie alles aus diesen Staublinien herauslesen! Ordentlich fürchten könnte man sich vor Euch Polizeibeamten!"

Der Kommissär beugte sich nieder und hob einen Knopf auf, den er der Baronin reichte.

„Kennen Sie ihn vielleicht?"

„Nein. Aber von den Kleidern des Gärtners dürfte er nicht herrühren. Es ist auch kein Knopf, wie ihn Damen tragen."

Der Kommissär nickte.

„Es ist ein Knopf, der an einem Herrenrock hing. An welchem, das will ich bald herauskriegen!"

Der Kommissär betrachtete den Knopf aufmerksam von allen Seiten. Die eingeprägte Marke war eine englische. Zweifellos ein Knopf, der zu einem eleganten Anzug gehörte.

„Gestatten Sie, daß ich den Turm besichtige?" fragte der Kommissär nach einer Weile.

„Selbstverständlich! Nur muß ich Sie aufmerksam machen, daß es gefährlich ist! Namentlich soll die Wendeltreppe, die zum kleinen Söller hinaufführt, gänzlich baufällig sein."

„An Gefahren sind wir gewöhnt, Baronin. Der Turm wird nicht gerade in dem Augenblick zusammenstürzen, da sich die Polizei für ihn interessiert."

„Hoffen wir, daß er so rücksichtsvoll sein wird!" meinte Mary lachend.

Doktor Wurmser wandte sich zum Gehen.

„Wenn die Damen gestatten, sagte er, hole ich jetzt meine beiden Agenten. In einer Stunde will ich Ihnen Bericht erstatten, was ich im Turm gefunden habe."

Der Kommissär entfernte sich gegen das Schloß zu. Dort rief er Brandtner und Raimund und befahl ihnen, ihm zu folgen.

Beim Turm zog Wurmser den Knopf, den er gefunden hatte, aus der Tasche, wickelte ihn in ein reines Stück Papier und übergab ihn dem Agenten Brandtner.

„Sie, Brandtner, ich wünsche so bald als möglich zu erfahren, an welchem Kleidungsstück hier im Schloß dieser Knopf fehlt. Er ist ganz frisch abgerissen. Das sehen Sie ja an den Fäden. Hätte er übrigens lange hier gelegen, so müßte man ihm das anmerken. Um so mehr, als es vor drei Tagen erst sehr stark geregnet hat. Vielleicht läßt sich die Sache dadurch vereinfachen, daß Sie sich hinter einen der Diener stecken."

„Das kann ich leicht machen, Herr Doktor, ich bin mit dem Leopold sehr gut. Er bedient den Herrn Baron und den Herrn Oberleutnant."

„Bravo! Das geht ja nach Wunsch! Und jetzt ans Werk! Oeffnen Sie die Tür!"

Die Querbalken wurden heruntergenommen und die eine Hälfte der Tür aufgerissen.

Der Kommissär trat in den Turm. Ein kleiner, halbrunder Raum umfing ihn, in dessen Hintergrund einige Stufen zu einer eisenbeschlagenen Tür führten. Durch eine in Mannshöhe angebrachte Luke erhielt der Raum Licht genug, so daß man sich orientieren konnte.

Aufmerksam sah sich Doktor Wurmser nach allen Seiten um.

In dem Raume standen einige Gießkannen und Geräte, wie sie Gärtner brauchen. Vermutlich diente dieser Teil des Turmes als Aufbewahrungsort für alte Geräte.

Doktor Wurmser prüfte den Boden und ging bis zu den Stufen, welche zu der zweiten Tür führten, vor. Er lächelte befriedigt.

„Sie, Brandtner, sehen Sie diese Fußspur da?" wandte er sich an den Agenten.

„Ja, Herr Kommissär! Ein schmaler, langer Fuß, ein Männerfuß. Zweifellos ein anderer als der, den wir am Eingang vorne bei den Geräten bemerkt haben."

„Wenn wir da fertig sind, nehmen wir diese Spur ab. Aber gehen Sie vorsichtig zu Werke und geben Sie sehr acht. Diese Fußspur ist vielleicht wichtig!"

An der verstaubten, verrosteten Klinke der zweiten Tür, zu welcher ein paar Stufen hinaufführten, sah Doktor Wurmser wieder den frischen Abdruck einer schmalen Männerhand. Sein Gesicht wurde immer vergnügter.

Mit äußerster Vorsicht, um diese Spur nicht zu verwischen, öffnete er dann die Tür.

Kalte, modrige Luft wehte ihm entgegen. Etwas enttäuscht blickte er sich um.

Er befand sich in einem Gewölbe, das fast vollständig leer war. In einer Ecke stand ein wurmzerfressener alter Tisch. Daneben eine rohgezimmerte Bank. Der Tisch war von Spinngeweben umzogen.

Aber man bemerkte ganz deutlich, daß das Gewebe an einer Stelle, nahe an der Bank, weniger dicht war. Es sah wie eine erst frisch überspannene Lücke aus.

Gespannt blickte Doktor Wurmser auf diesen Fleck.

„Also auch das könnte stimmen!" murmelte der Kommissär. „So also wäre der Schmutz am Ellbogen des Herrn zu erklären!"

Die Bank zeigte deutlich den Abdruck eines Menschen, der sich niedergesetzt hatte.

Hier hat er Platz genommen, und da muß er sich aufgestützt haben!" sprach Doktor Wurmser laut vor sich hin.

„Wer, bitte?" fragte der Agent.

„Jener Herr, der zu dem Knopf gehört, den Sie in der Tasche haben und dessen Fußspuren wir bis hierher feststellen konnten."

Der Kommissär dachte einen Augenblick nach. Dann schritt er in den Hintergrund des Gewölbes, den eine Wand abschloß, durch die eine Tür zu einer zweiten, kleineren Wendeltreppe führte.

Die Fußspuren, die schon im Vorraum gefunden worden waren, ließen sich einige Stufen weit verfolgen. Dann hörten sie plötzlich auf.

Doktor Wurmser dachte nach.

Der unbekannte Besucher des Turmes mußte irgend etwas gesucht haben, denn seine Spuren ließen sich kreuz und quer nach allen Richtungen hin in dem Gewölbe verfolgen. Was konnte er in diesem alten, verlassenen Turm gewollt haben? Vielleicht hatte er den Schmuck nach dem Diebstahl hier versteckt? Dann wäre es begreiflich, warum man im ganzen Hause sonst keine Spur fand.

„Sie, Brandtner, bringen Sie einmal ein paar Latten aus dem Vorraum und eine Leiter!"

Der Agent tat, wie ihm geheißen.

„So! Raimund, helfen Sie! Vor allem müssen wir mit den Brettern ein paar recht klare Spuren überdecken, damit wir sie nicht verwischen, womöglich die Gangbilder, die zur Stiege führen. Aber recht vorsichtig, bitte!"

Raimund und Brandtner vollführten den Befehl.

„Nun können wir uns wenigstens frei bewegen," sagte der Kommissär. Dann setzte er sich auf die Bank nieder und ließ die Agenten die ganze Längswand absuchen und abklopfen. Leider ohne Resultat.

Nach einer halben Stunde vergeblicher Arbeit sagte Doktor Wurmser: „Ich muß jetzt ins Schloß hinauf. Unterdessen stellen Sie ein Nachbild einer schönen, klaren Fußspur her. Auch die Handspuren an der Klinke fixieren Sie."

„Soll ich das sofort tun, Herr Doktor?" fragte der Agent.

„Ja, gewiß, sofort! Dann stellen Sie die Bretter wieder auf den alten Platz und bleiben in der Nähe des Turmes."

„Wie lange, Herr Doktor?"

„Vorläufig bleiben Sie da, bis ich zurückkomme. Wir werden dann schon das weitere besprechen."

Doktor Wurmser wandte sich nun an den zweiten Agenten:

„Sie können einstweilen ins Schloß zurückgehen, Raimund, aber nicht auf demselben Wege wie ich. Machen Sie den kleinen Umweg durch den wilden Park. Vergessen Sie wegen des Knopfes nicht. Das möcht' ich möglichst bald wissen."

„Ich werde es besorgen, Herr Kommissär!"

Doktor Wurmser trat rasch in den Garten hinaus und schritt auf dem kürzesten Wege dem Hause zu.

Der Tee wurde nicht im Boudoir der Baronin serviert wie bisher, da dieses Zimmer auf Wunsch des Kommissärs verschlossen war. Man nahm ihn in der Bibliothek.

Doktor Wurmser fond schon die ganze Gesellschaft versammelt. Die Baronin und der Oberleutnant standen beim Fenster, als der Kommissär eintrat. Hella saß mit dem alten Baron und dessen Neffen beim Tisch.

Johann bot eben Sandwiches und nach englischem Rezept geröstete Brote an.

„Na, haben Sie ihn, lieber Doktor?" fragte der Hausherr, als Wurmser zum Tisch trat.

„Ich habe ihn zwar noch nicht, aber — er ist in greifbarer Nähe!" erwiderte Wurmser heiter und unbefangen. Dabei betonte er absichtlich das vorletzte Wort.

Der alte Freiherr sprang wie elektrisiert auf.

„Was Sie nicht sagen!" rief er. „Sie kennen also schon den Dieb?"

„Darauf kann ich in diesem Augenblick noch keine Antwort geben, Herr Baron."

„Machen Sie keine G'schichten und legen Sie los!"

„Ja, die Herren von der Polizei!" bemerkte Franz spöttisch. „Gegen die sind die anderen Sterblichen blind und taub. Die hören das Gras wachsen."

Mary und der Oberleutnant waren zum Tisch getreten.

„Wenn wir auch nicht das Gras wachsen hören, Baron Rodenstein," sagte Doktor Wurmser mit kühler Höflichkeit, „so wissen wir doch in manchen Dingen rascher Bescheid als andere Menschen. Sie scheinen das nicht zu glauben. Ich hoffe, daß ich in wenigen Tagen in der Lage sein werde, gerade Ihnen das beweisen zu können!"

Baron Franz Rodenstein zuckte zusammen und blickte scheu von seiner Teetasse zum Kommissär auf. Sein Gesicht wurde um einen Schein blasser.

Der scheue Blick war dem Kommissär nicht entgangen.

Auch Mary hatte ihn bemerkt. Ihre Augen wanderten erstaunt von ihrem Cousin zu Doktor Wurmser, der ihr lächelnd zunickte. Nun heftete sie ihre Blicke beobachtend auf Franz.

Ein scharfes Ohr hätte ein leichtes Zittern der Stimme heraushören können, als Baron Franz die Frage stellte: „Warum wollen Sie denn gerade mir beweisen, daß die Polizei mehr sieht als andere Leute?"

„Weil Sie immer eine gewisse Ironie zu gebrauchen belieben, wenn Sie auf meine Tätigkeit zu sprechen kommen," antwortete Doktor Wurmser lächelnd und unbefangen.

Nach dem Tee eilte der Kommissär wieder in den alten Turm und setzte seine Nachforschungen fort, ohne etwas zu erzielen.

Enttäuscht sagte er schließlich zu seinen Agenten: „Brandtner, einige Nächte lang werden Sie und Raimund abwechselnd hier Wache halten. Auch ich selbst beabsichtige, mein Nachtquartier hier aufzuschlagen. Ja, richtig, haben Sie wegen des Knopfes schon gefragt?"

„Ja, Herr Kommissär, der Leopold hat heute früh an dem Rock des Barons Rodenstein einen Knopf angenäht, weil einer gefehlt hat."

„Des jungen Barons, des Franz Rodenstein natürlich?"

Der Agent nickte.

„Haben Sie den Rock gesehen?" fragte Doktor Wurmser.

„Ja."

„Nun? Sind es die gleichen Knöpfe?"

„Ja. Auch der Firmaaufdruck stimmt."

„Ich wußte es ja. Beim nächsten Besuch soll der junge Herr eine merkwürdige Ueberraschung erleben!"

Gefangennahme einer Abteilung Franzosen am Donon.

Nach einem persönlichen Erlebnis im Felde gezeichnet für das „Illustrierte Blatt" von Hans Jacoby (Straßburg).

XI.

Der Kottingbrunner Rennplatz entfaltete am Sonntag nachmittag großstädtisches Leben.

Die angesetzten Offiziersrennen machten diesen einen Tag zu einem kleinen Fest der Armee.

Der alte Baron Rodenstein mit seiner Tochter und seinem Neffen hatte in einer Loge Platz genommen. In der Nachbarloge saß ein strammer alter Oberst mit einer imposanten, weißhaarigen Frau, deren Antlitz noch immer Spuren großer Schönheit trug.

Auf dem Wiesenplan vor der Tribüne standen dicht gedrängt die Menschen, vorherrschend Offiziere, die dem lichten Bilde der Frauentoiletten Farbe brachten. Auf der zur Tribüne führenden Stiege stand mit einem Feldstecher Doktor Wurmser.

Der Kommissar war gekommen, weil auch Franz Rodenstein, den er nicht mehr aus den Augen lassen wollte, nach Kottingbrunn gefahren war. Wie Bluthunde auf der Fährte, so waren Doktor Wurmser und seine beiden Agenten in der letzten Woche hinter dem jungen Baron hergewesen, ohne daß bisher irgend etwas hätte festgestellt werden können, das von wesentlichem Belang gewesen wäre.

Doktor Wurmser hatte in dem zweiten Gelaß des alten Turmes sein Nachtquartier aufgeschlagen. Die ganze Woche hindurch hatte er dort den heranbrechenden Morgen erwartet. Aber niemand war gekommen.

Jetzt sah Doktor Wurmser, wie Baron Franz Rodenstein den Aktionärraum verließ und auf jenen Platz zuschritt, dessen Betreten nur vierzig Heller kostete. Mit dem Glase verfolgte der Kommissär den rasch dahineilenden Baron.

Franz schien ein bestimmtes Ziel zu haben, denn er schritt auf eine Baumgruppe zu, in deren Schatten ein junger Mann stand, mit dem er, wie es dem Kommissär schien, ein lebhaftes Gespräch begann.

Wer war der junge Mensch?

In diesem Augenblick kam Johann gerade die Stiege herauf.

Doktor Wurmser hielt ihn an. „Johann, einen Augenblick! Sehen Sie jene Baumgruppe dort drüben auf dem Vierzigheller-Platz?"

„Ja, bitte!"

„Unter den Bäumen stehen zwei Männer, die miteinander plaudern, nicht wahr? Da haben Sie mein Glas und schauen Sie sich die beiden an. Kennen Sie sie?"

Johann nahm etwas umständlich den Feldstecher des Kommissärs und richtete ihn nach der Baumgruppe. Ein Ausruf des Staunens entfuhr ihm.

„Nun, wer ist's?"

„Das ist ja unser junger Herr Baron!"

„Ja freilich ist er es! Das habe ich schon gewußt. Aber wer der andere ist, möchte ich gern wissen."

„Der andere? Ja, ich weiß nicht recht, aber mir kommt so vor, als ob ich ihn kennen müßt'. Na, ich will lieber nix sagen —."

„Passen Sie auf, Johann! Ich brauche Sie notwendig! Wohin wollten Sie jetzt so eilig?"

„Zum gnädigen Herrn Baron. Er hat seine Zigarrentasche im Wagen liegen lassen, ich hab' sie ihm bringen wollen."

„Geben Sie mir die Tasche her, ich werde sie ihm bringen. Sie gehen jetzt gleich hinüber zu der Baumgruppe, wo Sie den jungen Herrn Baron stehen sahen, und sehen sich den anderen Mann genau an. Kommen Sie dann wieder herüber und melden Sie mir, wer er ist."

Johann wandte sich zum Gehen.

Doktor Wurmser schritt zur Loge und reichte dem alten Baron über die Brüstung die Zigarrentasche.

„Danke vielmals! Aber warum haben Sie sich bemüht?"

„Ich habe die Tasche Johann abgenommen."

„Das war sehr liebenswürdig von Ihnen, aber sagen Sie mir nur, warum? Wo ist der Johann?"

„Pardon, aber ich habe mir erlaubt, ihn zu einer kleinen Arbeit im Dienste unserer Sache zu verwenden."

Der alte Baron schüttelte lächelnd den Kopf. „Nein, diese Kriminalisten! Hören Sie, sogar auf dem Rennplatz finden Sie keine Ruhe!"

„Hier weniger als anderswo!" antwortete Doktor Wurmser nachdrucksvoll.

Mary hatte sich bei den Worten des Kommissärs rasch umgedreht.

Da sich der alte Boran wieder seinem Jugendfreunde, dem Obersten Baron Walden, der in der Nebenloge saß, zuwandte, trat sie an die rückwärtige Brüstung und fragte den Kommissär leise: „Was gibt es?"

„Sagen Sie, Baronin, kennen Sie vielleicht zufällig jenen Menschen dort, der drüben auf dem Vierzigheller-Platz — dort links in der Ecke bei der Baumgruppe — mit Ihrem Kusin so eifrig spricht?"

Die Baronin wandte ihr Glas nach der Richtung und setzte es sofort wieder ab.

„Freilich kenne ich ihn. Es ist Hans, der Ziehbruder Helenens."

„Jener junge Mann, von dem wir unlängst bei der Linde sprachen?"

„Ja," bestätigte die Baronin.

„Verzeihen Sie, es wäre nicht unwichtig, aber ich meine jenen, der am selben Tag wie Johann in die Stadt gefahren ist."

„Ja, ja, ganz richtig, den meine ich! Warum finden Sie es eigentlich merkwürdig, daß Baron Rodenstein mit ihm spricht? Er ist der Ziehsohn seines Kastellans."

(Fortsetzung folgt.)

Feldpost-Briefe
Schokolade u. Pfefferminz
80 Pfg.
Gebr. de Giorgi
Frankfurt a. M.,
Liebfrauenstraße 3.

Dokumenten-Ordner
unentbehrlich
mit
12 Karton-Taschen 58 × 27 M 5.75
8 Leinen- „ 55 × 24 „ 6.50
12 „ „ 58 × 27 „ 12.—
Die Ordner sind beliebig ausdehnbar u. m. Inh.-Verz. versehen.
Lieferung gegen Nachnahme oder Voreinsendung d. Betrages
Wilhelm Büttel, Hoflf.
Frankfurt a. M., Goethestr. 23.

Photothek, Berlin.

Hurra die Feldpost!

Vom östlichen Kriegsschauplatz. Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft.

Verlag Schlesicky-Ströhlein, Frankfurt a. M.

Morgenstimmung im Felde. Ulanen vor dem Abrücken.

In der französischen Festung Blaye sind 1600 deutsche Gefangene untergebracht.

Schach.

Bearbeitet von J. Niesz.

Die nachstehende Partie wurde im Meisterturnier zu Mannheim am 24. Juli 1914 gespielt.

Damenbauernspiel.

Marshall. Weiß.	Fahrni. Schwarz.
1. d2–d4	d7–d5
2. Sg1–f3	e7–e6
3. c2–c4	c7–c6
4. Sb1–c3	Sb8–d7
5. c4×d5	e6×d5
6. Dd1–b3!	. . . .

Diesem Zuge liegt ein feiner Plan zu Grunde.

6.	Sg8–f6
7. e2–e4!	Sd7–b6

Auf 7. . . . Se4 würde 8. Se4: de 9. Sg5. Df6 10. Lc4 zum Vorteil für Weiß gelegt sein.

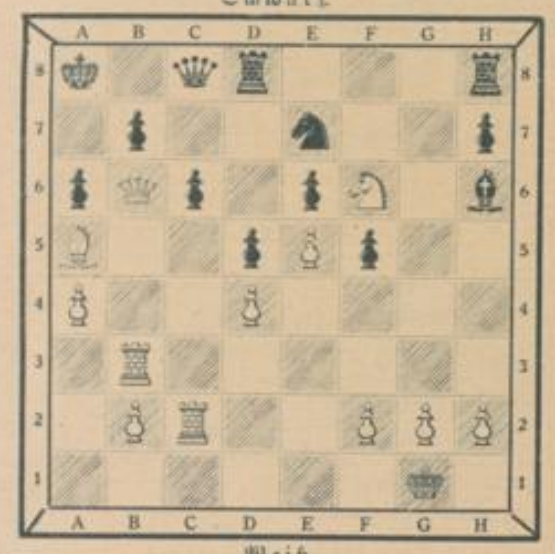
8. e4–e5	Sf6–g8

Die bessere Spielweise ist 8. . . . Se4 9. Se4: de und, falls 10. Sg5 so 10. . . . Dd5. Schwarz kommt nach dem Tertzuge in Nachteil

9. Lf1–d3	Lc8–e6
10. Sf3–g5	Dd8–d7
11. Sg5×e6	f7×e6
12. 0–0	g7–g6

Stellung der Partie nach dem 27. Zuge von Schwarz.

Schwarz.



Weiß.

13. Lc1–g5		Lf8–e7
14. Lg5–d2		Le7–f8

Ein eigenartiges Manöver, bei dem Weiß glatt ein Entwickelungstempo gewonnen hat. Schwarz kann eben den Sg8 nur über e7 entwickeln

15. Ta1–c1		Sg8–e7
16. a2–a4		Se7–f5
17. Se3–e2		Sb6–c8
18. Ld3:	f5	g6: f5
19. Se2–f4		Sc8–e7
20. Sf4–h5		Se7–g8
21. Tc1–c3		0–0–0

Daß die Rochade mehr als riskant ist liegt auf der Hand, aber Schwarz ist eben positionell bereits total überspielt.

22. Tf1–c1		a7–a6

Es drohte der Vorstoß a4–a5–a6.

23. Db3–b6		Sg8–e7
24. Tc3–b3		Kc8–b8
25. Ld2–a5		Lf8–h6
26. Sh5–f6		Dd7–c8
27. Tc1–c2		Kb8–a8
28. Db6–b4!	. . . .	

Hierauf gewinnt Weiß zum mindesten die Qualität.

28.	e6–e5	
29. Tc2×c5	Se7–c6	
30. La5–d8	Th8×d8	
31. Db4–b6	Lh6–f8	
32. Tc5–c2		Lf8–e7
33. Tb3–c3		Td8–h8
34. Tc3×c6		b7×c6
35. Tc2×c6		Dc8–b7
36. Db6×a6+		Db7×a6
37. Tc6×a6+		Ka8–b7
38. Ta6×e6	Schwarz gab auf	

Für das „Ill. Bl." gezeichnet von Hans Bohn.

Goddam, da läuft ja noch ein Neger herum, der nicht gegen die Germans eingekleidet ist.

Haus und Küche.

Praktische Winke.

Kaffeeflecke in Seide müssen auf frischer Tat entfernt werden, wenn sie restlos verschwinden sollen. Man gibt etwas Ochsengalle in kaltes Wasser, verreibt es mit Watte darauf und entfernt mit reiner **Watte** und klarem Wasser die letzten Spuren davon.

Die Holzwürmer aus Möbeln zu vertreiben, spritze man reichlich Terpentinspiritus mittelst feiner Spritze oder eines Maschinenölkännchens in die Löcher.

Diamanträtsel.

1. Konsonant
2. Farbe
3. Preußischer General
4. Stadt in Südwest-Afrika
5. Eine eroberte Stadt
6. Bekannter General-Feldmarschall
7. Eine Alkoholart
8. Stadt auf Ceylon
9. Stadt in Sachsen
10. Japanischer Staatsmann
11. Konsonant.

Die mittlere, senkrechte und waagrechte Reihe bezeichnen einen in letzter Zeit viel genannten Deutschen.

Auflösungen.

Diamanträtsel.

Musikalisches Füllrätsel.

Flotow	Martha
Mozart	Idomeneus
Schumann	Genoveva
Bellini	Nachtwandlerin
Weber	Oberon
Kreutzer	Nachtlager

Mignon. (Thomas.)

Zahlenrätsel.

Luise	Ludwig
Emil	Sara
Oskar	Thekla
Theodor	Otto
Ottilie	Ilse

Leo Tolstoi.

Nachdruck verboten.

Poincarés Traum — — —

— — — des Zaren Erwachen.

Für das „Illustrierte Blatt" gezeichnet von H. Uhl, Frankfurt a. M.

Deutsche Mode.

Nr. 2757. **Lungenschützer aus Flanell.** Für den überaus praktischen Lungenschützer verwendet man weißen Flanell und Trikotstoff. Die Ränder werden gegenseitig eingeschlagen und abgesteppt oder mit einem weichen Band eingefaßt. Die Länge der gleichen Teile kann man auch gleich lang einrichten; sie beträgt etwa 35 Zentimeter von der Schulter zu einer Breite von 24 Ztmtr., die Achselbreite ist 5 Ztmtr. Ein Achselteil wird übergeknöpft, der andere erhält Stoffbruch. Erforderliches Material: 70 Ztmtr. Stoff, 25 Ztmtr. breit oder 40 Ztmtr. von 50 Ztmtr. Breite.

Nr. 2758. **Unterbeinkleid aus Flanell oder Seide.** Als Material für das Beinkleid verwendet man in Anbetracht der besonderen Umstände Flanell oder Baststeide. Manche Frau hat vielleicht ein nicht mehr modernes Baftkleid liegen, das hierfür sehr gut verwendet werden kann. Die Beinlinge, die die übliche Länge zeigen, werden oben zwischen die doppelten Stofflagen eines Bundes gesteppt. In Bundhöhe sichtbarer, im übrigen verdeckter Knopfschluß. Der linke Rand wird hierfür 3 Ztmtr. breit besetzt und erhält eine ebenso breite doppelte Knopflochleiste untergesteppt; dem rechten Rand wird der Untertritt mit den Knöpfen angefügt. Erforderliches Material: etwa 2 Meter Stoff, 84 Zentimeter breit.

Nr. 2759. **Kleid mit Säumchengarnitur.** Die Garnitur des schlichten Kleides, das auch als Vorlage für ein einfaches Haus- und Arbeitskleid dienen kann, besteht in Säumchen. Rücken- und Vorderteile garnieren je drei schmale Säumchen. Den vorderen Knopfschluß der Futtertaille, die jedoch auch fortfallen kann, deckt eine breite Falte aus schrägem Stoff; hier seitlicher Druckknopfschluß. Glatter, rückwärts schließender Stoffstehkragen oder Wäschekragen. Der Blusenärmel ist oben eingereiht und tritt unten, ebenfalls eingereiht, in ein gerades Bündchen aus doppeltem Stoff. Der Rock besteht aus drei Bahnen, wobei die Vorderbahn schmal aufgesteppt ist. Man steppt den Rock am besten der Taille auf und deckt den Ansatz durch den ebenfalls aufgesteppten Gürtel, der mit der Vorderbahn nach links überhakt. Am unteren Rockrand zwei schmale Säume. Erforderliches Material: etwa 6 Meter Stoff, 80 Zentimeter breit.

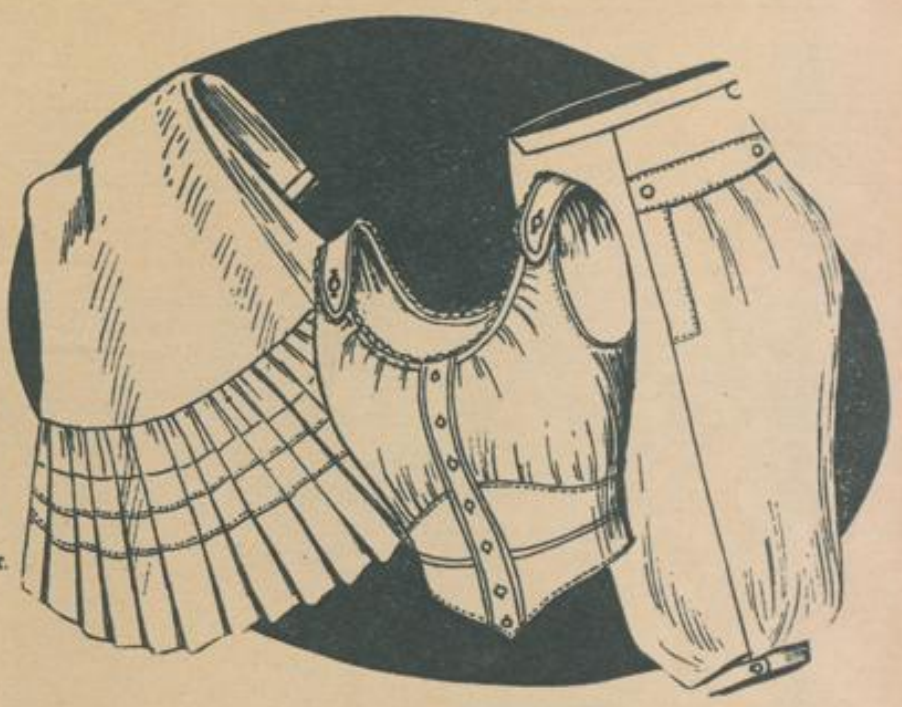
Nr. 2757. **Lungenschützer aus Flanell.**
Nr. 2758. **Unterbeinkleid aus Flanell oder Seide.**

Nr. 2759. **Kleid mit Säumchengarnitur.**
Für Krankenpflegerinnen.

Nr. 2760. **Unterrock mit Plisseevolant.** Unsere Abbildung zeigt einen praktischen und doch auch hübschen Unterrock, der sich vorzüglich für Pflegerinnen eignet. Je nach der körperlichen Beschaffenheit verwendet man dünneren oder dickeren Stoff, wie Moiree, Tuch und ähnliches. Der glatte Oberteil besteht aus drei Bahnen. Für den unteren Teil sind gerade Stoffbahnen in zwei schmale Säumchen gesteppt und dann in Plisseefalten gelegt, die gut gebügelt werden müssen. Erforderliches Material: etwa 3 Meter Stoff, 1,10 Meter breit.

Nr. 2761. **Leibchen mit Gürtelteil.** Unter den Pflegerinnen gibt es viele, die kein Korsett tragen, während andere wieder dringend desselben bedürfen. Wir bringen hier mit Abb. 2761 ein Leibchen mit festem Gürtel, das sehr gut als Korsettersatz dienen kann. Als Material verwendet man festen Köpersatin oder Drell. Dem glatten Rückenteil werden die nach vorn überknöpfenden Träger angeschnitten. Der nahtlose Vorderteil wird an seinem oberen und unteren Teil etwas eingereiht, um die erforderliche Brustweite zu erreichen. Der untere Rand ist aus doppeltem Stoff bestehenden Gürtelteil zwischengesteppt; diesem ist im Taillenschluß des Haltes wegen eine schmale Schrägblende aufgesteppt. Den Schluß sichert je eine doppelte, abgesteppte Blende, die den Knopfschluß aufnimmt. Die Armlochränder macht eine Schrägblende sauber, während den Ausschnittrand ein Langettenstreifen begrenzt. Erforderliches Material: etwa 1,20 Meter Stoff, 80 Zentimeter breit.

Nr. 2762. **Reformbeinkleid.** Eine unentbehrliche Bekleidung ist das Reformbeinkleid, das wohl etwas plumper ist als das enganliegende, mit Gummizug versehene Beinkleid, dafür jedoch bedeutend praktischer. Man arbeitet es aus weichem Wollstoff und füttert den Gurtteil mit hellem Futter. Der rückwärtige Beinkleidteil erhält einen geraden Bruch am oberen Rand, dem die Knopflöcher eingefügt werden. Am Seitenschlitz gefütterte Leiste. Am unteren Beinlingrand schmales Bündchen mit Knopfschluß. Erforderliches Material: etwa 1,75 Meter Stoff, 1,10 Meter breit.



Nr. 2760. **Unterrock mit Plisseevolant.**
Nr. 2761. **Leibchen mit Gürtelteil.**
Nr. 2762. **Reformbeinkleid.**

Praktische Liebesgaben.

Nr. 2763. **Kniewärmer in Strickarbeit.** Unsere Abbildung zeigt einen Kniewärmer mit eingearbeitetem Knie. Man beginnt die Arbeit mit diesem Kniestück, und zwar macht man einen Anschlag von etwa 10 Maschen bei Verwendung der üblichen Strumpfwolle (Kamelhaarwolle). Man strickt hin- und zurückgehend immer rechts oder abwechselnd eine Reihe rechts und eine Reihe links. Zur Erweiterung nimmt man an jedem Ende der Nadel je eine Masche zu; man nimmt hierzu den Querfaden zwischen zwei Maschen auf und strickt ihn verschränkt ab. Hat man im ganzen 110 Maschen auf den Nadeln (man hat sie inzwischen auf drei Nadeln verteilt), nimmt man an jeder Reihe wieder zwei Maschen ab, bis noch zehn Maschen vorhanden sind und strickt Anschlag- und Endmaschen zusammen. Nun muß man die Maschen des oberen Randes, also die Randmaschen, auffassen und strickt auf vier Nadeln etwa 40 Reihen eine rechts, eine links. Das Bündchen wird mit fünf feineren Nadeln etwa 50 Reihen hoch gearbeitet. In gleicher Weise wird der untere Rand aufgenommen und ergänzt. Erforderliches Material: etwa 120 Gramm Wolle.

Nr. 2764. **Schal in Strickarbeit.** Für den Schal, der in einer Länge von etwa 80 bis 100 Zentimeter gearbeitet wird, verwendet man dunkel melierte Sportwolle, von der etwa 100 Gramm erforderlich sind, und zwei starke Holzstricknadeln. Man kann ihn verschiedentlich arbeiten: durchgehends rechts, durchgehends patent oder abwechselnd eine Masche rechts, und eine Masche links gestrickt. In diesem Falle gebraucht man einen Anschlag von 30 Maschen, wobei weder zugenommen oder abgenommen wird. Die Patentstrickerei wird wie folgt gearbeitet. 1. Reihe: 1 M. abheben, Rechtsumschlag auf die rechte Nadel, folgende Masche abheben und die nächste rechts abstricken, dies wiederholt sich vom Rechtsumschlag ab. 2. Reihe: 1 Masche abheben*, dann die in der vorhergehenden Reihe abgestrickte Masche mit einem Umschlag abheben, die nächste Masche und den Umschlag zusammenstricken. Dies wiederholt sich von * ab in allen Reihen.

Nr. 6763. **Kniewärmer aus Strickarbeit.**
Nr. 2764. **Schal in Strickarbeit.**
Nr. 2765. **Pulswärmer mit Daumen aus Strickarbeit.**

Nr. 2765. **Pulswärmer in Strickarbeit.** Unsere Vorlage veranschaulicht Pulswärmer, wie sie von der Heeresleitung verlangt werden. Sie reichen oben bis zum Armansatz und decken vorn den Daumen vollständig, die Hand zur Hälfte. Man beginnt die Arbeit mit einem Aufschlag von etwa 74 Maschen auf vier Nadeln, strickt 22 cm hoch je 2 rechts, 2 links, wobei man nach je 4½ cm je 2 Maschen in der Runde abnimmt, so daß man in 22 cm Höhe noch 66 Maschen auf den Nadeln hat. Nun wird wieder 22 cm hoch, 2 rechts, 2 links weiter gestrickt. Für das Handgelenk strickt man 10 Reihen entweder mit feineren Nadeln oder 1 Masche rechts verschränkt, 1 links. Für den Handteil werden wieder die dicken Nadeln verwendet und zunächst 3 Reihen glatt gestrickt, worauf der Zwickel für den Daumen beginnt. Hierfür sind in der 2., 6., 10., 14., 18., 22., 26. und 30. Runde je 2 Maschen zuzunehmen, und zwar beginnt man die 2. Nadel der 2. Runde mit 1 Masche links zu stricken, dann 1 Masche zunehmen, 2 Maschen rechts stricken, 1 Masche zunehmen, 1 Masche links und die Runde fertig stricken. Nach der 30. Runde sind für den Daumen, der bis jetzt 16 Maschen zählt, 6 Maschen neu aufzuschlagen; diese 22 Maschen werden auf 3 Nadeln verteilt, strickt dann 23 Runden und spitzt wie bei einem Strumpf zu. Nun legt man an den stehengebliebenen Maschen den Faden neu an und strickt noch etwa 6 Runden, worauf man abkettet. Erforderliches Material: etwa 100 Gramm graue Strickwolle.

Schnittmuster zu vorstehenden Abbildungen in den Normalgrößen 42, 44 und 46 liefert unsere Expedition an Abonnenten zum Preise von 35 Pfg. pro Stück gegen Voreinsendung.

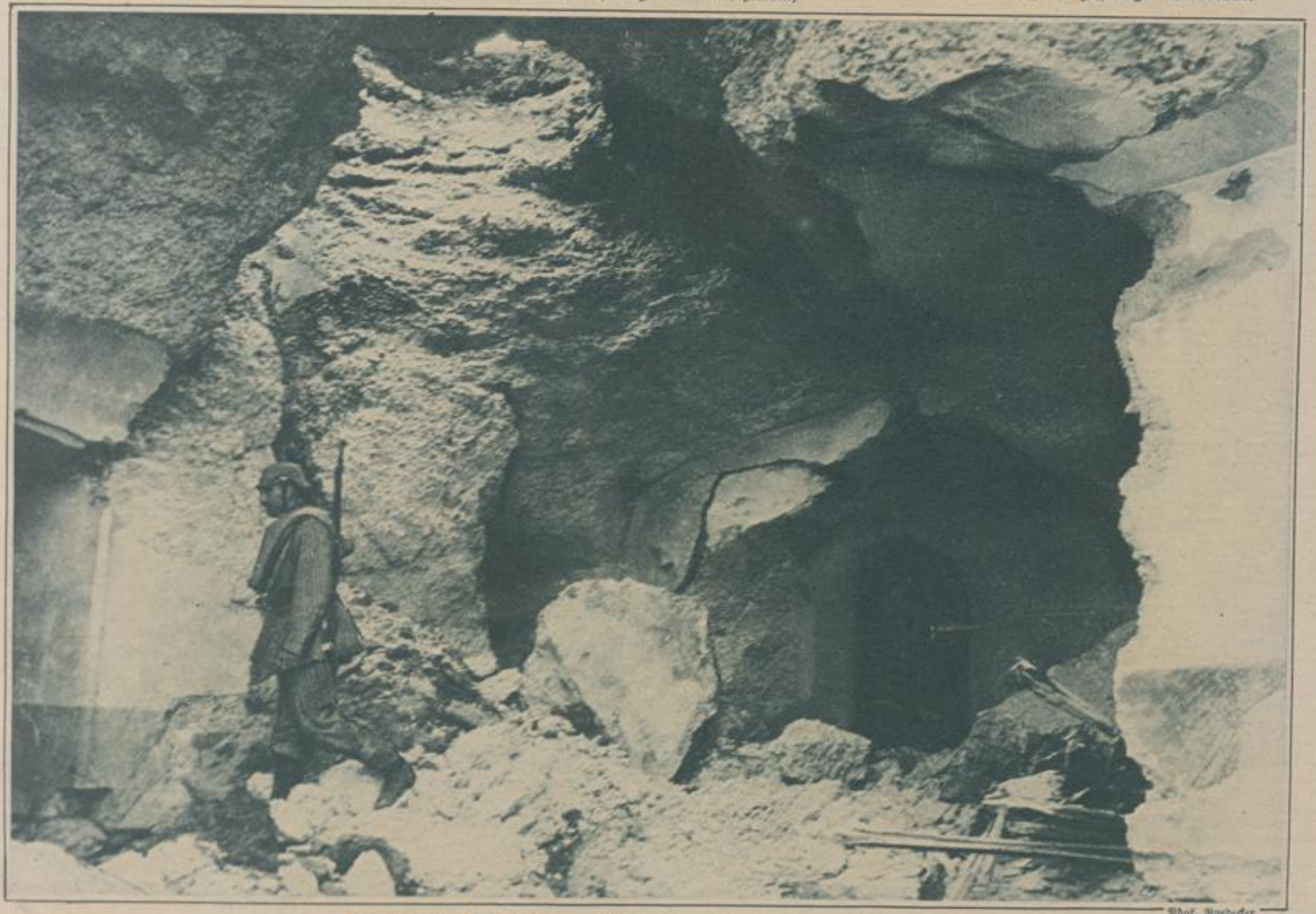
Generalleutnant v. Morgen,
der deutsche Führer an der Suwalki-Lyckinie.

Hofphot. Tellgmann.
Mit Liebesgaben zur Front.

Phot. K. Gutschmann.
Die Deutschen in Antwerpen.
(Im Hintergrunde die Kathedrale.)

Phot. K. Gutschmann.
Marchese di San Giuliano †
der dreibundfreundliche italienische Minister des Aeußern.

Schlecht gesprengte Maasbrücke.



Phot. Boedecker.
Das Loch, das ein 42 cm-Geschoß im Fort Wavre gerissen hat.

Druck der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Frankfurt a. M., Große Eschenheimerstraße 33/37. Bezugspreis: Vierteljährlich 90 Pfg. zuzüglich Postgebühr.
Für den Inhalt verantwortlich: Max Geisenheyner, Frankfurt a. M.

II. Jahrgang.
No. 44

14. Kriegsnummer*)

29. Oktober 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Feldbegräbnis.

Nach der Schilderung eines Beteiligten gezeichnet von Hermann Klimsch (München).

*) Die vorhergehenden Nummern können nachbestellt werden.

Umfang: 16 Seiten.

Phot. K. Zenerle.

Ein zusammengeschossenes Fort des Antwerpener inneren Festungsgürtels.

Phot. Max Neutwich.

Einschiffung afrikanischer Truppen in Algier.

Die Bayern in den Vogesen. Marsch einer Proviant-Kolonne. Phot. Ed. Frankl.

Etwa 5 Liter Naturwein

müssen ihre edelsten Bestandteile abgeben
für eine einzige Flasche

Asbach „Uralt"

alter deutscher Cognac.

Ein vaterländisches Erzeugnis, in Rüdesheim am Rheine aus Naturweinen destilliert und auf jahrelangem Lager gepflegt, von unvergleichlicher Güte.

Der Cognac des deutschen Hauses.

Weitere beliebte Marken:
Asbach „Echt" und Asbach „Alt"

Feldpostbriefe mit Asbach-Cognac
in den einschlägigen Geschäften.

Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eider

Nachdrucksrecht geschützt durch Karl Köhler u. Co., Berlin W. 15

(9. Fortsetzung.)

Sollte der Vogt etwas daran geändert haben? Teufel, dann hatte er es geschickt gemacht.

Jörn Schoof blickte endlich auf. Da sah er aller Augen auf sich gerichtet. In allen sah er den Unmut.

„Da muß doch auch ein Bankbuch sein," meinte er.

Der Vogt erblaßte. Er rührte sich nicht.

„Kann man es nicht mal sehen?"

„Ach laß doch," mahnte Gorg Nickels.

„Wenn das Bankbuch nicht da ist, denn unterschreib ich nicht, denn stimmt das nicht. Die Bescheinigung genügt mir nicht."

„Ja, wo ist denn das Bankbuch, Vogt?" fragte Pe Grotjohann.

Mit abgewandtem Gesicht legte der Vogt es auf den Tisch.

Jörn Schoof griff gierig danach.

„Hier stehen bloß noch Zweitausend Mark Guthaben. Wo sind die anderen Zehntausend?"

Der Vogt murmelte etwas von nicht eingetragen, versäumt.

Jörn Schoof zeigte Quittung und Bankbuch herum.

„Zehntausend Mark", flüsterte er.

Deert Jakobs sah wie versteinert aus.

„Kirchspielvogt, Ihr habt doch keine Dummheiten gemacht? Wie ist das mit dem Gelde?"

Der Vogt fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als hätte er Kopfschmerzen.

„Ich — ich kann es nicht sagen."

„Kirchspielvogt, haben wir zweitausend oder zwölftausend Mark auf der Bank?" fragte Knills Karsten mit starker Stimme.

„Zweitausend" antwortete er leise. Aber jeder hörte es.

„Und die anderen Zehntausend, wo sind die geblieben?"

„Ach, meine Herren, die Geldkalamität!" Der Vogt hatte seine Fassung mühsam zurückgewonnen oder gab sich wenigstens den Anschein. „Es ist ja nur vorübergehend. Ich habe es herausgenommen, geliehen, weil ich momentan in Verlegenheit war. Selbstverständlich werde ich es sobald wie möglich ersetzen. Ich werde schon morgen die nötigen Schritte tun."

Alle schwiegen. Nebenan, im Privatkontor, hörte man ein Geräusch, als ob ein Stuhl umfiele.

„Es geschah wirklich nicht in bösartiger Absicht, meine Herren. Sie wissen selbst, daß ich Kredit genug bekommen kann."

„Wohl möglich", sagte einer.

Sie saßen da, als wären sie bis an die Ohren zugeknöpft. Jörn Schoof schlich sich geduckt hinaus. Keiner achtete darauf.

„Meine Herren, Sie werden mir doch glauben!"

Die Bauern saßen steif wie Götzenbilder. Deert Jakobs pustete vor Unbehagen. Jan Bruhn ließ die Unterlippen noch tiefer hängen als gewöhnlich. Jak Piper trat ans Fenster und tat einen Blick nach den Wolken, die übers Haus zogen.

„Es gibt noch was heute."

Lall trat mit dem Frühstück ins Zimmer. Die Brötchen sahen sehr appetitlich aus. Aber keiner warf auch nur einen Blick darauf.

Betroffen blickte das junge Mädchen umher. Keiner achtete auf sie. Die Gläser waren fast unberührt. Der Vater winkte ab. Sie stellte die Platte auf einen Nebentisch und schlüpfte in das kleine Kontor.

Da stand Wulff Jessen an der Wand als Horcher, und in seinem Antlitz spiegelte sich verzweiflungsvolles Entsetzen.

„Was ist?" flüsterte Lall voller Angst.

„Die Bauern sitzen zu Gericht über den Edelmann", murmelte er finster.

Sie faßte ihn am Arm. „O Gott, Wulff, was ist passiert?"

Er antwortete nicht. Dicht aneinander gedrängt standen sie und horchten. Er hielt sie an der Hand.

Sechzehntes Kapitel.

Jörn Schoof war wieder eingetreten. Man war seine Abwesenheit kaum gewahr geworden. Als er aber anfing zu sprechen, richteten sich alle Blicke auf ihn.

„Die Sache ist so eine. Die gehört vors Gericht."

Der Vogt stöhnte auf. Das Wort Gericht versetzte ihm einen harten Stoß. Seine Stimme zitterte vor Bewegung. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er flehte.

„Es war nicht recht, ich weiß es wohl. Aber wollt Ihr mich deshalb dem Gericht überantworten? Bedenkt doch — meine unglückliche Familie!"

„Der Fürst geht betteln bei seinen Bürgern", knirschte Wulff. Er war außer sich.

„Still, still, Wulff. Warum ist Vollmacht Nissen nicht dabei? Ach wie ist das schrecklich! Mein armer Papa! Still, was reden sie?"

Deert Jakobs seufzte laut auf.

„Ja, was soll man dazu sagen."

Der Vogt faßte neuen Mut.

„Meine Herren, habe ich mein Amt nicht gut geführt?"

„Ja, das war soweit allens gut bis auf das verdammigte Geld."

„Es war eine augenblickliche Verlegenheit. Mein Haushalt kostet viel. Meine Tochter soll sich verheiraten."

Einer lachte. „Ja, wenn man Gastereien mit Champagner gibt!"

Wer hatte es gesagt? Natürlich Jörn Schoof, der Geestknacker. Dem war sicher noch kein Champagner über die Zunge geflossen.

Phot. Berl. Illustr.-Ges.

Ein friedliches Kriegsbild.

Ein deutscher Soldat hält mit einem belgischen Polizisten gemeinsam Wache in den Straßen Antwerpens.

„Recht und Gerechtigkeit muß sein auf der Welt," fuhr der fort.

Keiner antwortete auch nur mit einem Blick darauf. Sie wußten alle, wie er seinen Vorgänger von Haus und Hof verdrängt, was für Gaunerstücke er dabei vollbracht hatte. Der hatte es jetzt leicht, den ehrlichen Mann herauszubeißen.

„Alles, was ich habe, will ich Euch verpfänden. Es ist doch keine große Summe. Vollmacht Nissen wird die Bürgschaft übernehmen."

„Vollmacht Nissen ist man nicht da."

„Männer, wenn Ihr ein Herz im Leibe habt, bringt Euren Kirchspielvogt nicht ins Zuchthaus."

In seinen Worten lag ein Ton der Verzweiflung, der an die Herzen riß.

„Eine große Summe ist es gerade nicht", meinte Jak Piper.

„Kann die Sache nicht unter uns bleiben?" fragte Deert Jakobs leise.

„Ich habe nichts dagegen."

„Ich auch nicht. Bewahre."

„Wir sind ja unter uns, Gottseidank!"

„Schweigen können wir auch!"

„Das wollt ich meinen."

Jörn Schoof bekam einen roten Kopf. Er schob die Schultern hoch.

„Unter die Leute ist es doch schon, und der Herr Amtsrichter wird woll bald kommen."

„Der Amtsrichter?"

„Ja, ich habe Krüschan Löper hingeschickt." Er sah sich bei den letzten Worten um, als wenn er sagen wollte: hab ich's nicht recht gemacht?

Die andern waren von ihren Plätzen hochgefahren. Mit einem Male waren sie es sich bewußt. Nein, sie waren nicht unter sich. Als sie noch berieten, hatte jener schon gehandelt. Ha — der Geestbauer!

Sie sahen sich ernst an — die sechs vom alten Stamm. Da war keiner unter ihnen, der nicht gern dem Vogt zu Willen gewesen wäre. Er war doch ein Marscher, einer der Ihren und wenn er zehnmal ein Halbstudierter war.

Aber da saß unten am Tisch der von der Geest, der mit dem Vogelgesicht und dem gekrümmten Nacken. Man hatte ihn zu der Gemeindevertretung zugelassen, halb aus Gutmütigkeit, weil er sich darum hatte, halb aus Phlegma. Er tat die Arbeit, das paßte ihnen.

Anfangs hatte man seine Stimme kaum vernommen. Jetzt übertönte er sie alle. Und wenn alle ja sagten — sein Nein galt mehr.

„Der Gendarm weiß auch schon Bescheid," fuhr Jörn Schoof fort.

„Also vom Gendarm wollt Ihr mich abführen lassen? Recht so!"

Der Kirchspielvogt lachte ein schreckliches Lachen. Nebenan im Kontor fiel ein Stuhl um. Lall war hinausgestürzt.

Mit großen Schritten ging der Vogt im Zimmer auf und ab. Er gebrauchte den ganzen Raum und drückte alle anderen in die Ecken. Wenn er an Jörn Schoof vorbeikam, duckte sich dieser, als erwartete er einen Schlag, aber Jens Hellmann starrte über ihn hinweg mit einem Blick, als ob er in einen Abgrund schaute.

Er bettelte nicht mehr um Gnade. Seine Gestalt erschien noch größer als sonst. Seine Augen flammten. Man hätte ihm vielleicht nicht gewehrt, wenn er das Zimmer verlassen hätte; aber er dachte nicht daran.

Den Bauern wurde es ungemütlich. Jak Piper saß bald auf diesem, bald auf jenem Stuhl. Pe Grotjohann schnaufte und pustete und trommelte dazwischen auf den Tisch.

Einige flüsterten miteinander. Sie wollten auf die Diele treten und sich beraten. Da sahen sie John Polizei und neben ihm den Gendarmen, beide in Staatsuniform. Betreten zogen sie sich zurück.

Jörn Schoof trat ans Fenster. Es währte lange, ehe der Amtsrichter kam. Da sah er ein paar Jungen, die von der Straße her über den Hof geschlichen kamen und mit den Fingern auf ihn wiesen. Rasch bog er sich zurück.

Draußen fuhr ein Wagen vor. Der Amtsrichter stieg aus und trat raschen Schrittes ins Haus, hinter ihm der Sekretär mit gewichtiger Miene, die Mappe unter dem Arm.

Amtsrichter Haase war mit dem Kirchspielvogt befreundet. Sie hatten manche Flasche Wein zusammen geleert. Sein Amt wurde ihm heute nicht leicht.

Er ging auf den Vogt zu, um ihm die Hand zu reichen. Der wandte sich ab, als übersähe er es.

„Lassen Sie sich die Sache nur von denen da vortragen."

Er trat ans Fenster und starrte nach dem westlichen Himmel, wo sich eine dunkelblaue Wolkenwand zusammenzog.

Der Amtsrichter sah sich um. Keiner sprach. Sie blickten alle auf Jörn Schoof. Der kam sich fast wie ein Angeklagter vor, als er berichtete. Sein mageres Gesicht überzog sich mit einer scharfen Röte.

Der Richter faßte Jens Hellmann sanft an die Schulter. „Kommen Sie mit mir, lieber Freund," bat er. „Ich will sehen, was ich für Sie tun kann."

Der Vogt nickte.

„Wollen Sie sich nicht von Ihrer Familie verabschieden?"

„Ja — ja."

Er fuhr sich über die Stirn. Richtig, er besaß ja Frau und Kinder . . . sogar eine Mutter hatte er. Es war ihm alles aus dem Sinn gekommen.

Sie gingen über die Diele, Jens Hellmann voran. In diesem Augenblick kam ihm Meg entgegengelaufen. Sie war totenblaß, ihr Haar sah kohlschwarz aus. Das junge Mädchen spürte das Gewitter, das in der Luft lag. Er ergriff ihre Hand.

„Meg, liebes Kind, geben Sie mir die Hand zum Abschied. Ich gehe — auf lange fort."

Ihr kam eine Ahnung, daß sie den Mann vielleicht niemals wiedersehen würde. Mit einem Aufschluchzen warf sie sich an seine Brust.

„Ich liebe Dich — ich liebe Dich!"

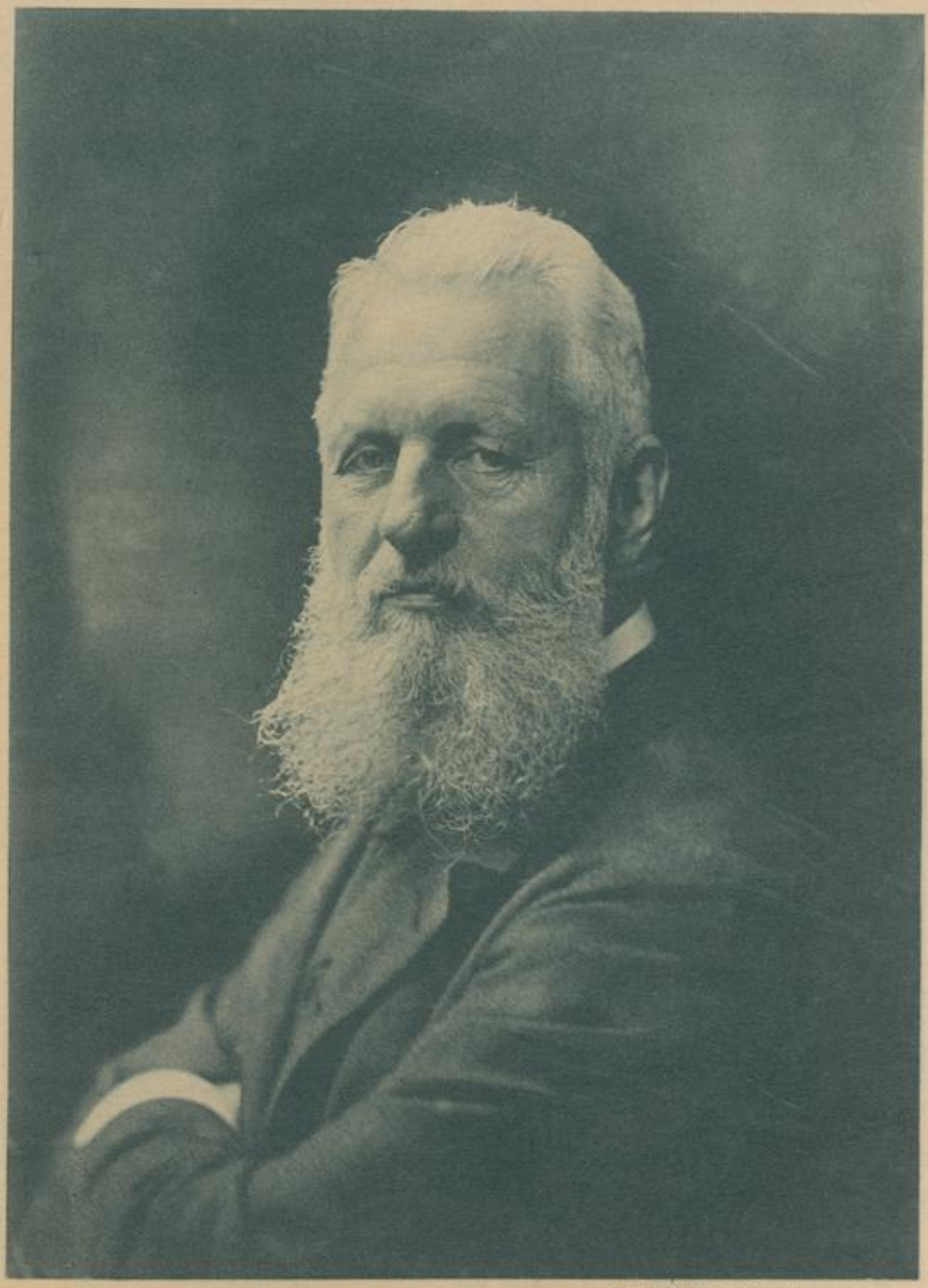
Er hielt sie einen Augenblick umfaßt und küßte sie auf das duftige Haar, das er so sehr liebte. Der Amtsrichter räusperte sich. Lautlos huschte sie davon. Vor ihr stand Wulff Jessen.

„Herr Jessen!" rief sie angstvoll.

Der sah sie mit einem vernichtenden Blick an und wandte sich ab.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frankfurter Universität



Hofphot. Marx, Frankfurt a. M.

Oberbürgermeister a. D. Dr. Franz Adickes,
der verdienstvolle Förderer der Universität, dem der Kaiser dieser Tage in einem Schreiben aus dem großen Hauptquartier den Charakter als Wirklicher Geheimrat mit dem Prädikat Exzellenz verlieh.

Die Begründung der Universität Frankfurt a. M.

Von Dr. Ernst Lennhoff.

Wenn der hochverdiente Schöpfer der Frankfurter Universität in diesen Tagen, wo sein Lebenswerk nach langen Kämpfen endlich vollendet dasteht, Zeit zur Lektüre eines gedankenreichen Buches findet, dann wird die soeben erscheinende Schrift von R. Jung über „Frankfurter Hochschulpläne"*) sein besonderes Interesse finden, und er wird je nach Temperament mit vergnügtem Schmunzeln oder mit der Gelassenheit des alles verstehenden Weltweisen in dieser Geschichte der mißglückten Versuche, in Frankfurt eine wissenschaftliche Hochschule zu gründen, sicherlich manches finden, was ihn an die eigenen Kämpfe erinnert, die er für sein großes Lebenswerk ausgefochten hat.

Seit den Tagen Luthers, der ingrimmig auf das „Sylber und Gollt Loch" schalt, bis zur Gegenwart gilt Frankfurt den Auswärtigen als die Stadt des Handels und Verkehrs, des Mammonismus und des Materialismus. Die Intelligenz und Tatkraft seiner Bürger wird so nicht bestritten, aber sie bestätigt sich nach allgemeiner Ueberzeugung mit Vorliebe in den Berufszweigen, deren Hauptziel der Gelderwerb ist. Und doch war von jeher in dieser Stadt eine kleine erlesene Oberschicht, die mit weitem Sinn und feinem Verständnis als Dilettanten im besten Sinne des Wortes sich die Pflege von Wissenschaft und Kunst zur Lebensaufgabe machte. Indessen sind die Namen der meisten, z. B. Uffenbach, Maximilian zum Jungen, Lersner, Waldschmidt, Senckenberg, nicht über das Weichbild der Stadt gedrungen. Im ganzen trifft die allgemeine Ansicht über den Charakter Frankfurts wohl das Richtige. Mit Vorliebe hat man von jeher die Gründung solcher wissenschaftlichen Anstalten bevorzugt, die Handel und Gewerbe zu fördern geeignet sind oder in anderer Weise einem praktischen Bedürfnis dienen. Merkwürdigerweise hat sich nun in diesem Gemeinwesen seit dem Ende des Mittelalters fast in jedem Jahrhundert eine kleine Anzahl von Männern gefunden, die Frankfurt als besonders geeigneten Platz für eine Universität hielten. Seit dem Jahre 1384 haben in Frankfurt immer wieder Männer ihre ganze Kraft daran gesetzt, die vereinzelten geistigen Bestrebungen in einer wissen-

*) In „Frankfurter Historischen Forschungen", herausgegeben von G. Küntzel und F. Mern. Heft 8. Leipzig 1914.

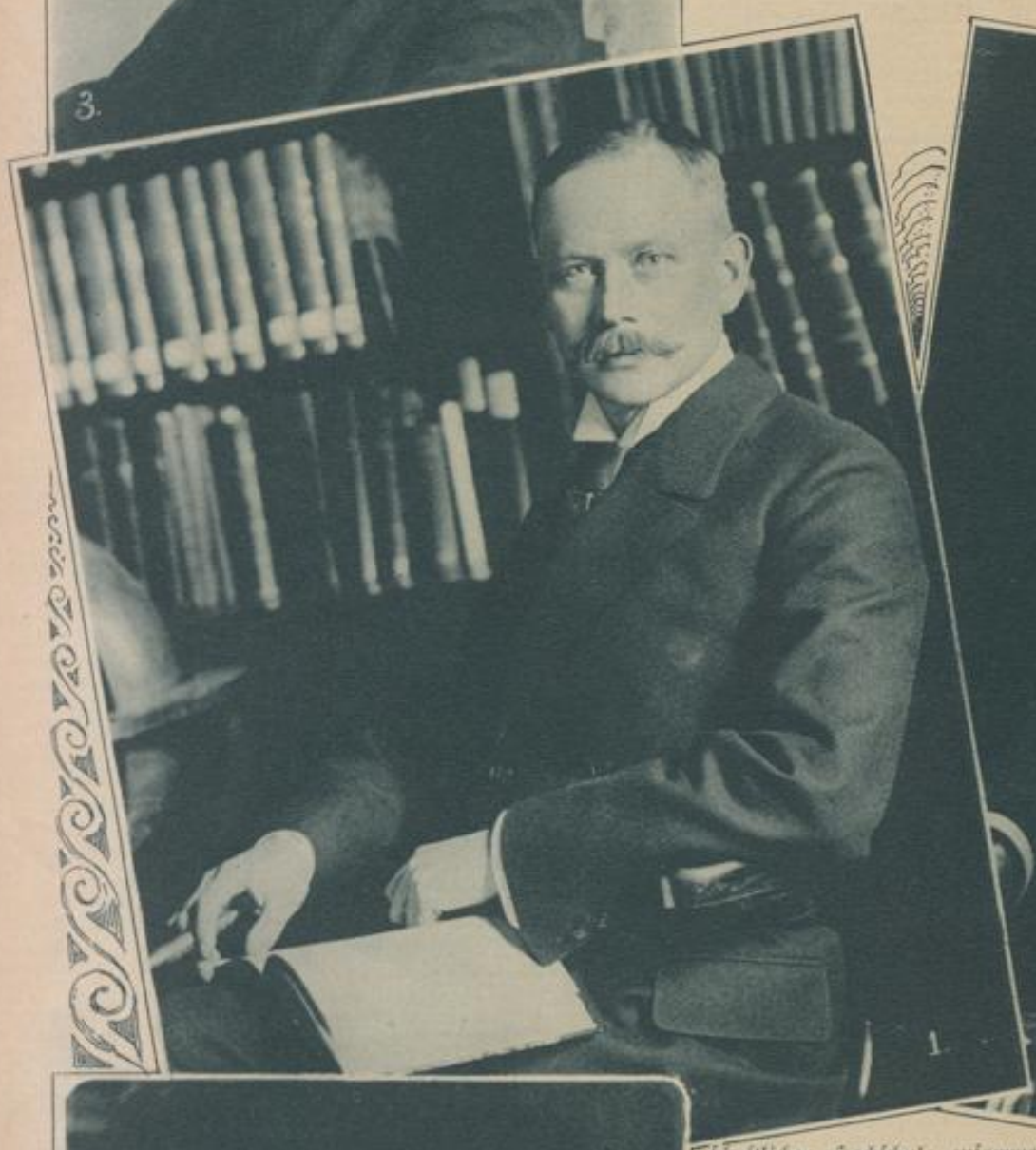
Rektor und Dekane der Universität.

1. Erster Rektor **Prof. Dr. Wachsmuth**
2. Prorektor **Prof. Dr. Friedrich Panzer**
3. **Prof. Dr. Berthold Freudenthal** (Dekan)
4. **Prof. Dr. Arthur Schoenflies** (Dekan)
5. **Prof. Dr. Ludwig Pohle** (Dekan)
6. **Prof. Dr. Hans v. Arnim** (Dekan).

Der Dekan der medizinischen Fakultät ist noch nicht ernannt.

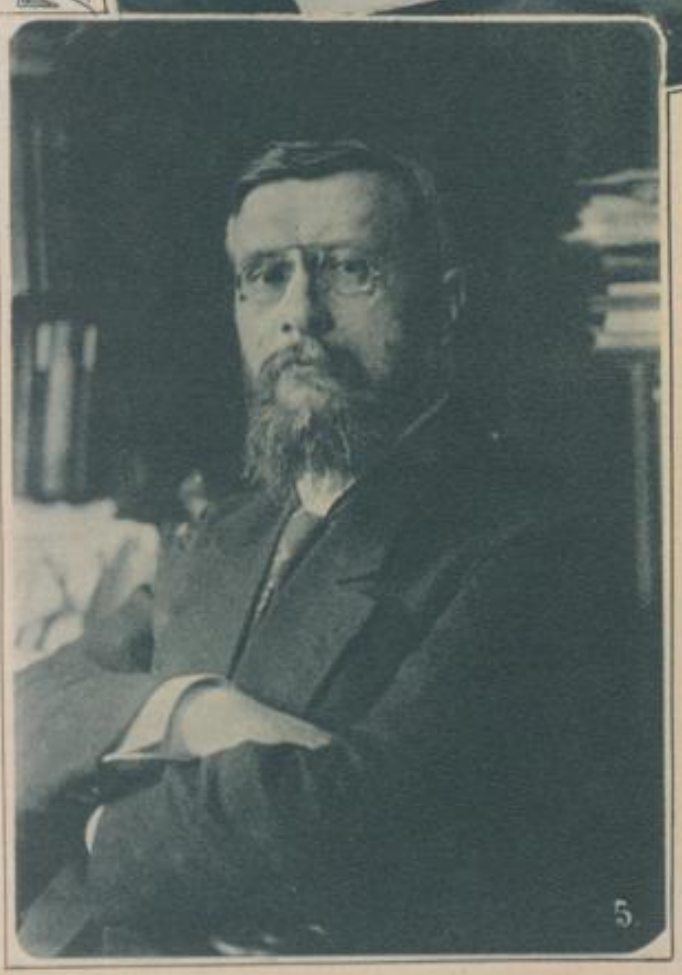
3.

4.



1.

2.



5.

schaftlichen Hochschule zusammenzufassen. Alle diese Versuche, so geistvoll sie für ihre Zeit waren, sind teils im Stadium der Vorbereitung gescheitert, teils nach kurzer Lebensdauer wieder eingegangen. Die kleine Schar der wissenschaftlich und künstlerisch Interessierten konnte sich nicht dafür erwärmen, weil sie in mimosenhafter Scheu von jeder Organisation der geistigen Arbeit eine Einschränkung ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Freiheit, eine Gefahr für die Individualität ihres Schaffens befürchteten. Durch alle ihre Aeußerungen blickt etwas von Humboldtschem Individualismus. Wie er schrecken sie in überzartem Empfinden vor jedem Eingreifen der öffentlichen Gewalt in die Sphäre des Geisteslebens zurück. In freien Vereinigungen sollen die besten Geister, ungehindert durch den Zwang öffentlich-rechtlicher Normen, sich in edlem Wettkampf miteinander messen. Aus dieser Gesinnung heraus sind in Frankfurt eine Reihe von Einrichtungen entstanden, die auch in der Gegenwart mit ihren andersartigen wissenschaftlichen Bedürfnissen mit Recht großes Ansehen genießen. Die große Masse der Bürgerschaft hat dagegen die Hochschulpläne einzelner stets ohne jedes Interesse verfolgt. Allen Plänen, die auf eine Vergeistigung des öffentlichen Lebens gerichtet waren, setzte man mit immer gleicher Gelassenheit den Einwand entgegen,

Fortsetzung auf Seite 8

6.

Die Ordinarien der Universität Frankfurt.

1. Prof. Dr. Martin Moebius. 2. Prof. Dr. Georg Küntzel. 3. Prof. Dr. Hans Planitz. 4. Prof. Dr. Otto zur Straßen.
5. Prof. Dr. Max Walthard. 6. Prof. Dr. Walter Otto. 7. Prof. Dr. Bernhard Fischer. 8. Prof. Dr. Carl Déguisne.

Mitteldeutsche Creditbank

Aktienkapital und Reserven 69 Millionen Mark

Gegründet 1856

Frankfurt a. M. / Berlin

Wechselstuben und Depositenkassen:

Neue Mainzerstraße 32 Amt Hansa Nr. 681
Hanauerlandstraße 1 Amt Hansa Nr. 6268
Bockenheim: Adalbertstraße 7a u. 7b Amt Taunus Nr. 707
Bornheim: Bergerstraße 124b Amt Hansa Nr. 6150
Sachsenhausen: Schweizerstraße 31 Amt Hansa Nr. 6108
Höchst a. M.: Kaiserstraße 2 Fernsprecher Nr. 53
Offenbach a. M.: Frankfurterstraße 55 Fernsprecher Nr. 300

Vermittelung aller Bankgeschäfte.

Das Senckenbergische Stiftshaus am Eschenheimer Turm.

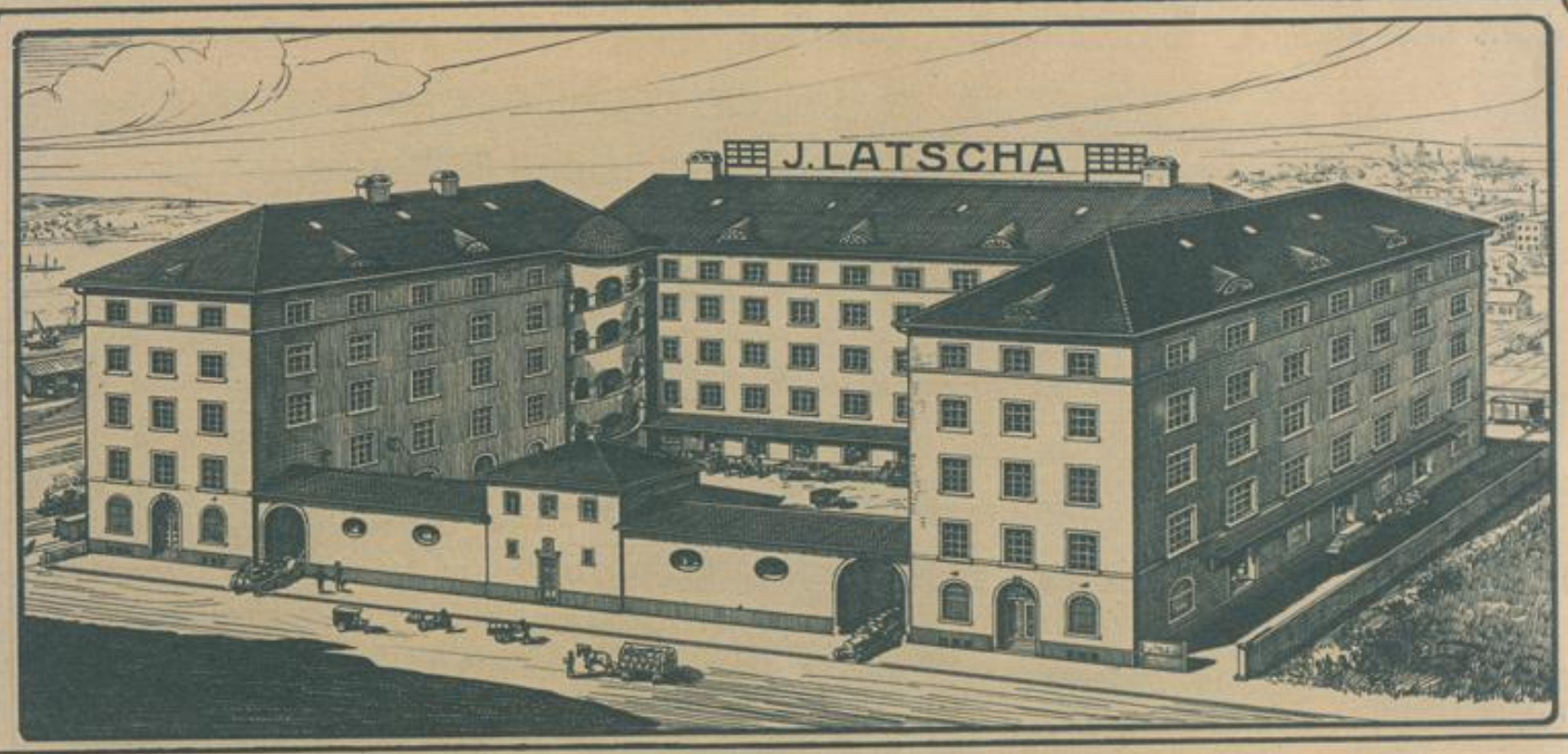
Ein Porträt des Frankfurter Philanthropen Senckenberg.

Frankfurt sei eine Handels-, aber keine Universitätsstadt. Daher war man wohl geneigt, Fortbildungsschulen für Kaufleute zu unterstützen — frühzeitig erkannte der praktische Sinn des Frankfurter Kaufmanns die Lücken in der Ausbildung des kaufmännischen Nachwuchses — aber alle wissenschaftlichen Fächer sollten doch erst ihren Nutzen für die Praxis dartun, bevor man sich zu Aufwendungen für sie entschließen wollte. Es war ein wahres Unglück für Frankfurt, daß der erste Mann, der im 19. Jahrhundert sowohl die Mittel, als auch das Verständnis für eine Hochschule in Frankfurt hatte, der Fürstprimas Karl v. Dalberg den Gedanken in durchaus undeutscher Form verwirklichte. Wenn auch die Zersplitterung, die er in das Bildungswesen seines Staates trug, ihm selbst nicht zur Last zu legen ist, so mußte das aus Frankreich eingeführte System der Fachschulen dem deutschen Geiste durchaus widerwärtig sein. In der großen Erhebung vor hundert Jahren ist daher auch, wesentlich auf Betreiben des Freiherrn vom Stein, Dalbergs medizinische Fachschule beseitigt worden. Während des ganzen 19. Jahrhunderts hat es nicht an Stimmen in Frankfurt gefehlt, die die Errichtung einer Hochschule in Frankfurt befürworteten, aber erst nach dem Verlust der staatlichen Selbständigkeit hat der Gedanke noch einmal greifbare Form angenommen. Zuerst unmittelbar nach 1866 in den Kreisen der Frankfurtischen Gothaer unter Führung des Arztes Dr. Varrentrapp hier wesentlich aus politischen Stimmungen heraus. Weil sie dem Gedanken der preußischen Führung in Frankfurt den Boden bereiten wollten, sahen sie in idealistischer Hochstimmung in einer Frankfurter Hochschule, die gleichzeitig der Bürgerschaft das Verständnis für die staatlichen Notwendigkeiten übermitteln und dem preußischen Beamtentum die Wesensart der Bewohner der neuen Landesteile näherbringen sollte, die beste Vorbereitung. Die Berliner Presse — selbst die „Kreuzzeitung" war damals weitsichtiger als heute — nahm den Plan freundlich auf. Aber die mangelnde Entschiedenheit der

Fortsetzung auf Seite 10.

Das Hauptgebäude der Universität.

1. Geh. Sanitätsrat Prof. Dr. Gustav Spieß. 2. Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Ludwig Rehn. 3. Wirkl. Geheimer Rat Prof. Dr. Paul Ehrlich. 4. Prof. Dr. Emil Sioli. 5. Prof. Dr. Max Neisser. 6. Physikalischer Verein. 7. Dr. Wilhelm Merton, der Begründer vieler wissenschaftlichen Institute und einer der Hauptförderer der Universität.



J. LATSCHA

Kolonialwaren * Delikatessen * Weine * Kaffee-Grossrösterei

Zentrallager und Verwaltungsgebäude im Osthafen, Schwedlerstrasse 1—5.

Durch **Grosseinkauf** und zum grössten Teil **direkten Import** für über **80 Verkaufsstellen**

rationelle seit Jahrzehnten bewährte Geschäftsorganisation ist **besondere Leistungsfähigkeit** garantiert.

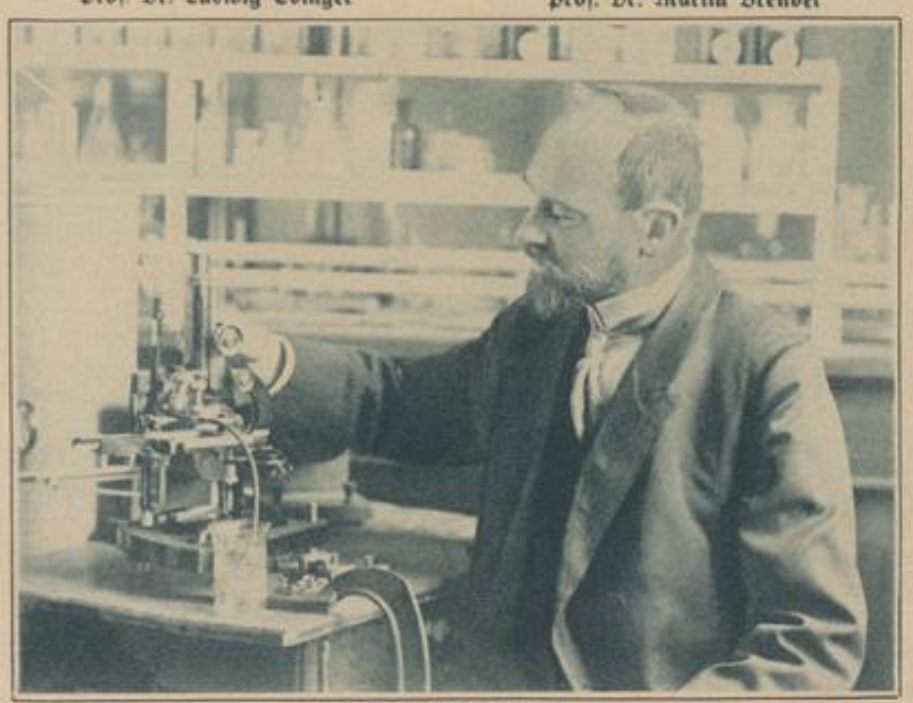
Prof. Dr. Andreas Voigt

Prof. Dr. Ludwig Edinger

Prof. Dr. Martin Brendel

Prof. Dr. Albert Calmes

Prof. Dr. Martin Freund



Prof. Dr. Richard Lorenz

Oberbürgermeister Voigt

leitenden Stellen in Frankfurt und die zwar nicht ablehnende, aber kühle Haltung der Berliner Regierung ließen den Plan auch diesmal nicht zur Reife kommen. Kein besseres Schicksal hatte ein Versuch, den der ehemalige Finanzminister v. Patow im Dezember 1868 als Abgeordneter im preußischen Landtag machte. Patow, der mit einer Günderrode verheiratet war, beantragte damals nicht Geringeres als die Verlegung der Universität Marburg nach Frankfurt. Seinen interessanten Ausführungen trat im Laufe der Debatte nur sein Freund Graf Schwerin-Putzar bei. Nachdem der Kultusminister v. Mühler im Namen der Staatsregierung eine völlig ablehnende Erklärung gegeben hatte, war die Angelegenheit erledigt. In Frankfurt selbst hat Patows Anregung kein Echo gefunden. In den folgenden Jahrzehnten ist der Plan einer Hochschulgründung in Frankfurt aus der Oeffentlichkeit verschwunden. Nur in den kleinen Kreisen der Senckenbergischen Gesellschaft und des Freien Deutschen Hochstifts ist er immer von Zeit zu Zeit erörtert worden.

Die Gründung der Universität Frankfurt knüpft in gewisser Beziehung an die Vergangenheit an. Die großartige Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft nach 1870 treibt auch den Frankfurter Kaufmann über die Grenzen der Vaterstadt hinaus in den Weltverkehr. Damit stellt sich von selbst das Bedürfnis nach besserer Ausbildung der kaufmännisch Angestellten ein. Die Erörterungen über Handelshochschulen nehmen in der Fachliteratur wie in der Tagespresse einen immer größeren Raum ein. Schon 1897 läßt die Handelskammer den jungen Kaufleuten in freien „Akademischen Kursen" die wichtigsten Probleme der Volkswirtschaft, der Handelsgeographie und der Sozialpolitik näher bringen. In richtiger Erkenntnis von dem Ineinandergreifen von Politik und Wirtschaftsleben veranstaltet seit 1890 das Institut für Gemeinwohl Ausbildungskurse für Staats- und Gemeindebeamte. Diese beiden Richtungen bringt Oberbürgermeister Adickes in den natürlichen inneren und äußeren Zusammenhang. Ohne Zweifel verfolgt er schon damals ein größeres Ziel. Die Handelshochschule mit ihrem handgreiflichen Nutzen findet den Beifall wenigstens der führenden Kreise, dagegen begegnet der richtige Gedanke der Beamtenfortbildung, der dem Handel selbst den größten Nutzen bringen mußte, der entschlossensten Ablehnung bei der großen Mehrheit der Bürgerschaft. Nur ein kleiner Kreis von ausgezeichneten Männern, unter ihnen Theodor Stern, Georg Speyer, Wilhelm Merton, Otto Braunfels, unterstützen Adickes in seinem gewaltigen Kampfe. Sie sind es auch, mit deren ideeller und materieller Hilfe er den großen Gedanken des Zusammenschlusses aller wissenschaftlichen Institute Frankfurts in einer Universität gegen den fast allgemeinen Widerstand innerhalb und außerhalb der Stadt zur Durchführung bringt.

Der Geist meistert die Materie! Dies könnte in Wahrheit der Sinnspruch der neuen Hochschule werden. Denn in ihrer Gründung hat der Geist, die Umsicht und der rücksichtslose, kühne Wille über das herkömmliche Beharrungsgesetz gesiegt. Während die Universität ihre Tätigkeit beginnt, kämpft Deutschlands waffenfähige Jugend in opfermutiger Hingabe an seinen Grenzen und auf allen Meeren um das Lebensrecht des Vaterlandes, um das Recht, sich nach selbst gegebenen Gesetzen zu entwickeln. Lehrer und Schüler der Frankfurter Hochschule sind in großer Zahl dem Rufe zu den Fahnen gefolgt. So wird Deutschland auch mit seiner jüngsten Hochschule der Welt beweisen, daß höchstes wissenschaftliches Streben und höchster sittlicher Wille über den ideenlosen, stumpfen Haß seiner Feinde triumphieren muß.

Deutsche Effecten- und Wechsel-Bank

Kaiserstraße 30 **Frankfurt a. M.** Kaiserstraße 30

Fernsprecher:

Für den Ortsverkehr: Hansa 7700 und folg. **Für den Fernverkehr: Fernzimmer 4.**

Für die Börse: Hansa 7700 und folg.

Ausführung
aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte:
An- und Verkauf von Effekten
an den in- und ausländischen Börsen.

Errichtung provisionsfreier Scheck-Konten.

Annahme von Depositengeldern
auf Einlagebücher zur Verzinsung je nach Kündigungsfrist.

Kreditgewährung
gegen
Effekten, Hypotheken oder **Bürgschaften.**

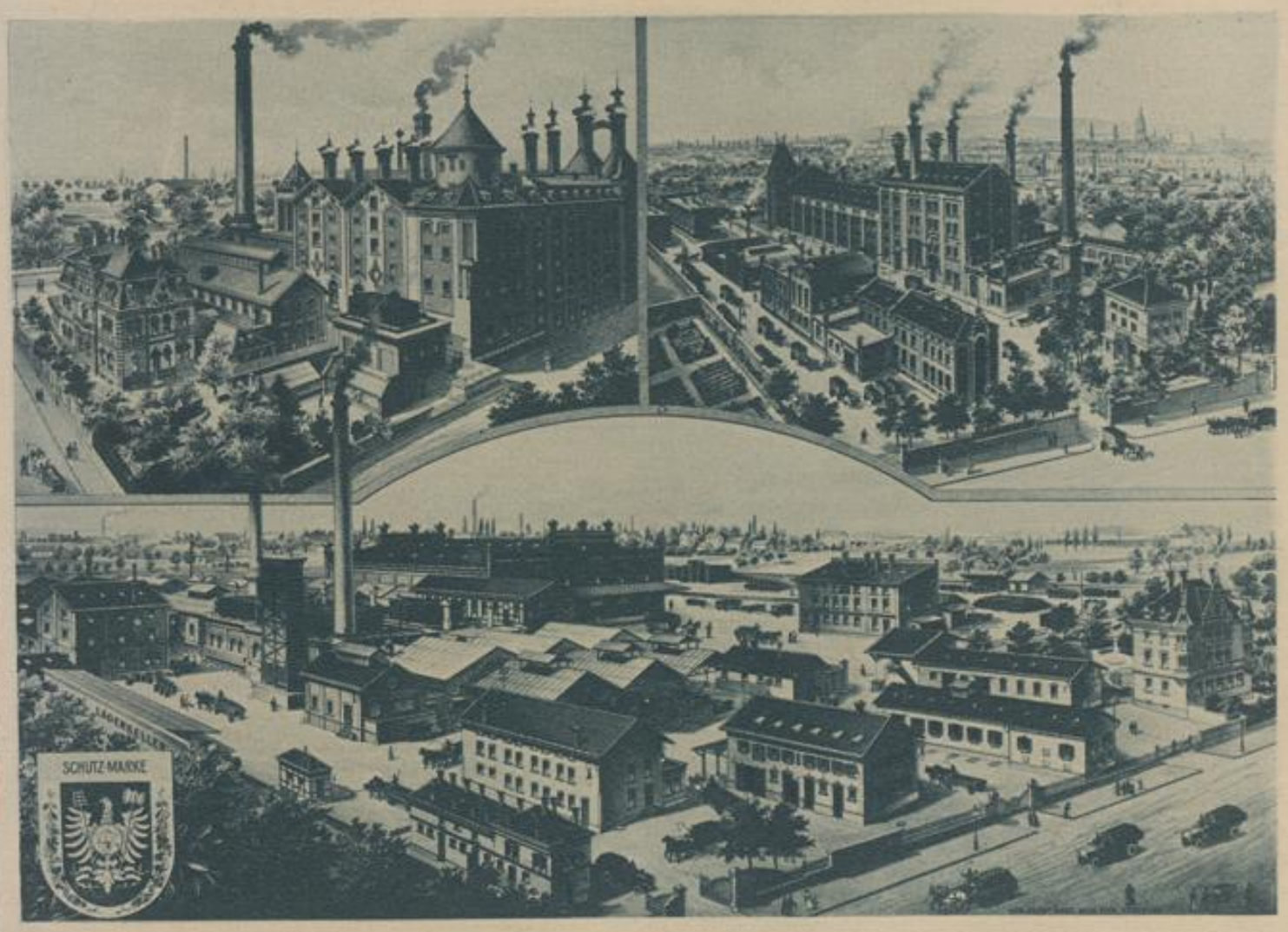
Verwaltung von Wertpapieren (offene Depots).

Vermietung von Schrankfächern (Safes) für geschlossene Depots, sowie zur Aufbewahrung von Dokumenten und Wertgegenständen.

Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Phot. H. Fehr.

Blick in das Treppenhaus der Universität.



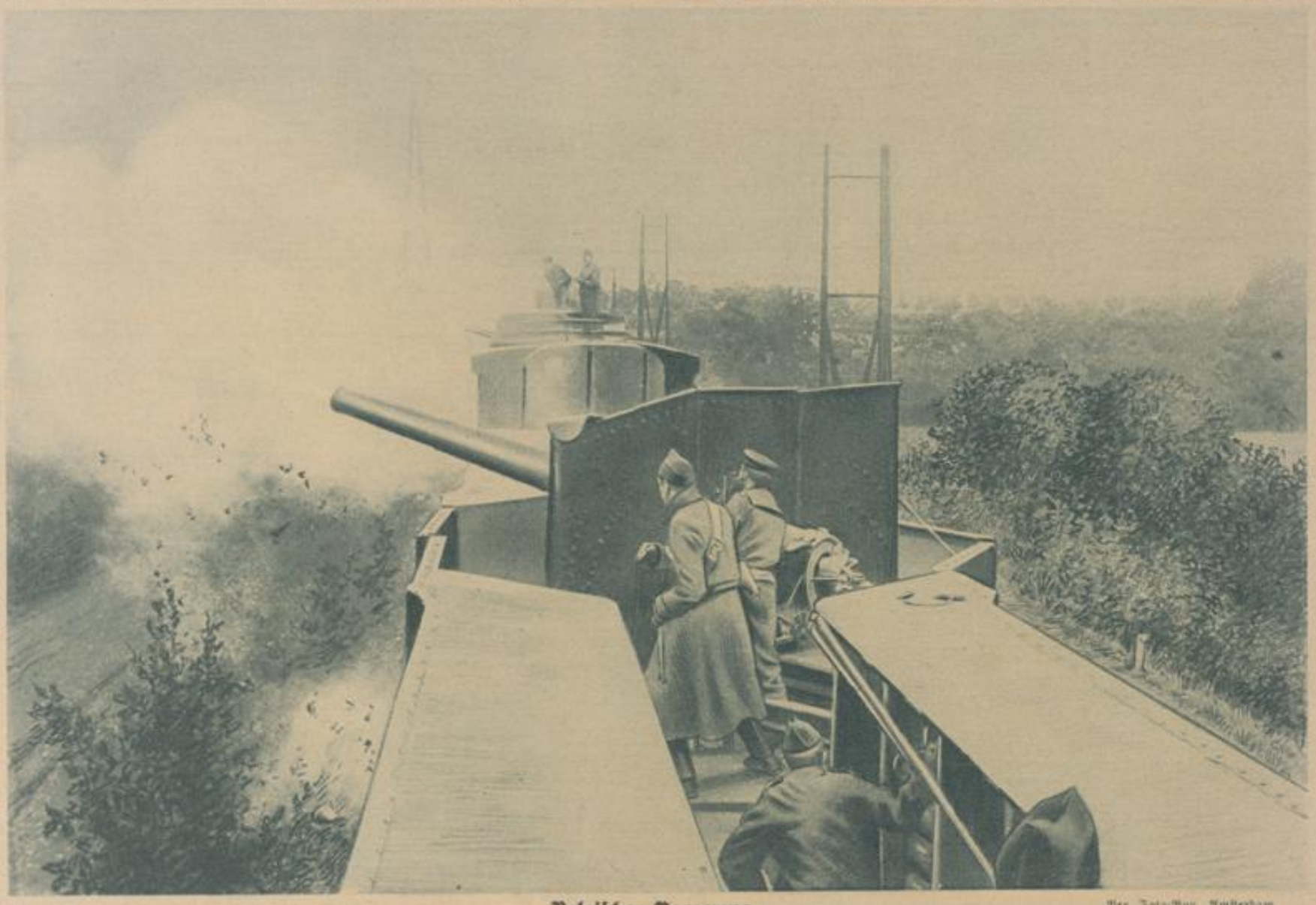
Das vorstehende Bild zeigt die

Brauerei Binding

in ihrer heutigen Ausdehnung. Im Jahre 1870 durch Herrn Stadtrat Conrad Binding in der „Stadt Schwalbach" am Garküchenplatz begründet, betrug die Jahresproduktion damals 1500 Hektoliter, die heute auf ca. 300,000 Hektoliter gestiegen ist.

Heute arbeitet die Brauerei unter Leitung des Herrn Carl Binding mit 8 Dampfmaschinen und einer Gesamtleistung von 1000 PS, 7 Ammoniakkompressoren mit rund 1,7 Millionen Kalorien stündlicher Leistung zur Kälteerzeugung und Kunsteis-Fabrikation. Außerdem sind 8 Dynamomaschinen und 34 Elektromotoren mit 295 PS im Betrieb, ferner 3 Sudhäuser, in denen täglich je nach Bedarf bis 640 Zentner Malz versotten werden können.

Der Aufsichtsrat und die Direktion stifteten in anerkennenswerter Weise für die Universität Mk. 50,000.—.



Belgischer Panzerzug. Ver. Foto-Bur., Amsterdam.

Trustfrei!

Salem Aleikum Salem Gold

Etwas für Sie! Zigaretten

Preis № 3½ 4 5 6 8 10
3½ 4 5 6 8 10 Pfg. d. Stck.

Orientalische Tabak-u. Cigaretten-Fabrik
„YENIDZE" Inh. Hugo Zietz, DRESDEN-A. 5.

Lazarettzüge.

Die von Zeit zu Zeit aus den Etappenstationen in den größeren Städten des Inlandes eintreffenden Lazarettzüge — es gibt deren bisher leider erst eine bestimmte Anzahl — sind in ihrer Ausrüstung und Einrichtung ein glänzendes Zeugnis für die hervorragende Art und Weise, wie unsere schwer verwundeten Krieger von draußen nach den Lazaretten des Inlandes gebracht werden. Ein Lazarettzug besteht gewöhnlich aus zwanzig Wagen. Darunter befinden sich zwei Wärterwagen, zwei Heizwagen und einigen Wagen für die Verwaltung. Ein breiter Mittelgang gestattet einen leichten Verkehr durch die Wagen, die außerdem telephonisch miteinander verbunden sind. Ein Wagen führt eine vollständige Apotheke mit allen erforderlichen Arzneien, Verbandstoffen usw. Auch ein Küchenwagen gehört zu dem Zuge, dem ein sorgfältig ausgewähltes Personal beigegeben ist. Vielleicht folgen noch eine Anzahl reicher Städte dem Beispiel einiger Gemeinden und stiften solche Züge, deren Segen auf der Hand liegt.

Phot. F. Gerlach.

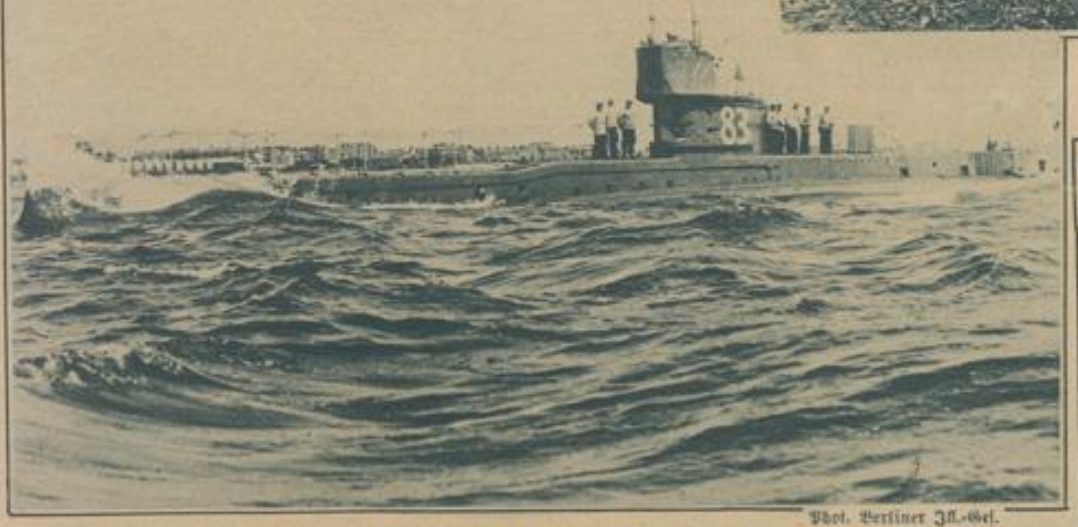
Begleitmannschaften gehen mit Hunden, die zur Verwundetensuche abgerichtet sind, zum Kriegsschauplatz.

Geldstücke als Lebensretter.

Von Herrn Dr. Bilh (Aschaffenburg) wird uns die nebenstehende Photographie zur Verfügung gestellt. Sie zeigt, wie eine Anzahl Geldstücke einem Verwundeten zum Lebensretter wurden.

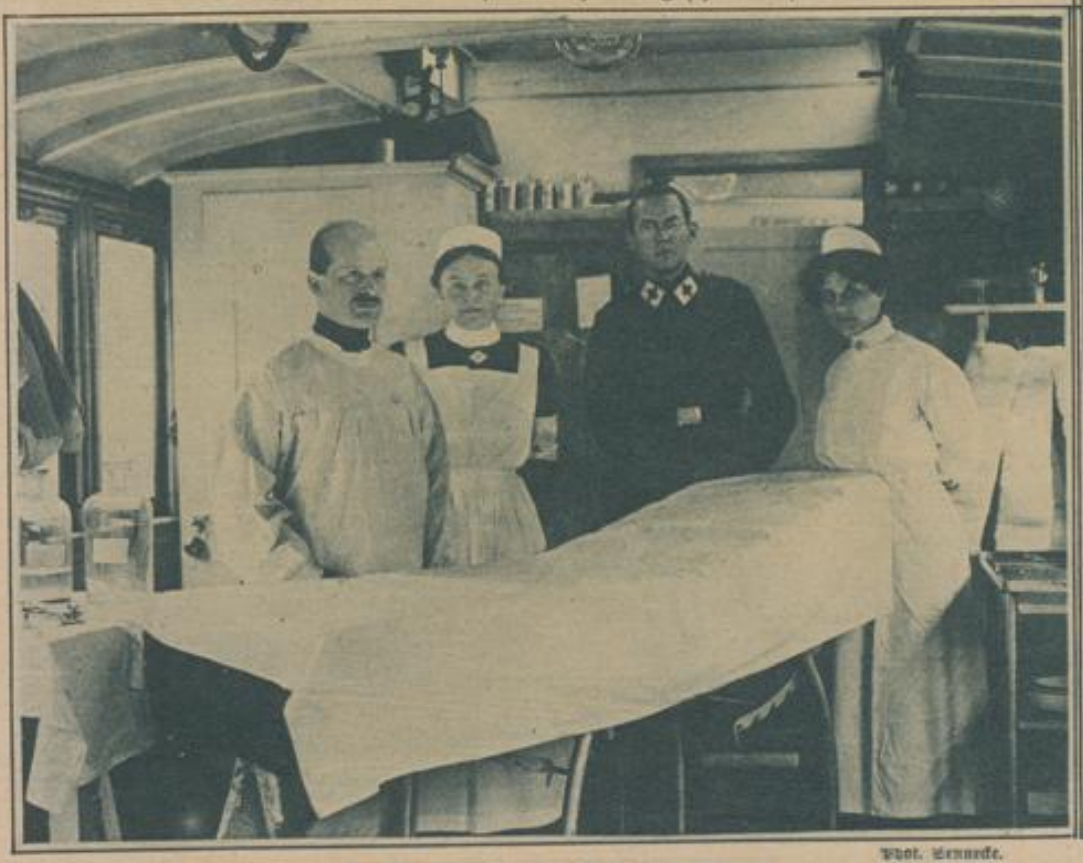
Phot. E. Benninghoven.

Vieheintreibung durch deutsche Matrosen bei Antwerpen.



Phot. Berliner Ill.-Ges.

Das von uns in der Nordsee vernichtete englische Unterseeboot.



Phot. Lenarcke.

Der Operationswagen eines Lazarettzuges.

Hofphot. E. Bieber, Hamburg.

Senator J. Strandes (Hamburg), der Zivilgouverneur von Antwerpen.

Mister Fred: „Der Krieg scheint doch ernstere Folgen nach sich zu ziehen als man denkt."

Schach.

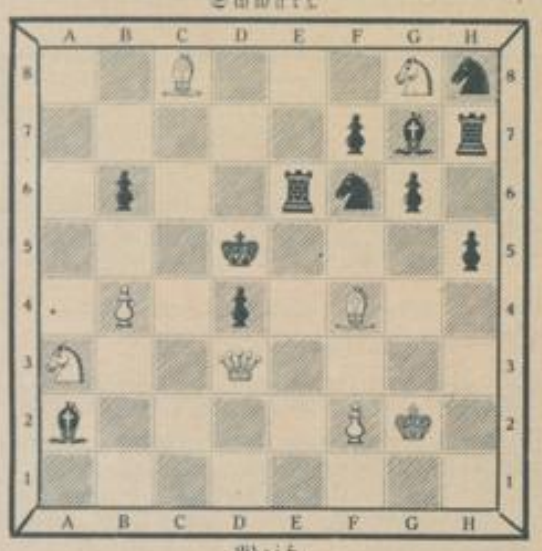
Bearbeitet von J. Mieses.

Alle auf diese Rubrik bezüglichen Zuschriften wolle man an die Schachredaktion des „Illustrierten Blattes" richten.

Aufgabe Nr. 12.

Von V. Gitar in Pilsen.

Schwarz.



Weiß.

Matt in drei Zügen.

Das vorstehende wertvolle Problem wurde vor einiger Zeit in einem ungarischen Problemturnier mit dem ersten Preise ausgezeichnet.

Lösung der Aufgabe Nr. 9.

1. Se7–d5 Ke4×d3
2. Sd5–c3 matt.

1. . . . c4×d3
2. Dd7–e6 matt.

1. . . . e3–e2
2. Sd3–f2 matt.

1. . . . beliebig anders
2. Sd5–c3 matt.

1. . . . c6×d5
2. Dd7×h7 matt.

1. . . . Ta5–a3
2. Sd5×c5 matt.

1. . . . Ld8×f6+
2. Sd5×f6 matt.

Lösung der Aufgabe Nr. 10.

1. Sf4–g2 La8×g2
2. Sc3–e4 u. s. w.

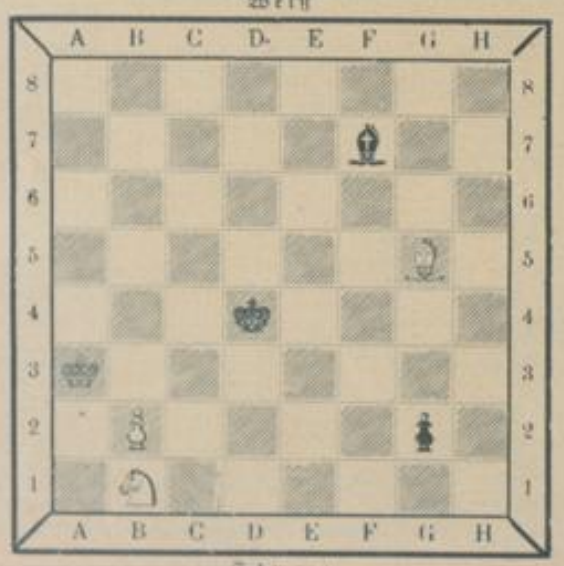
1. . . . Ke5–d4
2. Sc3×b5+ u. s. w.

1. . . . beliebig anders
2. Db3–e6+ u. s. w.

Endspielstudie.

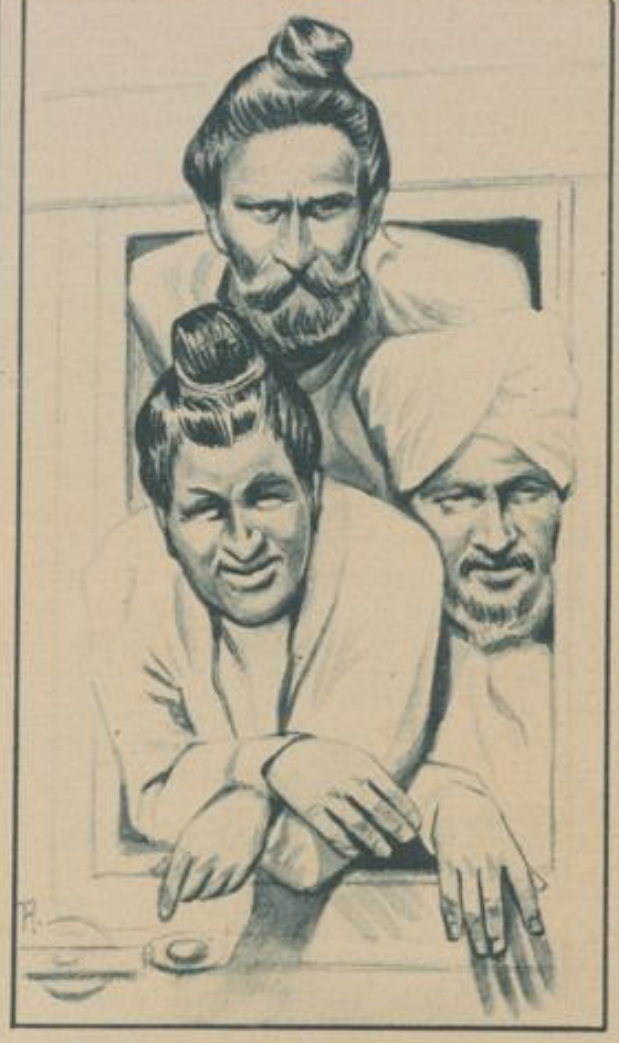
Von W. und M. Platoff in Riga.

Weiß



Schwarz.

Weiß am Zuge macht remis.



Das Titelbild einer französischen Zeitschrift mit einer Lobpreisung aller Völker, die gegen Deutschland kämpfen.

Die Lösung der vorstehenden geistreichen Studie gipfelt in einer überraschenden Pattkombination:

1. Sb1–d2 Lf7–d5

Falls 1. . . . . g2–g1D, so 2. Sd2–f3+.

2. Lg5–d8 . . . .

Droht Ld8–b6+.

2. . . . . Kd4–c5
3. Sd2–b3+! Ld5×b3

Auf 3. . . . . Ke5–b5 würde 4. Sb3–d4+ nebst Sd4–e2 geschehen.

4. Ld8–g5 g2–g1D

Auf 4. . . . . Ke5–d4 geht natürlich der Läufer nach d8 zurück, und Schwarz hat dann nichts anderes als Kd4–e5.

5. Lg5–e3+ Dg1×e3

Weiß ist patt.

Haus und Küche.

Oesterreichische Dampfnudeln. 10 Gramm Hefe oder Bänne wird mit ⅛ Liter lauwarmer Milch und etwas Mehl zu einem Hefenstück oder Stellteig, auch Vorteig genannt, verrührt, zum besseren Gelingen trägt etwas Zucker bei. Ist der Teig gut gegangen, fügt man etwas abgeriebene Zitrone, wenig Salz, einen Teelöffel Zucker, eigroß Butter des Mehles dazu, schlägt den Teig tüchtig und läßt ihn 1½ bis 2 Stunden gehen. Dann formt man davon kleine Klöße, legt sie entfernt voneinander in eine gut ausgestrichene Form, läßt sie nochmals aufgehen, stellt sie eine Viertelstunde in einen nicht zu heißen Ofen, übergießt sie mit kochender Milch und läßt sie noch eine Viertelstunde im heißen Ofen braun backen.

Sächsischer Stollen. 8 Pfund Mehl, 2 Pfund Butter, 1¼ Pfund Zucker, 2 Pfund Rosinen, 1 Pfund Zitronat, 1 Pfund süße und ¼ Pfund bittere Mandeln, die Schale einer Zitrone, 1 Lot Muskatblüte, 2 Liter Milch, 195 bis 200 Gramm frische Hefe oder 65 Gramm Dauerhefe Florylin, 1 Gläschen Rum (4 Stollen). Der Rum wird abends vorher auf die Rosinen gegossen. Das Hefestück wird mit lauwarmer Milch angesetzt; man läßt es gehen und gibt Butter und Zucker hinzu, verarbeitet es tüchtig mit lauwarmer Milch und den übrigen Zutaten, bis es ein geschmeidiger, aber nicht dünner Teig ist. Nun läßt man ihn ordentlich gehen. Dann wird der Teig nochmals durchgearbeitet und in vier Teile zu Stollen geformt und wieder gehen gelassen. Hierauf wird der Teig eine Stunde gebacken. Aus dem Ofen genommen, wird er mit Butter gestrichen und mit Zucker bestreut.

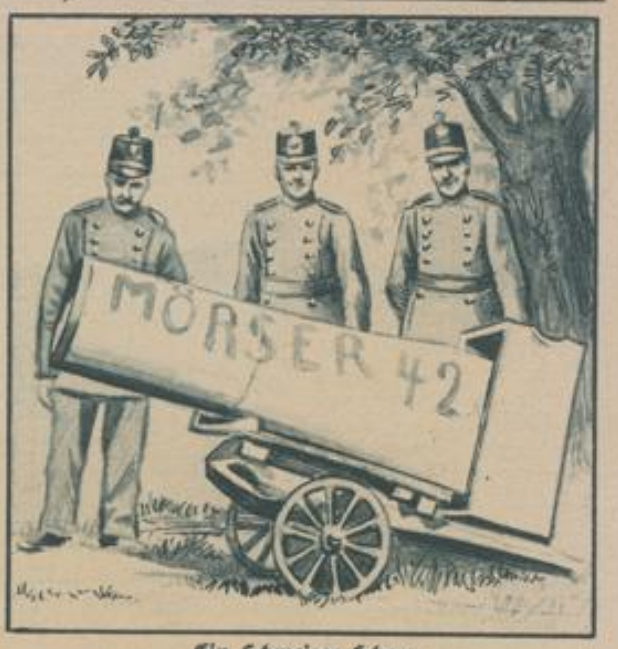
Napfkuchen (marmoriert). 1 Pfund Weizenmehl, 375 Gramm Zucker, 4 ganze Eier, ¾ Liter Milch, 200 Gramm Butter (Kunstbutter), 40 Gramm frische Hefe oder 13 Gramm Dauerhefe Florylin, 125 Gramm Kakao, halb Schokolade. Zuerst macht man einen Vorteig und läßt diesen gehen. Dann rührt man die Butter schaumig, gibt die anderen Zutaten hinzu und arbeitet alles tüchtig durch, teilt den Teig in zwei Teile, vermengt die eine Hälfte mit dem Kakao und füllt abwechselnd löffelweise bald von dem hellen, bald von dem gefärbten Teig in die mit Butter ausgestrichene Form. Man backt ihn nach nochmaligem Gehen in ungefähr einer Stunde.

:: ::

Praktische Winke.

nik **Bei Verbrennungen leistet eine schwache Lösung von Kochsalz in kaltem Wasser ganz vorzügliche Dienste,** sofern noch keine Brandwunden sich eingestellt haben. Wo es angängig ist, tauche man weiches, altes Leinen in Salzwasser und binde es mit dünner Leinenbinde auf die schmerzenden Stellen. Sind die Hände verbrannt, so tauche man sie in ein Salzwasserbad, bis die schlimmsten Schmerzen verschwunden sind, und wiederhole dieses Mittel öfter, bis sich Heilung einstellt. Auch Salatöl auf die Stellen gestrichen und Salz darauf gestreut, lindert die Schmerzen sofort und verhindert die Bildung von Brandblasen.

Das vernickelte Gestell der Kinderwagen reibt man blank, indem man es einige Tage mit Oel bestrichen stehen läßt, dann mit einem wollenen Tuche und Wiener Kalk nachputzt und schließlich mit weichem Leder poliert. Blinde Stellen daran reibe man mit Stearinöl ein und putze sie ebenfalls mit obigem Kalk nach.



Ein Schweizer Scherz.

Die schweizerischen Grenztruppen haben sich ebenfalls ein 42 cm-Geschütz hergestellt.

Rösselsprung.

chen	ger	der	blau	zwit	sind's	die
fern	mel	ter	au	lig	der	was
glänz	die	wir	blau	nach	dör	grün
fassen	ich	auf	●	war	der	weide
schallen	nicht	dich	der	ist's	egal	ich
ne	beide	mich	warmen	wie	die	wohl
für	aus	doch	lenz	wie	luft	ten

Rebus.

Verwandlung.

Wie kann mit Hilfe von 4 Zwischenstufen „Wasser" in „Kattun" verwandelt werden? Die Verwandlung soll durch Aenderung von je zwei Buchstaben entstehen, wodurch immer ein neues Hauptwort entsteht. Die Stellen, an denen die jedesmalige Aenderung geschehen soll, sind durch ein + bezeichnet.

W a s s e r
\+ . . . . +
. . + + . .
\+ . . + . .
\+ . + . . .
K a t t u n

Auflösungen.

Diamanträtsel.

Nachdruck verboten.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weißl

(9. Fortsetzung).

„Ach, merkwürdig finde ich es nicht," antwortete der Kommissär ausweichend, „nur möchte ich mir über alles, was um mich vorgeht, klar werden."

Während Doktor Wurmser mit Mary sprach, hatte er unausgesetzt nach den beiden Gestalten bei der Baumgruppe geblickt.

Jetzt entdeckte er auch Johann, der in einer Entfernung von etwa vierzig bis fünfzig Schritten bei einem Häuflein Bauern stand, mit denen er scheinbar sprach. Doktor Wurmser sah, wie Johann wieder auf den Aktionärraum zuging. Jedenfalls war er jetzt seiner Sache sicher.

Wurmser verabschiedete sich und ging zur Tribünenstiege zurück.

Nach wenigen Minuten kam Johann. In seinem Antlitz drückte sich deutlich große Erregung aus.

„Denken Sie sich, Herr Doktor: er ist's!" rief der greise Diener.

„Wer?"

„Wissen S', einer von den zwei Männern, die mich damals verfolgt hab'n in der Stadt, wie ich den Schmuck gehol hab'."

Doktor Wurmser war betroffen.

„Sind Sie ganz sicher?"

„Ja, Herr Doktor. Ganz bestimmt is er's!"

Doktor Wurmser dankte freundlich, richtete aber keine weitere Frage an Johann, so daß dieser sich mit einer Verbeugung zurückzog.

Jetzt bemerkte Doktor Wurmser, wie die beiden voneinander gingen. Hans schritt rasch dem Ausgang zu, während Baron Rodenstein langsam dem Aktionärraum wieder zuschlenderte.

Doktor Wurmser eilte die Stufen der Tribüne hinab. Er sah, wie Hans Röllner vom Rennplatz auf die Straße trat und sich an einen der dort stehenden Kutscher mit einer Frage wandte. Dann schritt er weiter.

Der Kommissär trat zu dem Kutscher.

„Sie, was hat denn der Mann von Ihnen wollen, der grad da war?"

„Er hat mi a'fragt, ob i 'n nöt zum Schloß hinüberführ'n möcht', aber i hab' die Fuhr nöt annehmen können. Meine Herrschaften san ja drin beim Rennen."

„Danke!"

Doktor Wurmser brach das Gespräch rasch ab, da er Hans folgen wollte.

Helenens Bruder schlug den Weg nach Kottingbrunn ein.

Vorher hatte er noch einige Male mit verschiedenen Kutschern unterhandelt. Jedesmal scheinbar mit demselben Mißerfolg.

Also es war klar: Hans, den Johann als einen jener jungen Leute erkannte, die ihn bei der Fahrt um den Schmuck nach Wien bedrängt, wollte plötzlich nach dem Schloß, zweifellos im Auftrag des jungen Barons.

Natürlich! Franz wußte ja, daß sich die Familie und ein großer Teil der Dienerschaft auf dem Rennplatz befanden, daß also das Schloß in diesem Augenblick ziemlich unbewacht dalag. Wenn er also dort etwas vorzunehmen beabsichtigte, so war dies der geeignetste Augenblick. Was aber führte der Bursch im Schilde?

Nun galt es, ihm zuvorzukommen. Ohne zu überlegen schritt der Kommissär auf einen der zwei Wagen des Barons Rodenstein zu und befahl dem Kutscher: „Führen Sie mich rasch nach Hause! Die Frau Baronin hat etwas vergessen, ich muß es holen!"

Und ehe man drei zählen konnte, flogen auch schon die Pferde über die staubige Landstraße.

„Schneller! Schneller!" trieb Doktor Wurmser den Kutscher an. „Wir müssen beim dritten Rennen, bevor der Herr Oberleutnant reitet, zurück sein!"

Eine leichte Berührung mit der Peitsche genügte, um die edlen Pferde zu stärkerem Ausgreifen zu treiben.

Als der Wagen in die breite Lindenallee einbog und der Kommissär noch einmal auf die Chaussee zurückblickte, sah er weit hinten in der Richtung gegen Kottingbrunn einen schwarzen Punkt und darüber eine Staubwolke.

Vermutlich hatte Hans doch einen Wagen aufgetrieben und befand sich gleich ihm auf der Fahrt nach Rodenstein.

Der Kommissär ließ im Schloßhofe halten und eilte ums Haus herum in den rückwärtigen Teil des Parkes. Als er die Wiese, die sich vor dem Turm ausbreitete, betrat, kam ihm aus einem gegenüberliegenden Gebüsch Brandtner entgegen.

Der Kommissär zog Brandtner in den Turm und flüsterte ihm zu: „Ich wette tausend gegen eins, daß wir in der nächsten halben Stunde wissen, woran wir sind!"

Phot. Albrecht, Karlsruhe.

Wie die Franzosen in Lothringen gehaust haben.

„Is was g'scheh'n?" fragte der Agent.

„Verstecken Sie sich draußen," antwortete der Kommissär, „und geben Sie auf einen jungen blonden Burschen mit kleinem Schnurrbart und ziemlich verwüstetem Gesicht acht, der in wenigen Minuten hier sein wird. Er ist groß und schlank. Wenn er hereinkommt, stören Sie ihn nicht. Geben Sie nur ein Zeichen. Unternehmen Sie nichts, warten Sie, bis er fortgeht, dann folgen Sie ihm."

Der Agent wandte sich zur Tür.

„Sie, Brandtner!" rief ihm der Kommissär nach. „Haben Sie Waffen bei sich?"

„Ja, Revolver und Totschläger."

„Geben Sie mir den Totschläger, es bleibt Ihnen noch immer für alle Fälle der Revolver."

Der Agent reichte dem Kommissär die Waffe und verließ den alten Turm.

Doktor Wurmser legte sich im rückwärtigen Gewölbe auf die Lauer.

Vorsichtig und ruhig zog er die Tür, die in das Mittelgebäude führte, zu und schob einen kleinen Riegel vor, den er hatte anbringen lassen. Dann öffnete er drei kleine Sehlöcher von Bleistiftbreite.

Auf Doktor Wurmsers Anordnung hatte der Agent Raimund diese Löcher in die Tür gebohrt und mit kleinen Holzstäbchen verstopft. So konnte der Kommissär fast das ganze mittlere Gewölbe überblicken.

Kaum war er mit diesen Vorbereitungen zu Ende, als er ein Geräusch im ersten Raume hörte.

Wie kam das? Warum hatte der Agent kein Signal gegeben?

Der Kommissär spähte durch das Mittelloch und sah bei der offenen Turmtür ein junges Mädchen stehen.

Eine fremde Gestalt! Er wenigstens hatte sie während des achttägigen Aufenthaltes im Schlosse noch nie gesehen.

Das junge Mädchen trat in den Turm, kehrte aber sogleich wieder zur Tür zurück und hob die Hand wie zum Schutze gegen die Sonne vor die Augen und blickte aus. Dann winkte sie und verschwand.

Was hatte das zu bedeuten? Wem hatte sie gewinkt?

Im selben Augenblick wurde der Signalpfiff laut.

Die Turmtür wurde geräuschlos geöffnet und Hans schlüpfte rasch und vorsichtig herein.

— — — — — — —

Die ersten zwei Rennen waren vorüber. Das Publikum hatte sich nicht sehr dafür interessiert. Das Ereignis bildete ja doch nur die große Steeplechase, die von elf Offizieren bestritten werden sollte.

Jetzt wurden die Nummern aufgezogen. Alle Blicke richteten sich auf die Tafel. Dann wurden niedere, runde Sesselchen gegen das Gitter getragen und von Damen bestiegen. Man wollte die Reiter Revue passieren lassen.

Einzeln wurden sie dahergeführt. Junge, schneidige Reitergestalten auf edlen Pferden. Die Stallburschen hingen fest in der Halfter, denn die temperamentvollen Tiere schienen vor Ungeduld zu brennen, endlich losstürmen zu dürfen.

Als die Reiter an den Tribünen vorbeigeführt wurden, lächelte so mancher ins Publikum und beugte sich leicht im Sattel. Feurige Blicke aus schönen Frauenaugen dankten für die Grüße.

Jetzt kam Oberleutnant Baron Walden daher. Die Attilla, deren Goldschnüre weithin leuchteten, saß ihm wie angegossen. Er war der einzige Husar in der Schar, also weithin erkenntlich.

„Janko" dampfte unter ihm, spitzte die Ohren, blickte nach allen Seiten und wollte dem Führer wiederholt ausreißen. Prachtvoll in Form war er. Kein Lot Fett, überall muskelbepackt.

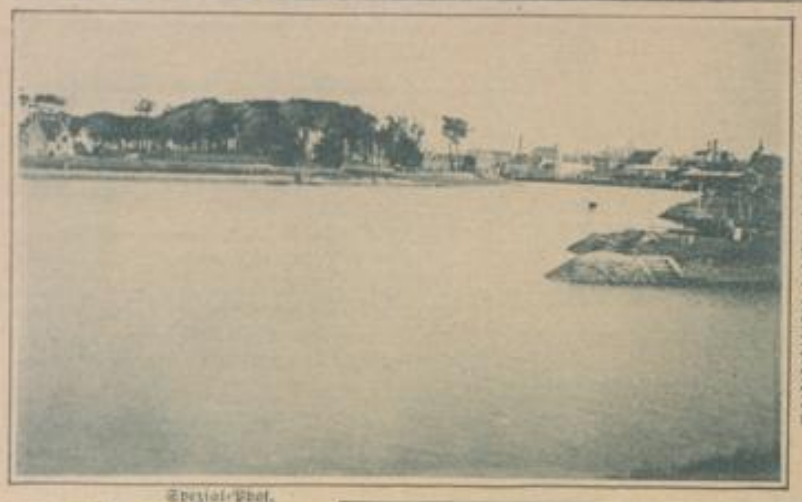
Walden saß leicht in den Sattel zurückgelehnt und nickte einigen Bekannten zu. Ein fröhliches, siegesgewisses Lächeln umspielte seinen Mund und ließ seine weißen Zähne blinken. Sein Blick flog heiß zu der Loge hinauf, in welcher Mary mit bleichen Wangen wie hypnotisiert auf den Geliebten starrte. Sein fröhliches Lächeln fand keine Erwiderung. Nur mit einem leichten Neigen des Kopfes dankte sie für den feurigen Blick.

Die Promenade der Pferde vor der Tribüne war zu Ende. Sie wurden gewendet und flogen dem Start zu. Wie Pfeile, die vom Bogen abgeschossen wurden, sausten sie dahin. Speziell „Janko" schien auf diese Sekunde nur gepaßt zu haben. Tänzelnd, springend, sich bäumend, war er die Tribünen entlang geführt worden. Nun nahm der Oberleutnant die Zügel auf — eine Wendung — er stellte sich im Bügel auf — und das Pferd ging in Galopp über. In prachtvollen langen Sätzen flog es am Publikum vorbei. Ein „Ah!" der Bewunderung wurde laut. Der schöne Probegalopp schien die Chancen des Pferdes bedeutend zu heben, denn an den Schaltern des Totalisators klappte unausgesetzt die Nummer 5, die Nummer Waldens.

Infolge der Unruhe „Jankos" verzögerte sich der Start. Dreimal war das Feld schon entlassen worden und mußte wieder aufgehalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf im Nordwesten.

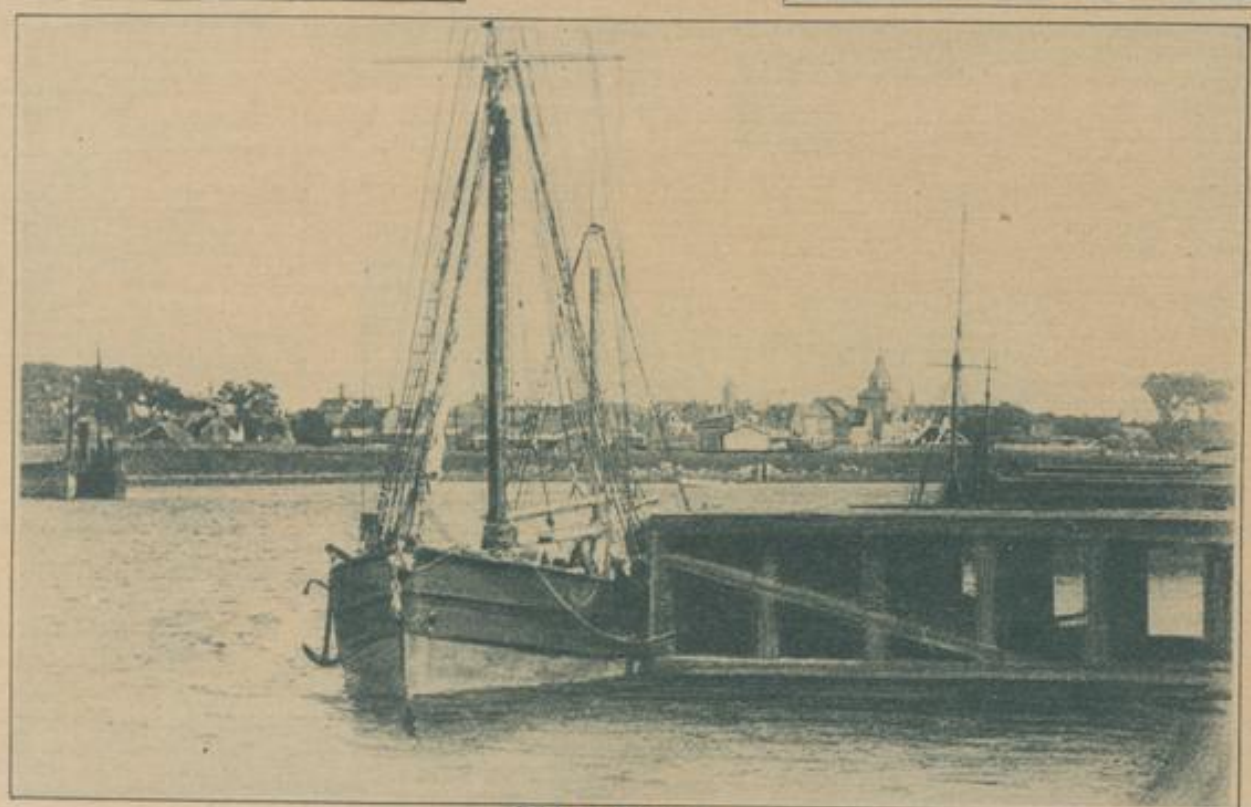


Spezial-Phot.
Blick auf Nieuport.

Spezial-Phot.
Einer der zahlreichen Yserkanäle zwischen Nieuport und dem Meer.

Bei Nieuport und Ostende ist die große Schlacht im Gange, die von den Verbündeten mit dem Mute der Verzweiflung geschlagen wird. Sie wissen, daß von dem Ausgange dieser Schlacht auch das Schicksal der Armeen in Frankreich abhängen wird. Die eigentlichen Kampfplätze in diesem Ringen sind Nieuport-Lille-Hazebrouck. Wenn unser Vorstoß gegen die Küste geglückt ist, können die Verbündeten nur einen höchst gefährlichen Rückzug antreten. Nach alledem, was wir bisher gehört haben, hat unsere glänzende Offensive die besten Aussichten.

Aeußerst schwere Artilleriegefechte sind im Gange. In dem Abschnitt der Front Nieuport-Dixmuiden haben die Verbündeten die englische Flotte als Helfer. Ein Dutzend Schiffe feuert vom Wasser aus. Natürlich haben auch unsere Artilleristen ihr schweres Kaliber mitgebracht. Noch tobt der Kampf auf beiden Seiten gleich heftig. Oestlich von Dixmuiden weicht der Feind indes schon zurück und auch bei Ypern schreitet der deutsche Angriff gut fort. Die nächsten Tage werden die Entscheidung bringen. Wir zittern nicht vor seinem Ausgang.



Blick auf Nieuport.
Vorne beginnt die lange Landungsbrücke, die 1½ Kilometer über Land und dann noch 300 Meter in die See hinausführt.

Ver. Foto-Bur., Amsterdam.
Deutsche Soldaten verteilen Suppe und Brot an die arme Bevölkerung in belgischen Städten.

Druck der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Frankfurt a. M., Große Eschenheimerstraße 33 37. Bezugspreis: Vierteljährlich 90 Pfg. zuzüglich Postgebühr.
Für den Inhalt verantwortlich: Max Geisenheyner, Frankfurt a. M.